Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

324ter bis 326ter Band.

Enthält:

Memoiren des Teufels.

Viertes bis sechstes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Die

Memoiren des Teufels.

Vorläufer

der

„Pariser Mysterien."

Von

Friedrich Soulié.

Deutsch

von

Ludwig Hauff.

Viertes bis sechstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

I.

Der Possenreißer. — Der Ex-Notar.

Der Teufel antwortete, nachdem er seine Beine auf den Rücksitz gelegt hatte:

„Dieser hier heißt Ganguernet und ist einer jener Menschen, wie sie Jedem einmal im Leben begegnen, einer jener kleinen Menschen, dick, rund und fett, die Haare kurz und in die Höhe, mit niedriger Stirn, hochgetragener Nase, dicken Wangen, den Hals zwischen den Schultern, die Schultern im Magen, den Magen im Bauch, den Bauch auf den Beinen, sich fortwälzend, aufgeblasen, scheinend, lachend, einer jener Menschen, die euch hinten am Kopf erfassen und sagen: Wer ist es? — die euch den Stuhl in dem Augenblicke wegziehen, indem ihr euch setzen wollt — die euch das Sacktuch herausziehen, wenn ihr euch schneuzen wollt, einer jener Menschen endlich, die, während ihr sie mit einer erzürnten Miene betrachtet, euch mit einer merkwürdigen Festigkeit antworten: das ist eine Geschichte zum Lachen!

„Dieser Herr Ganguernet ist von Pamiers, wo er bis jetzt immer gelebt hat. Er kennt alle Schliche seines Handwerks als Possenreißer. Er ist sehr geschickt

darin, einen Brocken Fleisch an die Glockenzüge der Thorwege zu befestigen, damit alle in der Stadt herumlaufenden Hunde nach diesem Fleischbissen hinaufspringen und die Dienerschaft des Nachts zehnmal aufwecken. Er besitzt eine große Geschicklichkeit in der Kunst, die Aushängschilde loszumachen und sie wechselsweise zu vertauschen. Einmal nahm er den Aushängeschild eines Haarkünstlers weg, durchsägte ihn und fügte dessen Hintertheil an den eines Nachbars, der dann lautete: Herr Roblat vermiethet Fuhrwerke und falsche Tuppehs nach pariser Art. An einem andern Tage, oder vielmehr in einer andern Nacht, riß er den auf Holz gemalten Schild eines Marionettentheaters herunter und hing ihn an eine Apotheke, und ganz Pamiers konnte am folgenden Morgen lesen: Herr F..... Apotheker, Jahrmarktstheater.

„Herr Ganguernet ist auf dem Lande nicht weniger liebenswürdig, als in der Stadt. Er versteht es, wie man genau die Borsten einer Bürste zerschneidet und sie in das Bettuch eines Freundes bringt, damit dieser wüthend von Stichen wird und kaum eine Viertelstunde in seinem Bette bleibt. Er durchbohrt zum Verwundern eine Wand, um einen Bindfaden durchzuziehen, den er an eure Bettdecke befestigt hat; wenn ihr dann eingeschlafen seid, zieht er behutsam, bis die Decke bis auf die Füße herabgegangen ist; man wacht erstarrt auf, denn Ganguernet sucht zu seinen Unternehmungen kalte und feuchte Nächte aus; man zieht seine Decke wieder hinauf, man wickelt sich sorgfältig in dieselbe, man schläft wieder ruhig ein, dann zieht Ganguernet wieder an dem Bindfaden, macht euch wieder bloß und frierend, und wenn man für sich zu fluchen anfängt, ruft er euch durch ein Loch zu: Das ist eine Geschichte zum Lachen!

„Wenn Ganguernet einem Einfaltspinsel begegnet, mit einer jener Figuren, welche man eine Mystification nennt, nimmt er ihm, während er schläft, seine Beinkleider und seinen Rock weg, und macht Alles selbst

enger. Dann weckt er sein Opfer auf und ladet es ein, sich anzukleiden, um auf die Jagd zu gehen. Der Unglückliche will seine Beinkleider anlegen und kann nicht hinein kommen.

„Guter Gott!“ schreit Ganguernet, „was haben Sie denn, mein Theurer? Sie sind ganz geschwollen!“

„Ich?“

„Es ist entsetzlich!“

„Glauben Sie?“

„Ich weiß nicht, ob ich mich täusche; aber kleiden Sie sich an, wir wollen hinunter gehen und jeder wird dasselbe sagen, was ich sage.“

„Aber ich kann mich ja nicht ankleiden!“

„Das ist es, Sie sind geschwollen.... Das ist ein schrecklicher Anfall von Wassersucht.“

„Und dieß währt so lange, bis Ganguernet sein berüchtigtes: das ist eine Geschichte zum Lachen! gesagt hat.

„Unter seinen Geschichten befindet sich eine, die mir abscheulich vorkommt; er machte sie mit einem Manne, der schrecklich furchtsam, sonst aber brav war.

„Nachdem sich dieser Herr schlafen gelegt hatte, fühlt er am Ende seines Bettes etwas Kaltes und Klebriges; er betastet es mit seinen Füßen; es ist ein runder, länglicher Körper, er berührt ihn mit der Hand, es ist eine zusammen gerollte Schlange. Er springt aus dem Bette, stößt einen Schrei des Entsetzens und des Abscheus aus, und Ganguernet erscheint und ruft: „Das ist eine Geschichte zum Lachen!... Er fürchtet sich vor einer Aalhaut, mit Lumpen ausgestopft!“

„Dieser Herr wurde wüthend und wollte Ganguernet die Knochen zerschlagen; Ganguernet aber warf ihm einen großen Wassertopf an den Kopf und entfloh, indem er rief: „das ist eine Geschichte zum Lachen!“ die Herren des Hauses liefen auf den hiedurch entstandenen Lärm herbei, beruhigten den Gefoppten, indem sie ihm

auseinander setzten, daß Ganguernet ein charmanter Junge, ein beherzter Spaßvogel sei, ohne den man, besonders auf dem Lande, nicht leben könne, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, vor langer Weile zu sterben."

„Nimm Dich vor ihm in Acht, Baron; er ist eines jener unerträglichen Wesen, die durch das Leben Anderer rennen, wie ein Hund durch das Kegelspiel, und mit ihrer Pfote alle eure Anordnungen für eure Freude, für eure Traurigkeit umwerfen. Unerträglicher als der Hund, schwerer fortzujagen als dieser, sind sie auf der Lauer nach allen euren Gesinnungen, nach allen Entwürfen, die ihr macht, um sie durch ein Wort, oder durch einen Scherz zu durchkreuzen; diese Wesen sind um so mehr zu fürchten, indem sie euch der Gefahr aussetzen, über eure grausamsten Feinde und eure besten Freunde zu lachen, was gleich köstlich ist und euch fast immer zu Mitschuldigen an den Mystificationen Anderer durch das Vergnügen macht, welches ihr dabei gehabt habt. Daraus folgt, daß wenn sie sich an euch wenden, ihr auf keine Weise eine Theilnahme finden werdet, die ihr selbst für niemand hattet, und daß man euch mit dem Lächerlichen allein läßt, damit ihr euch darüber ärgert, wenn es anders möglich ist, sich darüber zu ärgern.

„Unter den Menschen dieser Gattung gibt es einige, deren Gemeinheit mit Betrachtungen endet: diese da halten sich auf dem Repertoire der bekannten Possen. Den Kopf durch das Fenster eines Schuhflickers zu stecken, um ihn nach der Adresse des Finanzministers oder des Erzbischofs zu fragen, eine Schnur über eine Treppe zu spannen, um so die Herabsteigenden eine Reise auf die Niere — das ist der eigenthümliche Ausdruck — machen zu lassen; in Mitte der Nacht einen Notar aufzuwecken und ihn fortzuschicken, um bei einem Clienten, der sich vortrefflich wohl befindet, ein sehr dringendes Testament zu errichten, und tausend andere

Possen dieser Art; das ist die Tiefe des Handwerks und Ganguernet versteht es besser als irgend einer.

„Einiges hat er selbst ersonnen und das hat ihm einen colossalen Ruf gemacht. Das einzige, wahrhaft sinnreiche, was er machte, hatte in einem Landhause statt, wo man in großer Anzahl versammelt war. Unter den dort befindlichen Frauen hatte Ganguernet eine von dreißig Jahren ausgezeichnet, welche für die Pariser Schönheiten sehr eingenommen war und das blasse Gesicht eines schönen, ziemlich einfältigen jungen Mannes dem purpurfarbenen Antlitze Ganguernets vorzog. Ganguernet hatte gewonnenes Spiel, ihn unter den Augen dieser Dame zu foppen, die sein linkisches Benehmen für poetisches Vorurtheil, seine Leichtgläubigkeit für ehrenwerthe Gutmüthigkeit erklärte. Eines Abends zog sich Alles nach einer lebhaften Apologie des blassen jungen Mannes zurück, die Ganguernet mit einer Geduld von schlimmer Vorbedeutung ertragen hatte. Nach Verlauf einer halben Stunde tönte das Haus von dem durchdringenden Geschrei: „Feuer! Feuer!“ wieder, und dieses Geschrei ging von dem Salone des Erdgeschoßes aus. Alles eilt dahin, Männer und Frauen, halb entkleidet, oder, wie Du willst, halb wieder angekleidet. Man stürzt durch einander hinein, die Leuchter in der Hand, und man findet Ganguernet in einem Lehnstuhle ausgestreckt. Auf die Fragen, die man wiederholt an ihn stellt, antwortet er nicht, aber er ergreift feierlich die Hand des blassen jungen Mannes, führt diesen zu der schönen Dame und sagt mit würdevollem Tone zu ihr:

„Ich stelle Ihnen das poetischste Herz der Gesellschaft in der Baumwollenmütze vor.“

„Alles brach in Lachen aus und die Dame hat es niemals verziehen, weder Ganguernet noch der Baumwollenmütze.

„Indessen haben alle die Possenspiele dieses Menschen nicht eine Rache zum Ziele gehabt; die Geschichte

zum Lachen war das große Princip seiner Touren. Ehe wir zu der Anekdote gelangen, welche Dir ihn in seinem wahrhaften Lichte zeigen wird, will ich Dir noch einige Züge erzählen, mit denen er sich am meisten brüstete. Er wohnte zu Pamiers zwei ehrbaren Bürgersleuten gegenüber, die ein kleines Haus, ihr Eigenthum, allein bewohnten.

„Die Verehrungswürdigen hatten die Gewohnheit, alle Sonntage zu einem ihrer Verwandten zu gehen, um dort zu Mittag zu speisen und eine Partie Picket zu machen. Dieser Verwandte wohnte ziemlich entfernt von ihnen, man trank bei ihm ein wenig Punsch, oder man aß gebratene Milan mit Farinzucker bestreut; man befeuchtete das Ganze mit weißem Weine von Limou, und zwar in dem Maße, daß unsere beiden verehrungswürdigen Eheleute gegen eilf Uhr trällernd und stolpernd nach Hause kamen.

„An einem gewissen, unglücklichen Sonntage kehrten sie so nach Hause; sie gelangten vor die Thüre des Nachbars und setzten noch den Weg von zehn Schritten fort, gerade den Zwischenraum, der ihre Thüre von jener trennt, an der sie so eben vorüber gegangen waren. Der Mann sucht den Hauptschlüssel in seiner Tasche und findet ihn, er sucht das Schloß, kein Schloß ist mehr da.

„Wo ist das Schloß?“ schrie er.

„Du hast zu viel Wein getrunken, Herr Larquet,“ sagt die Frau, — er nannte sich Larquet — „Du suchst das Schloß und wir sind noch vor der Mauer des Nachbars.“

„Es ist wahr,“ antwortete Herr Larquet, „laß uns noch einige Schritte vorwärts gehen.“

„Sie setzten ihren Weg fort, aber dießmal kamen sie zu weit, denn nachdem sie die Thüre des Nachbars von der rechten Seite erkannt gehabt, so erkannten sie jetzt die Thüre des Nachbars zur linken, ihre Thüre

war zwischen diesen beiden. Sie kehrten zurück, indem sie die Mauer betasteten, sie kommen an eine andere Thüre, es ist die des Nachbars zur Rechten. Die beiden guten Leute erschrecken über den Zustand ihres Verstandes, sie halten sich für ganz und gar betrunken, sie setzen ihre Besichtigung fort und von der Thüre des Nachbars zur Rechten kommen sie wieder auf die des Nachbars zur Linken. Sie finden immer diese beiden Thüren, nur die ihrige nicht; ihre Thüre ist verschwunden, wer hat sie ihnen weggenommen? Schrecken erfaßt sie, sie fragen sich, ob sie närrisch geworden, und indem sie als ehrsame Bürgersleute fürchten, sich dadurch lächerlich zu machen, daß sie ihre Hausthüre nicht mehr finden können, laufen sie eine Stunde lang hin und her, betasten, messen, betrachten; aber es gibt keine Thüre mehr, es gibt nichts als eine unbekannte Mauer, eine nimmer weichende, eine zum Verzweifeln bringende Mauer. Plötzlich ergreift sie die Furcht, sie stoßen ein Geschrei aus, sie rufen um Hülfe und endlich erkennt man, daß die Thüre ganz genau zugemauert und beworfen worden ist. Als nun Alles sich erkundigt, wer diesen ehrsamen Bürgersleuten diesen Spuk habe anthun können, da ruft Ganguernet, der aus seinem Fenster mit einigen Narren dem Spektakel, der Trostlosigkeit des Herrn und der Madame Larquet zugesehen hatte, der Menge seinen unermüdlichen Refrain zu:

„Das ist eine Geschichte zum Lachen.“

„Aber sie werden eine Krankheit davontragen.“

„Bah!“ wiederholte er, „das ist eine Geschichte zum Lachen!“

„Man bat den Herrn Prokurator des Königs, die Lachlust Ganguernet's zu mäßigen; er erhielt einige Tage Arrest, ungeachtet seiner geschickten Vertheidigung, die darin bestand, daß er ohne Aufhören wiederholte:

„Das ist eine Geschichte zum Lachen, mein Herr Präsident!“

„Trotz seiner Eitelkeit rühmt sich doch Ganguernet nicht aller seiner Touren, und es ist unter denselben eine, die er immer ableugnet, weil dem Urheber derselben, wenn er entdeckt wird, das Abschneiden der Ohren gedroht ist. Auf diese war er durch die verächtliche Behandlung gekommen, die seiner Person in einem gewissen aristokratischen Salon zu Theil geworden. Es handelte sich um nicht weniger, als um eine alte, sehr vornehme Dame, welche die schönste Welt der Stadt bei sich empfing.

„Unter andern Gewohnheiten der alten Race hatte sie die beibehalten: Erstens, ihre Gesellschaft nie mit Leuten von niedriger Abkunft, wie Ganguernet, zu vermischen, und zweitens, sich in der Sänfte tragen zu lassen.

„Sie war auf einen Ball bei dem Unterpräfekten gekommen, welchem Ganguernet beiwohnte. Sie ging gegen Mitternacht weg, in ihrer Sänfte getragen, und während eines Platzregens. In dem Augenblicke, in welchem sie unter einen jener Wolfsrachen kam, welche das Regenwasser in langem, brausendem Sturze auf die Straße ausgießen, ertönten rechts und links zwei oder drei Pfiffe und vier Männer erschienen.

„Die Träger entfliehen und lassen die Sänfte im Stiche; in dem Augenblicke, in welchem die vornehme Dame ermordet zu werden glaubt, empfindet sie eine schreckliche Kälte auf dem Kopfe. Die Decke der Sänfte war wie durch einen Zauber verschwunden und der Wolfsrachen goß Ströme von Regen in das Innere der Sänfte, deren Thüre die Eigenthümerin vergebens zu öffnen suchte. Sie strampelt mit Händen und Füßen, sie steigt auf den Sitz und beginnt da, gleich dem Teufel, der in eine Kanzel gesperrt ist, den göttlichen Zorn auf die Mörder herabzurufen, die sie ein so grausames Gießbad nehmen ließen, und die auf ihre Schimpfworte durch nichts, als durch die unterthänigsten Complimente antworteten.

„Was als das infamste empfunden wurde, war, daß die Dame gepudert war, und daß die Fopper Regenschirme hatten.

„In Mitte aller der todten und dummen Existenzen, unter welchen er in Pamiers lebt, gilt Ganguernet seit zehn Jahren für den jovialsten, für den liebenswürdigsten, für den unterhaltendsten Menschen jener Welt; kaum sind Einige, welchen er eine Art von Verachtung einflößt, es gibt auch solche, die sich vor diesem Menschen fürchten. Dieses immerwährende Lachen auf seinen rothen Lippen gewährt einen übeln Anblick, diese unerschütterliche Fröhlichkeit bei allen Ereignissen des Lebens muß beunruhigen gleich dem immerwährenden Anblicke eines häßlichen Gespenstes; dieses widerliche Wort, welches er wie eine Moral am Ende aller seiner Possen ausstößt, dieses Wort: Das ist eine Geschichte zum Lachen! ist oft so traurig, als das Wort des Trappisten: Bruder, man muß sterben! Es mußte sich aber auch nie Unglück in dem Leben dieses Mannes finden, er mußte nothwendig einem Leben begegnen, das er zu Grunde gerichtet, weil er es unter das unheilvolle Niveau seines Zeitvertreibs stellen wollte. Es mußte ein Tag kommen, an dem er sein berüchtigtes Wort: Das ist eine Geschichte zum Lachen! auf einem Grabe aussprach.

„Es sind drei Wochen, daß Herr Ernst von B..... mehrere Freunde zu einer großen Jagdpartie einlud; Ganguernet war darunter. In dem Augenblick der Ankunft der Geladenen vollendete Ernst einen Brief; er siegelte ihn und legte ihn auf den Kamin; Ganguernet, der sehr neugierig war, nimmt ihn und liest die Aufschrift.

„Sieh, Du hast da an Deine Schwägerin geschrieben?" sagte er.

„Ja," antwortete Ernst ziemlich gleichgültig, „ich setze sie davon in Kenntniß, daß wir heute Abend gegen

sechs Uhr auf ihr Schloß kommen werden, und uns zum Mittagessen einladen. Wir sind, wie ich glaube, fünfzehn, und wir würden Gefahr laufen, ein sehr frugales Mittagessen zu bekommen, wenn sie nicht frühzeitig davon in Kenntniß gesetzt wird."

„Ernst klingelte einem Bedienten, stellte ihm den Brief zu und Niemand bemerkte, daß Ganguernet mit dem Diener verschwand.

„Man brach auf; als die Jagd begonnen hatte, gingen Ganguernet und einer der Jäger auf die eine Seite der Ebene, während die Freunde auf der andern jagten.

„Diesen Abend wird es etwas zu lachen geben," sagte Ganguernet zu seinem Begleiter.

„Und warum?"

„Stellen Sie sich vor, daß ich dem Bedienten eine Louisdor gegeben habe, daß er den Brief nicht an seine Adresse besorgte."

„Sie haben ihm also denselben genommen?"

„Nein, bei Gott, ich habe dem Boten gesagt, daß es sich um einen lustigen Streich handle, und daß er den Brief dem Manne bringen soll. In diesem Augenblick sitzt er als Richter zu Gericht. Wenn er sieht, daß er diesen Abend fünfzehn lustige Brüder von trefflichem Appetite bei sich haben soll, dann fängt er vor Zorn an, sich die Milz zu zerreißen. Er ist geizig wie ein Harpagon, und der Gedanke, daß wir seinen Keller und seinen Hühnerhof mit Feuer und Schwert verheeren, gibt ihm eine so üble Stimmung, daß er im Stande ist, zehn Unschuldige verurtheilen zu lassen, um früh genug auf das Schlachtfeld zu kommen und der Plünderung vorzubeugen."

„Wenn dem so ist," sagte Ganguernets Gefährte, „so scheint mir dieses eine sehr unangenehme Tour."

„Bah! Das ist eine Geschichte zum Lachen. Das Drolligste wird übrigens sein, wenn wir ankommen

werden. Die Andern werden vor Hunger und vor Durst fast umkommen, sie werden sich auf das Schloß begeben, fest überzeugt, daß sie ein vortreffliches Abendessen finden. Aber nichts, schlechterdings nichts."

„Und glauben Sie, daß mir dieses mehr gefällt, als einem Andern?" antwortete der junge Mann, den Ganguernet zum Vertrauten erwählt hatte. „Werden Sie selbst nicht der Erste sein, der durch Ihren Scherz gefoppt ist?"

„Nicht doch, nicht doch! Ich habe da ein kaltes Huhn und eine Flasche Bordeaux bei mir, ich biete Ihnen die Hälfte davon an."

„Ich danke, ich will lieber Herrn Ernst aufsuchen, und ihn hievon in Kenntniß setzen."

„Ach, mein Gott!" rief Herr Ganguernet, „mit Ihnen gibt es nichts zu lachen!"

„Der junge Mann entfernte sich und suchte seine Freunde auf, um sie zu fragen, wo er Herrn Ernst finden könne. Sie sagten ihm, daß er die Richtung gegen das Schloß seiner Schwägerin eingeschlagen habe. Auch er wendete sich gegen dasselbe, entschlossen, Frau von B.... von dem Streiche Ganguernets zu unterrichten. An der Biegung eines Wegs bemerkte er Ernst, der gegen das Schloß ging; er verdoppelte seine Schritte, um ihn zu erreichen, und es gelang ihm, fast in demselben Augenblick mit ihm einzutreffen. Nur hatte Ernst die Thürschwelle schon überschritten, als der junge Jäger an dieselbe gelangte. Als Jener eingetreten war, schloß sich die Thüre heftig, und fast in demselben Momente hörte dieser einen Schuß fallen, dann eine Stimme, welche schrie:

„Wohlan, da ich Dich gefehlt habe, so vertheidige Dich..."

„Der junge Mann eilte an ein Gitter, welches so hoch angebracht war, daß man sich mit dem Arme auflehnen konnte, und welches die Aussicht in den Hof

gewährte, und nun sah er den schauderhaftesten Auftritt. Der Mann griff, den Degen in der Faust, Ernst mit einer rasenden Verzweiflung an.

„Ha, Du liebst sie, und sie liebt Dich!“ schrie er mit rauher, wüthender Stimme... „Ha, Du liebst sie, und sie liebt Dich! Zuerst Du, dann sie!...“

„Der dem Präsidenten zugestellte Brief hatte ihn von einem Geheimnisse unterrichtet, welches seit länger als vier Jahren verborgen geblieben war, und der Richter war, ehe er das der Staatsgesellschaft zugefügte Unrecht gerächt hatte, herbei geeilt, das seinige zu rächen.

„Vergebens rief Ernst's Freund, der an das Gitter hinauf gestiegen war, die beiden Brüder bei ihren Namen. Herr von B.... trieb Ernst von einem Winkel des Hofs in den andern, er war blind vor Wuth. Plötzlich öffnet sich ein Fenster, Frau von B.... blaß, mit aufgelösten Haaren, erscheint an demselben.

„Leonie!“ rief Ernst, „entferne Dich!“

„Nein, sie bleibe!“ sagte der Mann. „Sie ist eingeschlossen; habe keine Furcht, daß sie herunter komme, um zwischen uns zu treten.“

„Und er stürzte sich aufs Neue gegen seinen Bruder mit einer so heftigen Erbitterung, daß die Funken von dem Degen sprühten.

„Ich bin es, die sterben muß,“ schrie Frau von B...., „ich bin es; tödte mich, mich tödte!“

„Der junge Mann, unglücklicher Zuschauer bei diesem schrecklichen Auftritte, vermengte sein Geschrei mit dem der Frau von B...., er rief um Hülfe, er rüttelte an dem Gitter, er versuchte über die Mauer zu klettern, als Leonie, von ihrer Verzweiflung fortgerissen, verwirrt, außer sich, wahnsinnig, sich aus dem Fenster herab stürzte und zwischen ihren Liebhaber und ihren Mann fiel. Diesem hatte die Wuth alle Vernunft geraubt und er wandte seinen Degen gegen sie,

aber Ernst schafft sie bei Seite, verliert jetzt alle Furcht und ruft:

„Ha, Du willst sie tödten! Wohlan, vertheidige Dich jetzt!'

„Und nun greift er seinen Bruder mit unerhörter Wuth an.

„In diesem Augenblicke vermochte kein Mensch, sie zu trennen; sie waren in dem Hofe eingeschlossen, und die unglückliche Leonie hatte bei ihrem Sturze das Bein gebrochen. Ein schauderhafter Kampf entstand, schon floß das Blut beider Brüder; es schien ihre Wuth nur zu vermehren. Unterdessen war der junge Jäger auf dem Scheitel der Mauer angelangt und war im Begriffe, in den Hof hinab zu springen, als er einige seiner Freunde herbei eilen sah. Ganguernet war an ihrer Spitze, er nahte sich und sagte:

„Sie schreien wie ein Mensch, den man erwürgt, wir haben Sie eine Viertelstunde weit gehört, was gibt es denn?"

„Bei dem Anblicke dieses Menschen stürzt sich der junge Jäger auf ihn, ergreift ihn bei der Kehle, stößt ihn mit Wuth zu dem Gitter hin und ruft ihm zu:

„Sehen Sie her, das ist eine Geschichte zum Lachen, mein Herr, das ist eine Geschichte zum Lachen!"

„Herr von B...., von einem Degenstoß durchbohrt, lag an der Seite seiner Frau."

„Und was war die Folge dieses unglücklichen Ereignisses?" fragte Luizzi.

„Herr von B.... ist gestorben, Ernst ist verschwunden, und am Tage nach diesem schrecklichen Zweikampfe hat sich Frau von B.... vergiftet."

Als der Teufel endete, wandte sich Ganguernet um und murmelte:

„Das ist eine Geschichte zum Lachen."

„Dieser Mensch ist ein erbärmlich niederträchtiger; wie, spricht noch jemand mit ihm?"

„Bah, mein Theurer, wer weiß es denn?“

„Wenigstens doch der junge Jäger, dem es Ganguernet anvertraut hat.“

„Aber,“ erwiederte der Teufel trocken, „wenn dieser junge Jäger eine nicht weniger verabscheuenswerthe Handlung, als die Ganguernet's war, begangen, wenn er eine Frau zu Grunde gerichtet und eine andere durch eine feige Lüge getödtet hat, und wenn Ganguernet durch Zufall in den Stand gesetzt wurde, dem Anfangsbuchstaben eines Namens, der in einem Billete einer gewissen Frau Dilois angeführt ist, die Buchstaben hinzu zu fügen, welche sagen werden, wer der wahre Verleumder ist, wer diese Verbrechen begangen hat, dann wird der junge Jäger schweigen und dem erbärmlich Niederträchtigen die Hand reichen.“

„Was!“ sagte Luizzi, „dieser Zuschauer...“

„Warst Du, mein Baron, Du, der Du nichts gesagt hast.“

Armand vergaß Alles, was er so eben gehört hatte; ein einziger Gegenstand befremdete ihn, er rief voll Freude aus:

„Du siehst wohl, daß Du mir mein vergangenes Leben erzählst.“

„So weit es sich mit dem Anderer vermengt, recht gerne.“

„O, dann,“ sagte der Baron entzückt, denn er hoffte, so, indem er sich über Andere unterrichtete, über sein eigenes Leben etwas zu erfahren, „dann sprich, wer ist dieser magere und kümmerlich aussehende Mann, der sich jeden Augenblick umwendet und murmelt:“

„Ja, meine Frau.“

„Dieser Mensch ist eine Art von Rentier, der Dich wenig berührt.“

„Das werden wir sehen,“ antwortete Luizzi, der dem Teufel mißtraute.

„Nach Deinem Belieben; um so schlimmer für Dich, wenn Unglück für Dich daraus entsteht.“

„Fürchte nicht, ich werde nicht zum Schlage hinaus stürzen, wie auf dem Hammerwerke zum Fenster."

„Armer Tropf, der, indem er Vorkehrungen gegen eine Art von Gefahren trifft, sich einbildet, daß er sich nicht andern aussetzen könne. Du bist wie ein Mensch, der sich im Gehen den Kopf angestoßen hat, und nun, immer aufwärts blickend, sich gesichert glaubt, und in diesem thörichten Vertrauen in ein Loch stürzt, das er nicht sieht."

„Nun, ich trotze der Gefahr."

„Das erste von Allem, mein lieber Baron, ist, daß Du mich hörst, Theorien machen," antwortete der Teufel.

„Kannst Du mich nicht davon befreien?"

„Hast Du denn, mein lieber Freund, mir nicht gedroht, mich drucken zu lassen, und glaubst Du, daß der Teufel gelehrt genug sei, nur wie die Anderen sich mit allgemeinen Betrachtungen breit zu machen, in metaphysischen Dissertationen und moralisirenden Abschweifungen?"

„Es sei Dir erlaubt," sagte Luizzi, „die Nacht ist schwarz, ich bin erwacht, wie ein Mensch, der sechs Wochen geschlafen hat, und ich höre Dich."

Und der Teufel sprach also:

„Es war in der Zeit, in welcher, wie euer La Fontaine sagt, die Thiere sprachen; es war in einer viel außerordentlicheren Zeit, es war in der Zeit, in welcher die jungen Leute von Geist Notare wurden. Diese Zeit ist verflossen, einige hatten bemerkt, daß eine mäßige Ausübung des Notariats zur Fettigkeit des Leibes und zur moralischen Abspannung führe, und daß ein zu fleißiges Gewöhnen an diese Verrichtungen eine Blödsinnigkeit herbei führe. Daher flohen die Menschen, welche einiges Verlangen trugen, jedem geistigen Selbstmorde zu entgehen, diese gefahrdrohende Laufbahn.

„Da man das Notariat noch nicht einer chemischen

Analyse unterworfen hat, so kann ich nicht sagen, durch welch' verderbliche Substanz es zu diesem traurigen Resultate gelangt, nichts desto weniger sind aber diese Resultate wahr. Wenn Du Dir die Mühe geben willst, um Dich zu blicken, wird es leicht sein, Dich zu überzeugen, daß das, was ich hier voraussetze, keine Paradoxe ist.

„Der Notar, wenn er einmal Notar geworden, ist ein besonderes Wesen. Das Studium ist ein Boden, auf dem er sich einpflanzt, auf dem er nach Art der Gewächse in die Höhe schießt, welche die Naturgeschichte ohne Unterschied in die Klasse der Flechten und der Schalthiere setzt.

„Es besteht keine Laufbahn, die nicht denen, die sie einschlagen, einige freie Befugnisse gäbe, um sich mit Lieblingsgegenständen zu beschäftigen. Wir kennen Advokaten, Aerzte, Bäcker und Scheerenschleifer, die einige Ideen von Styl und von Poesie haben; man findet Wucherer, welche die Künste lieben, und es gibt unter denselben, bis zu den Wechselagenten herab, einige, die in der Malerei, in der Musik, in der Literatur bekannt sind, aber ich will doch sehen, ob man mir einen Notar von fünfzig Jahren zeigen kann, der eine Idee hat. Ich will hier nicht geheime Gegenstände erörtern, aber ich frage, ob es in der Welt eine Klasse gibt, die fruchtbarer an betrogenen Ehemännern ist, als die der Notare? Man kann sich indessen leicht vorstellen, daß es in einer Carriere, die fast immer einen, wenigstens relativen Reichthum gibt, und die den, der sie verfolgt, in Berührung mit allen socialen Stellungen bringt, fast unmöglich ist, daß eine Frau überoder unter sich nicht einen finde, der sie bei der Langweile ihres Ehemannes zerstreuen muß. Ein Mann, von Morgens acht Uhr bis Abends acht Uhr in seine Schreibstube eingeschlossen, der seine Frau ohne Beschäftigung, ohne Unruhe über das Vermögen läßt, ein solcher Mann

hat alle Aussicht, ein Hahnrei zu werden, denn auch seine Frau hat alle Aussicht, Böses zu thun, sie hat Langeweile und den Müßiggang zur Seite.

„Die Frau eines Speculanten, der sein Glück bei jedem Unternehmen sucht, kann an diesem aufgeregten Leben Interesse finden, sie kann sich über den Erfolg einer Angelegenheit, von welcher ihr Wohlstand und ihre Lage abhängt, unterrichten; aber der Frau eines Notars kommt das Glück im Schlafe, wie ihrem Manne, und ihr bleibt es vorbehalten, alle diese langen Tage zu verzehren. Wenn die Nahrung unverdaulich wird, sucht sie einen Theilnehmer. Das ist ganz natürlich.“

„Mosje Satan hält mehr, als er versprochen hat,“ sagte Luizzi, „er hat angekündigt, daß er langweilig sein werde, und es scheint mir höchst langweilig.“

„Das beweist dir allein, daß es unmöglich ist, die Menschheit zu heilen.“

„Und warum?“

„Weil sie die Augen in dem Momente schließt, in welchem man ihr zeigen will, daß sie zum Kretin werde.“

„Und was kümmert mich der Kretinismus der Notare?“

„Du wirst es sehen, jeder reiche Mann, welcher dem Erben oder dem Heirathen ausgesetzt ist, muß sich für den Notar, diese Testaments- und Contracts-Fabrik, interessiren.“

Luizzi glaubte, daß der Notar, von dem so eben gesprochen worden, gleich Ganguernet in sein Leben verflochten sein könne; darum waffnete er sich mit Geduld, und der Teufel fuhr fort:

„Indessen bedarf diese moralische Abzehrung des Notars Zeit, bis sie in ihre letzte Periode gelangt; darum ist der Meister-Schreiber fast immer ein ziemlich heißer Mann, der in der Welt der galanten Frauen,

in der Bouillotte*) und in lärmenden Soupés lebt; der Notar, zwischen dreißig und vierzig Jahren hat einen gewissen Weltton, er spielt hohe Spiele, miethet Logen im Schauspiele, gibt Mittagessen, sagt altmodische Galanterien den jüngsten Frauen, und erlaubt sich einige muthwillige Streiche mit den wenigen theuern, jenen schönen Mädchen, deren Geist, oder deren Schönheit Aufsehen erregt.

„Nachdem er das vierzigste Jahr überschritten hat, legt sich der Notar auf das Whist; er speist allein, das Theater langweilt ihn, er liebt das Landleben, er geht zu Fuß mit einem Regenschirme aus, um Bewegung zu haben, schenkt der Tochter seines Portiers Hausgeräthschaften, läßt seine alten Hüte wieder herrichten, und verlangt das Kreuz der Ehrenlegion. Im fünfzigsten Jahre kommt der Kretinismus, im sechzigsten ist er vollständig. Das Notariat ist ein ungesundes Handwerk, und unsere Gelehrten sind aufgefordert, Präservativmittel gegen dasselbe zu entdecken. Das ist ein Artikel, der dem Programme beizufügen ist, welches einen Preis auf die Entdeckung eines Verfahrens setzt, das die Gesundheit der Spiegelbeleger und der Metallvergolder schützt.“

„Zu Toulouse lebte früher ein Notar, der sich Litois nannte; dieser Mensch ist nicht gestorben, aber er ist nicht mehr, das heißt, er existirt nicht mehr, obgleich er sechzig Jahre zählt, sechzigtausend Liver Renten hat, und dreißig Jahre Notar ist. Herr Litois ist der Contraktmensch; wenn man ihn zum Mittagessen einladet, antwortet er:

„Ich habe ein anderes Engagement contrahirt.“

„Wenn er zu Herbala geht, um sich einige Leckereien zu holen, sagt er:“

---

*) Ein Kartenspiel. Anmerk. d. Ueb.

„„Ich wünschte, dieses rothfüßige Rebhuhn, oder diesen Auerhahn zu erwerben; ich nehme diesen Wildenschweinskopf mit seinen Pertinenzstücken; bringen Sie mir diese Forelle in dem Zustande, in dem sie sich befindet.““

„Uebrigens ist er so eingenommen für seinen Stand, daß es ihm stets geschienen hat, Notar zu werden, Notar zu sein, Notar gewesen zu sein, müsse das Ziel alles Ehrgeizes, alles Glück, aller Trost eines Menschen sein. Du wirst daher nicht staunen, wenn Herr Litois bei solchen Gesinnungen so lange Zeit Notar blieb. Indessen kündigte ihm eine Nierenkolik, das Ergebniß seiner all zu beständigen Treue für seinen Lehnstuhl von Maroquin an, daß es an der Zeit sei, zu stehen, zu laufen und das Notariat aufzugeben. Es ist zwölf Jahre, daß er sich entschloß, seine Stelle zu verkaufen. Er warf seinen Blick auf seinen Oberschreiber, Herrn Eugen Faynal, einen Junggesellen von achtundzwanzig Jahren, witzig, gefällig, munter, verliebt und gerne lachend. Herr Litois kannte alle diese Fehler desselben sehr wohl, aber Eugen besaß nicht einen Kreuzer, und darum zog er ihn vor. Seine Stelle an einen reichen Mann verkaufen, der ihn in schönen Thalern bezahlte, das hätte geheißen, in die Arme eines Anderen seine dreißigjährige Liebe, seine Stelle, seine immer junge und immer treue Geliebte werfen.“

„Diesen Muth hatte Herr Litois nicht; er berechnete, daß ein junger Mann, der ihm zweimalhunderttausend Frank schulde, ihm viel dankbarer sein würde, und daß er sich hie und da noch in die Schreibstube verstohlen würde schleichen können, um dann und wann eine Beute zu machen, wie die früh ausfliegende Biene, oder einen Verkauf zu bepicken, wie ein Sperling eine reife Frucht, oder einem Ehevertrage seine Blüthe zu rauben, wie der Schmetterling die Rose beraubt, und so über seine Stelle zu wachen, ein un-

schätzbares und geliebtes Geschöpf, welches, wie Herr Litois sagte, seine Tochter geworden, nachdem es seine Frau gewesen.

„Eugen Faynal nahm mit Freude die Vorschläge des Herrn Litois auf. Dieser wußte, daß Eugen durch eine Heirath seine Stelle bezahlen könne, und damit der junge Mann nicht unruhig wurde, kündigte ihm Herr Litois an, daß er in einer kleinen Stadt in der Nähe von Toulouse einen Clienten habe, von dem er hoffe, daß er seinen Nachfolger durch eine Mitgift von dreimalhunderttausend Livres belohnen würde. Das war ein so schöner Glücksfall, daß ihn Eugen blindlings annahm, und sich sogar in diesem ersten Augenblicke des Entzückens gewisse Bedingungen gefallen ließ, deren Wichtigkeit er jetzt sogleich gehörig berechnete. So wie Herr Litois ein Geschäft abgeschlossen hatte, so liebte er sehr, daß dasselbe in Richtigkeit gebracht werde und daß man keine Gefahr mehr laufe.

„Da Eugen sterben konnte, ehe er sich verheirathet hatte, so ließ ihn sein Patron bei einer Lebensversicherung mit 200,000 Franken assecuriren, damit er für seine Stelle bezahlt sei, wenn Eugen sterben sollte, und damit dann die Erben desselben die Sorge hätten, die Stelle zu verkaufen. Eugen war jung und sprudelnd, er liebte die Welt und ihre Vergnügungen, und daß er das Glück so unüberlegt versucht hatte, das hatte ein wenig seinen Grund darin, daß er seine Lieblingsneigungen befriedigen wollte.

„Indessen war Eugen vor Allem ein redlicher Mensch und sein erster Gedanke war, seiner Verbindlichkeit gegen Herrn Litois nachzukommen. Dieser hatte Fristen festgesetzt, er hatte eingesehen, daß der junge Notar Zeit bedürfe, um seinen Ruf zu begründen, ehe er ihn als einen annehmbaren Gatten einer schönen Mitgift vorstellen konnte.

„Während des ersten Jahrs hatte also Eugen nichts

als die lästigen Besuche seines ehemaligen Patrons zu ertragen, und es war merkwürdig, daß Herr Litois, der vor dieser Zeit nichts ohne den Rath seines Oberschreibers Eugen gethan hatte, jetzt verlangte, den Meister in allem dem spielen zu dürfen, was jener als Notar that. Indessen lag Eugen an dieser kleinen Aergerlichkeit wenig, denn er war reich, angesehen und glücklich. Glücklich in der That! Er liebte eine schöne, anmuthige Frau, deren Geschäfte er bei einer Trennung der Güter besorgt hatte.

„Diese Frau hatte Lebensart, sie war sehr unglücklich mit ihrem Manne gewesen und sie benutzte ihre beständige Blässe sehr geschickt, um an eine tiefe Trauer glauben zu machen; sie stieß mit der Zunge ein wenig geziert an, sie kleidete sich zum Entzücken, sie betete Herrn von Châteaubriand an. Es war, um des Ausdrucks der Schenkstube sich zu bedienen, eine allerliebste Erwerbung für Eugen. Er sprach zu Niemand davon, aber die ganze Welt wußte es, und diese Oeffentlichkeit ging so weit, daß der Mann die Sache endlich erfuhr.

„Dieser Mann willigte ein, daß die Gütergemeinschaft zwischen ihm und seiner Frau aufgehoben werde, aber, da man ihr nicht den Namen genommen hatte, so wollte er nicht, daß sein Name der Gegenstand unangenehmer Commentare werde. Er paßte eine Gelegenheit ab, und als eines Tags seine Frau und Eugen mit einander aus dem Schauspiele kamen, gab der Mann dem Notar in Gegenwart von zweihundert Personen Ohrfeigen. Die Zusammenkunft wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

„Um acht Uhr Morgens befand sich Eugen mit seinen Zeugen auf seinem Zimmer, er wollte gerade weggehen, um sich auf eine halbe Stunde weit von der Stadt zu entfernen, als Herr Litois ungestüm mit einer Miene voll tiefer Entrüstung eintrat.

„Ehe Jemand den Mann erkannte, der sich selbst

so, ohne alle Anmeldung einführte, faßte Herr Litois Eugen bei der Gurgel, packte ihn beim Kragen und rief:

„Sie gehen nicht, Sie gehen nicht!“

„Aber, mein Herr, was bilden Sie sich ein?“ sagte Eugen, indem er sich losmachte.

„Ich will Sie dahin bringen, ein ordentlicher Mann zu bleiben.“

„Mein Herr, was bedeutet das?“

„Das bedeutet, daß Sie nicht weggehen, um sich zu schlagen.“

„Ich wurde beschimpft.“

„Das ist möglich.“

„Er erwartet mich und ich brenne vor Begierde, ihm zu begegnen.“

„Das ist nicht mehr möglich.“

„Das werden wir sehen.“

„Ha, Sie werden nicht gehen!“ schrie der Exnotar, indem er sich wüthend zwischen die Thüre und Eugen stellte.

„Dieser hatte große Lust, den Greis bei den Schultern zu erfassen und ihn auf die Seite zu werfen, aber er faßte sich.

„Gehen Sie, Herr Litois, seien Sie vernünftiger!“ sagte er. „Ihre Theilnahme für mich führt Sie zu weit, ich bin noch nicht todt.“

„Um so schlimmer.“

„Wie so, um so schlimmer?“

„Ja, mein Herr, um so schlimmer, denn wenn Sie todt wären, so würden Sie mir nicht die Spitzbüberei machen, sich schlagen zu wollen.“

„Mein Herr!...“

„Kein Geschrei, mein lieber Eugen, da lesen Sie.“

„Was ist das? Die Police über meine Lebensversicherung?“

„Lesen Sie da, am Ende der Seite.“

„Eugen las: Die Kompagnie wird nicht verpflichtet sein, das versicherte Kapital zu bezahlen, wenn der

Versicherte außerhalb Europa stirbt, oder wenn er im Zweikampfe getödtet wird."

"Oder wenn er im Zweikampfe getödtet wird! Verstehen Sie wohl, Herr Eugen? Ergo werden Sie sich nicht schlagen, so lange Sie nicht wenigstens zweimal hunderttausend Franks in klingender Münze und gangbarer Sorte mir bezahlt haben werden."

"Eugen war gedemüthigt, verwirrt, er wußte nicht, was er antworten sollte.

"Mein Herr, sagte er zu einem der Zeugen, "wollen Sie die Güte haben, meinen Gegner zu bitten, bis morgen früh zu warten?"

"Morgen früh eben so wenig, als heute; ich habe die Polizei in Kenntniß gesetzt," sagte der Exnotar, und man wird Ihnen folgen."

"Aber, mein Herr, Sie entehren mich!"

"Sie wollen mich ruiniren!"

"Ich nehme aber doch Ihre Stelle nicht in die Erde mit!"

"Ich habe keine Stelle mehr; ich habe einen Schuldner von zweimal hunderttausend Francs, denn so viel ich weiß, ist die Schreibstube in Ihre Hände gekommen. Ein Notar, der eine Maitresse in der Welt hat, ein Notar, der sich schlägt, das hat man nie gesehen; ich gebe nicht dreißigtausend Francs für Ihre Stelle. Sie sind mir dagegen zweimal hunderttausend schuldig, Ihre Person ist mein Bürge; sie aussetzen, heißt einen Betrug begehen, eine Unterschlagung des Anvertrauten, es ist, ich wiederhole es, eine Spitzbüberei, und ich lasse diese Herren darüber urtheilen."

"Meiner Treu," sagte einer der Zeugen, "wir werden, wenn dieser Streit abgeurtheilt sein wird, wieder kommen."

"Eugen konnte sich nicht von Litois frei machen; die Stunde des Rendezvous war vorüber; vergebens hatte der junge Notar an den Mann geschrieben, um ein anderes Zusammentreffen zu fordern; dieser, der

die Ursache der Verzögerung Eugen's erfahren hatte, ging nicht darauf ein und sagte, daß der, welcher bei einem solchen Rendezvous ausbleibe, glauben lasse, daß er auch bei einem zweiten wegbleiben werde, und dann erzählte er, als ein Mann von Geist, sicher, daß er sich durch eine Lächerlichkeit besser räche, als durch Pistolen, die Geschichte des Notars, der dem alten Patrone seine Freiheit verkaufte, überall.

„Es war eine sehr lustige Scene, als der junge Mann dem Greise seine Anerbietungen machte: „Um zehntausend Francs lassen Sie mich fortgehen?“... — „Nein!“ — „Zwanzigtausend?...“ — „Nein!“ — „Dreißigtausend?...“ — „Dreißigtausendmal nein! Zweimalhunderttausend Francs oder nichts!“

„Das machte großen Lärm in Toulouse, und Eugen zog sich aus der Sache nicht als Weltmann. Sein Credit als Notar wurde dadurch sehr empfindlich berührt. Ein junger Mann, der sich nicht zu schlagen getraute, weder für sich noch für die Frau, die er liebte, das war ein Mann ohne Würde. Die Clientel wurde von den Frauen aufgegeben, sowohl sichtbar, als auf eine heimliche Weise.

„Herr Litois erzürnte sich ernstlich über diesen Mißcredit, und machte von allen seinen Mitteln Gebrauch, um ihn wieder zu verscheuchen; vor Allem aber sann er darauf, sich die Bezahlung seiner Stelle zu sichern. Er kündigte daher seinem Cessionar die Clientin an, die er ihm versprochen hatte; sie sollte in zwei Monaten ankommen. Seit der fraglichen Angelegenheit hatte Eugen, der es nicht mehr wagte, sich in den ein wenig auserwählten Salons zu zeigen, die Gewohnheit angenommen, zu einigen ehrbaren Clienten zu gehen. Er sah bei einem derselben ein Mädchen von einer hinreißenden Schönheit, von äußerster Sittsamkeit, von weichem und sanftem Charakter, ein wahrer Engel. Sie sah von Eugen nur seinen Anstand als junger Mann, die Eleganz seiner Manieren, die Feinheit seines Geistes,

die Güte seines Herzens, sie liebte ihn, sie liebten sich beide, und Eugen schwur ihr, in einer Begeisterung seiner Liebe seiner grausamen Verpflichtungen vergessend, sie zu heirathen. Sie glaubte es, und die arme Sophie...

„Doch dies ist eine besondere Geschichte, und es beliebt mir noch nicht, sie Dich wissen zu lassen. Ich kehre zu Eugen Faynal zurück.

„Am Tage nach diesem heiligen Versprechen erhielt Eugen eine Einladung zum Mittagessen von Herrn Litois; der Unglückliche begab sich ohne Mißtrauen dahin. Kaum angelangt, führt ihn sein ehemaliger Patron geheimnißvoll in ein Arbeitskabinet, und kündigt ihm an, daß er seine Zukünftige sehen solle.

„Dieser Donnerschlag machte Eugen erblassen.

„Aber ich wußte es nicht."

„Wie, Sie wußten es nicht? Seit zwei Monaten sind Sie davon in Kenntniß gesetzt."

„Aber..."

„Was, aber!... Haben Sie vergessen, daß die Frist für Ihre erste Bezahlung von hunderttausend Franc's abgelaufen ist, und daß ich Sie, wenn nicht Ihre Heirath in acht Tagen von heute an abgeschlossen ist und die Bezahlung erfolgt, bei der Kammer der Notare anklage?"

„Mein Herr, das ist eine Barbarei!"

„Wie? Eine Barbarei! Ich gebe Ihnen eine Frau, die Ihnen dreimal hunderttausend Franken Mitgift zubringt!... Aber, mein Theurer, Sie sind ein Narr!"

„Eugen dachte, daß er in der That zum Narren geworden; nach den Geschäften ließ er sich in den Salon führen. Er tritt ein, er sieht, er betrachtet, o, Bestürzung! ein junges, schönes, entzückendes, reizendes Mädchen. Ungeachtet seiner Liebe bebt er vor süßer Verzweiflung.

„Wo ist Ihre Tante?" sagte der alte Notar.

„Da bin ich!" antwortete eine durchdringende Stimme, die aus einem magern Gesichte sprach.

„Mademoiselle Dambon, ich stelle Ihnen Ihren Zukünftigen vor.“

„Eugen verneigte sich achtungsvoll.

„Mademoiselle, lassen Sie uns allein,“ sagte der Notar zu dem schönen Kinde, „wir haben von Geschäften zu sprechen.“

„Eugen folgte ihr verliebt mit den Augen; sie lachte ihm in's Gesicht und wandte sich zu ihrer Tante.

„Vorwärts, Eugen,“ sagte der Notar, „küssen Sie die Hand Ihrer Zukünftigen.“

„Eugen sank moralisch zusammen, und wenn er sich auf den Beinen hielt, so war dieses eine Folge der Gewohnheit, denn er glaubte sich mitten in einem Erdbeben. Die alte Zukünftige erkannte den Eindruck, den sie gemacht hatte; aber der Mann gefiel ihr, und sie dachte, daß wenn sie nur einmal die seinige sein würde, so wolle sie ihn schon benützen, freiwillig oder gezwungen. Sie ließ also Eugen Zeit, um sich zu sammeln, und bald sprach sie so lebhaft und so bestimmt von ihren Landgütern, von ihren Weinbergen und ihren Wiesen, daß der junge Praktiker, den das Notariat schon durch dieses und jenes brandig gemacht hatte, sie weniger kupferig, weniger mager, fast einnehmend fand. Indessen entstand ein langer Kampf zwischen ihren Versprechungen und der Nothwendigkeit, und er wurde so unglücklich dadurch, daß er am Vorabende der Hochzeit mit einem Freunde darüber sprach.

„Viele andere Notare haben alte, sehr häßliche Jungfern geheirathet, und zwar ihrer Mitgift wegen; aber man weiß, daß sie sich darum Mühe gegeben haben, und man hielt sie für geschickt. Diese erzwungene Heirath wurde Eugen als eine Niederträchtigkeit zum Vorwurfe gemacht; auf der andern Seite wurde sie als lächerlich betrachtet und die Wunden, welche diese gefährliche Waffe versetzt, schließen sich niemals, wenn man sie durch einen neuen Stoß kaum berührt, werden sie tödtlich.

„Der junge Notar und seine alte Jungfer von Frau, wie man sie nannte, wurden der Gegenstand des allgemeinen Gelächters. In der That hatte auch Madame Eugen Faynal die Ziererei, die Sprödigkeit und die altkluge Miene der alten Jungfer beibehalten, und zu diesem Unglücke Eugens trat das neue hinzu, daß er Vater zweier Zwillingsknaben wurde. Man sieht, daß bei den Frauen die verlorene Zeit sich wieder einbringt; die Zwillingsknaben wurden eine neue Lächerlichkeit.

„Bald sah die Dame ein, daß sie ein Gegenstand der Neugierde geworden, daß man sie einlud, um sie von ihren beiden holden Zwillingen sprechen zu lassen; sie klagte ihren Mann an, daß er nicht verstehe, sie in Achtung zu setzen; das Leben Eugens wurde eine Klage ohne Ende, die Bitterkeit der Frau brachte ihr den Rothlauf in's Gesicht, und so häßlich, als sie zuvor war, so abscheulich wurde sie jetzt. Ihr Gemüth folgte den Steigerungen ihrer Häßlichkeit, und nach Verlauf von achtzehn Monaten war Eugens Haus eine Hölle.

„Um sich zu zerstreuen, gab er sich ganz den Geschäften hin, aber es war zu spät, die Schreibstube war verödet, die Clienten waren wo anders hingewandert. Er warf einen prüfenden Blick auf seine Ausgaben, er sah, daß ihm, nachdem er die zweimalhunderttausend Franken nebst den Interessen bezahlt hatte, nicht mehr als achzigtausend von dem Heirathsgute übrig geblieben waren. Diese achzigtausend Francs waren geschmolzen, theilweise in den Kosten des Haushalts aufgegangen, denn diese wurden durch das Einkommen der Schreibstube nicht gedeckt. Er mußte sich bedeutend einschränken oder schlechte Geschäfte machen.

„Eugen wollte weder jene Demüthigung, noch diese Schande auf sich nehmen, und er entschloß sich, seine Stelle zu verkaufen. Am 1. März 1815 war er daran, das Geschäft um dreimalhundert und fünfzig tausend Franken abzuschließen; er verzögerte die Ausfer-

tigung des Vertrags um acht Tage, und ein Jahr später verkaufte er seine Stelle um fünfzigtausend Franken. Heute ist Herr Faynal ein Bewohner von Saint-Gaudens und hat eine Frau von achtundvierzig Jahren, vier Kinder und zweitausend zweihundert Livres Renten. Er hat sich der Rosenkultur gewidmet, er trägt kalblederne Schuhe von Orleans mit Kamaschen von Zwillich, er spielt Boston, die Marke um einen Liard, und spielt das Clarinett. Da er Notar gewesen, so hat er noch Herz und Ideen, er fühlt sein Unglück und findet sich lächerlich. Dieses außerordentliche Wesen ist nicht älter als achtundvierzig Jahre, es ist der, der Dir gegenüber schläft."

„Und was geht mich dieser Mann an, weil Du mich so lange mit den Trübsalen seines Lebens unterhalten hast?"

„Wie, Du begreifst es nicht?" entgegnete der Teufel, „wie ein Notar sich in Dein Leben verweben kann?"

„Wenn man weder Verkäufe, noch Käufe, noch Heirathen, jenen doppelten Vertrag, in welchem man seinen Namen verkauft, ohne sein Glück zu kaufen, geschlossen hat...."

„Schlimm, sehr schlimm!" sagte der Teufel.

„Wie beliebt?"

„Fahre fort, ich wiederhole nicht!"

„Nun, wenn man von dem Allem nichts getrieben hat, so hat man kein großes Interesse, sich mit einem Notar zu befassen."

„Hast Du keine mit Herrn Barnet gehabt?"

„Zuverläßig! Aber Herr Barnet war mein Notar."

„Aber geschah es nicht, daß Du ihn als den Notar eines Andern um Rath fragen wolltest?"

„Allerdings, als Notar des Marquis du Val. Nun?"

„Nun? Armer Knabe! Du begreifst nicht? Und Du willst in Paris leben, wo man fast Alles errathen

muß! Das ist ein Land, wo man einem fast nichts von geheimen Interessen sagt, weil man den Glauben hat, daß sie jeder durchblickt."

„Du bist zu spitzfindig für mich, Herr Satan!"

„Wohlan denn, Herr Baron, es ist fast unvermeidlich, daß sich bei einem Ehevertrage zwei Notare zusammenfinden, der der Familie des Mannes und jener der Familie der Verlobten."

„Das ist begreiflich."

„Was war Herr Barnet?"

„Der Notar des Marquis du Val."

„Und wer war der Notar des Fräuleins Lucie von Cremancé, welche Marquise du Val wurde?"

„Das wird der Herr gewesen sein, der da schläft," sagte Luizzi.

„Ganz gut! Ganz gut!" antwortete der Teufel, indem er näselte, wie ein Ignorantiner-Bruder, der ein Kind über die gleichewige Existenz Gottes des Vaters und Gottes des Sohnes fragt, und der mit der erhaltenen Antwort zufrieden ist.

„Und ohne Zweifel war er bei jenem so außerordentlichen Vorfalle, dessen Geheimniß Barnet so wohl verwahrt hat?"

„Noch einmal sehr gut!" antwortete der Teufel in demselben Nasenlaute.

„Und glaubst Du, daß er ihn mir erzählen will."

„Du weißt, daß ich Dir versprochen habe, ihn Dir zu sagen, aber wenn er mir diese Mühe ersparen will, wird er mir einen Dienst erweisen, denn ich habe hier Geschäfte."

„In dieser Diligence?"

„Ja."

„Welche denn?"

„Einen Streich meiner Art"

„Welchen?"

„Du wirst sehen."

Mit diesen Worten verschwand der Teufel. Luizzi

sah vermöge der übernatürlichen Sehkraft, die ihm von Zeit zu Zeit bewilligt wurde, wie der Teufel sich in eine ganz kleine, so kleine Fliege verwandelte, daß sie Niemand gewahr werden konnte. Sie flog einen Augenblick in dem Innern des Wagens herum und wie im Fliegen stach sie den Exnotar in die Nase, und dieser erfaßte unwillkührlich die Knie der neben ihm sitzenden Dame.

Die Dame, welche der Teufel nicht gestochen hatte, gab Herrn Eugen Faynal mit dem Ridicüle einen Schlag auf die Finger; es waren drei Schlüssel in diesem.

Der Notar wachte, plötzlich aufgeschreckt, auf und Ganguernet packte ihn an der Kehle, indem er schrie: „Die Börse oder das Leben!"

„Was gibt's?" schrie der erschrockene Exnotar.

„Eine Geschichte zum Lachen!" antwortete Ganguernet. Alles wachte auf und die Unterhaltung wurde allgemein.

Luizzi, der in diesem Augenblicke neugieriger auf das, was sich in der Diligence zutrug, als darauf war, seine Reisegefährten kennen zu lernen, schloß die Augen und stellte sich schlafend. Dies verhinderte ihn aber nicht, die mikroskopische Fliege, die niemand anders als der Teufel war, in ihrem Fluge zu verfolgen.

Sie flog aus dem Innern heraus in das Cabriolet.

Neben Herrn von Merin, dem Indianer aus den Gefängnissen von Berlin, befand sich ein junger Mann von höchstens zwanzig Jahren. Er war ein hübscher Junge, aber er hatte einen Zug von ehrgeiziger Albernheit, welchen Luizzi sonder Zweifel ohne die feine Scharfsichtigkeit, die ihm der Teufel verliehen hatte, nicht bemerkt haben würde.

Diese Gabe erlaubte dem Baron, die Natnr dieses jungen Mannes zu erforschen, ohne jedoch voraussehen zu können, wohin diese führen könne. Er erkannte,

daß er mit einer außerordentlichen Fähigkeit einzudringen begabt war, und daß ihn diese in Träume einer Existenz verwickelt hatte, die mehr fanatisch, als, so zu sagen, vollkommene Grillen waren.

Als er noch im Colleg war, wo er die Räuber von Schiller gelesen hatte, gewann dieser Herr eine Vorliebe für die langen, herumirrenden Figuren der Straßenräuber. Er hatte ein Auge auf große Schnurbärte, rothe Hosen, gelbe Stiefel, schwarze Handschuhe a la Crispin, auf einen Säbel und auf drei paar Pistolen.

Sein Rechtscursus, welchen er ein Jahr später begann, zeigte ihm die Nichtigkeit seiner Eitelkeiten. Die französischen Gensdarmen schienen ihm zu zahlreich und die Räuberhöhlen bei uns zu selten, und Fernand verzichtete darauf, der Held eines deutschen Dramas zu werden.

Bald fiel ihm, wie vielen jungen Leuten, der abscheuliche Roman von Faublas in die Hände, und nun schaffte sich Fernand in allen Logen der Oper Marquisinnen von B..., sah in allen jungen, lachenden Frauen die jungen Damen von Lignoles, und dachte darauf, Charaden zu machen, wie jeder Andere. Eine Tänzerin heilte ihn von dieser Thorheit und sein Arzt heilte ihn von dieser Tänzerin.

Ein andermal, nachdem er Werther verschlungen hatte, bildete sich Fernand ein, daß er sich aus Liebe um's Leben bringen müsse. Potier, der einige Vorstellungen in Toulouse gab, machte dieser Einbildung ein Ende. Die Geschichte der Revolutionskriege verleitete Fernand, sich im Frieden engagiren zu lassen, und wenn er die Garonne hätte überschiffen können, ohne sich zu erbrechen, würde er Seemann geworden sein, um mit Amerikus Vespucius oder mit dem Capitän Cook zu wetteifern.

In dem Augenblicke, in welchem Luizzi Fernand beobachtete, war dieser junge Mann im Begriffe, die

Geschichte der Päpste zu lesen, und er war nicht ohne Entzücken in die Geheimnisse des Vaticans eingedrungen. Diese unumschränkte Herrschaft, die sich über die der Könige erhebt, diese unmittelbare Statthalterschaft Gottes, dieser glänzende Pomp christlicher Ceremonien hatten seine leicht erregbare Einbildungskraft betäubt, und sei es, daß er die Ueppigkeit der Borgias, den friedlichen, künstlerischen Ruhm der Medicis, die Politik und die Philosophie Ganganelli's beneidete, immer packte ihn das Papstthum bei der Gurgel. Papst zu sein, schien ihm, zwanzig Jahre alt, eine viel schönere Bestimmung, als lieben und geliebt zu werden.

Das klingt wie Narrheit.

In dieser Richtung des Herzens und des Geistes eilte Fernand auf der Straße von Paris nach Toulouse fort. Luizzi sah die teuflische Fliege die Nasenspitze des jungen Mannes umschwirren, als man im Dorfe Boismandé ankam. Nichts Merkwürdiges würde dieses Dorf der Aufmerksamkeit der Reisenden empfehlen, wenn man da nicht zu Mittag speisen würde, und es existiren in der Welt nur zwei Individuen, welche den Werth eines erwarteten Mittagessens wahrhaft erkennen, nemlich der Mensch, der in der Diligence reist, und der Reconvalescent bei seinem ersten Coteletts.

Der ungeheure Wagen mit dem Wappen Frankreichs hielt also in Boismandé vor dem gewohnten Gasthause. Er spie seine zahlreichen Reisenden aus, Männer mit Foulards und seidenen Mützen bedeckt, Frauen mit zerknickten Hüten und dicken Marmotten; die einen wie die andern in verunstaltete Oberröcke, in abgetragene Pelze und abgenutzte Mäntel und dergleichen gewickelt, alle mit Koth so beschmutzt, daß die schönste Bürste in der gewandtesten Hand davor zurückschaudern mußte. Die verschleierte Dame allein ging nicht in das Gasthaus und setzte ihren Weg fort.

Wer weiß nicht, was ein Aussteigen aus der Diligence, diese erste, so wunderliche Bewegung Aller ist,

die sich wieder in Ordnung bringen? Dieser schüttelt lebhaft den Kopf und die Schultern, reibt sich die Hände und hustet heftig, um sich für einen Augenblick von dem Häringszustande zu erholen, in welchem er war, und sich wieder in den Zustand eines gewöhnlichen Menschen zu versetzen, der sich aller seiner Fähigkeiten erfreut; dieser bewegt heftig sein Bein hin und her, um die Pantalons wieder auf die Stiefel hinabzubringen, welche die Reibung mit der Nachbarschaft bis zum Knie hinaufgeschoben hatte. Diese Frau, die noch friert, wölbt mit Hülfe ihrer Finger und ihres heißen Athems die Falten ihrer Haube wieder aus, die nicht ohne Koketterie ist, und jene stellt im Aussteigen die zu sehr herabgedrückte Tournüre ihres Mantels wieder her.

Nach diesem kleinen Aufenthalte stürzt sich Alles in eine ungeheure Küche, in welcher seit einer Ewigkeit in weiten Casserolen das zweifelhafte Hühnerfricassee murmelt, während der Bratspieß über einem glühenden Herde die Schlammente aus der benachbarten Pfütze und den Nierenbraten, die Aushilfsmittel eckeliger Menschen, dreht.

Einige Minuten später, nachdem die Männer aus dem kupfernen Wassergefäße, welches aus einem der Winkel der Küche glänzte, sich leichthin das Gesicht und die Hände erfrischt hatten, und die Frauen, welche einen Augenblick verschwunden waren, viel besser gelaunt und viel gefälliger zurückkehrten, setzte man sich an die lange Tafel, welche den weiten Speisesaal einnahm und nun begann das Mahl, welches einen kleinen Thaler für den Kopf kostete.

Sogleich richtete sich die Unterhaltung auf die Vortrefflichkeit der Pferde der letzten Station, auf die Geschicklichkeit des Postillons, auf die Gefälligkeit des Conducteurs, auf die Bequemlichkeit des Wagens und auf die Städte, welche man passirt hatte, auf das Departement, in welchem man sich befand, auf das

Dorf, in dem man angehalten hatte, und endlich auf das Gasthaus, in welchem man speiste.

Luizzi hörte mit um so größerer Aufmerksamkeit zu, als diese Unterhaltung ihn die Geschichte des Anfangs seiner Reise kennen lehrte. Aber er verlor dabei das höllische Insect nicht aus den Augen, welches auf Fernand's Nase ganz versessen zu sein schien.

Sonst genügte es, achtzehn Jahre zu zählen, Jüngling zu sein, Toulouse und sein Capitol, Paris und alle seine Monumente gesehen zu haben, um sich berechtigt zu glauben, Alles zu verachten, und Luizzi konnte nicht begreifen, warum sich der Teufel die Mühe gebe, die Nase Fernand's zu verlassen, um einen jungen kleinen Mann zu stechen, der ein ziemlich impertinentes Aussehen hatte, und von Paris zurückkehrte, um das dort begonnene Recht in Toulouse zu vollenden. Dies war gerade nicht nöthig, um ihn mit lauter Stimme sagen zu lassen, daß man in einem erbärmlichen Dorfe, in Mitte eines erbärmlichen Landes und in einem erbärmlichen Gasthause sei.

Zuverläßig sind die Vaterlandsliebe, die Liebe der Heimath und die noch viel regere des heimischen Herdes edle Gesinnungen, und dennoch begeisterten sie die niedliche Jeannette sehr schlecht, denn wenn Jeannette nicht ihr armes Gasthaus hätte vertheidigen wollen, welches Unglück hätte ihr Schweigen erspart! Aber der Teufel hatte sich in die Geschichte gemischt, und Gott weiß es, ob der Teufel jemals etwas anderes gethan hat, als sich guter Gesinnungen zu bedienen, um schlechte Handlungen begehen zu lassen.

Von der Nase des Studenten flog die Fliege auf die einer jungen Magd, welche auf das Gespräch hörte, und kaum hatte jener das Wort vom dem erbärmlichen Gasthause fallen lassen, so schrie dieses junge Mädchen, welches nicht mehr, als sechzehn Jahre alt war:

„Was, mein Herr, größere Herren als Sie haben schon da logirt, ohne so viel Schlimmes zu sagen."

Diese Worte richteten die Aufmerksamkeit der Reisenden auf dieses junge Mädchen; sie war groß und ihre dicken Kleider konnten die außerordentliche Zierlichkeit ihres Wuchses nicht verunstalten. Die kleinen Füße in den Holzschuhen, die, obwohl aufgesprungenen, aber dennoch bewunderungswürdigen Hände kündigten eine ausgezeichnete natürliche Anlage und eine Abstammung an, welche ihre gegenwärtige Lage Lügen strafte. Haltet Euch versichert, daß ihr immer, wenn ihr unter dem Volke einem dieser Zeichen eines, den lästigen Arbeiten nicht unterworfenen Lebens begegnet, den Grund hiefür in einem Vergessen der Zurückhaltung eines Mädchens, oder der ehelichen Treue von Seite eines schönen großen Herrn findet, der diese Anomalie erzeugt hat. Ohne Zweifel vertreiben die Arbeit und das Elend sehr bald diese nobeln Proportionen, diese Mitgift reichen Müßiggangs; aber im sechszehnten Jahre sind sie noch frisch und lebendig, und Jeannette zählte kaum sechszehn Jahre.

Bezeugte ihr Fernand Aufmerksamkeit? Keineswegs. Er träumte, der Pabst zu sein, und außerhalb dieser höchsten Sphäre berührte ihn nichts, kaum hätte der Purpur des Cardinals vermocht, seine Augen zu erheben. Er hatte also nichts bemerkt, weder die Betrachtung, noch die Antwort, welche diese veranlaßte, nicht die zarte Stimme, welche gesprochen hatte, nicht diesen Mund, aus welchem Zähne glänzten wie Elfenbein, nicht diese langen, kupferblonden Haare, nicht diese großen blaugrauen Augen, deren unsteter Ausdruck eine Seele bezeichnete, welche von zufälligen Umständen leicht hingerissen wurde.

Ein alter Mann allein, dessen Auge mit Aufmerksamkeit auf Jeannetten ruhte, sagte mit höflicher, den Wirthsmägden selten vorkommender Stimme:

„Wer sind diese hochstehenden Reisenden, Mademoiselle?“

„Nun, wahrhaftig,“ sagte Ganguernet, der den

Flügel eines Huhns zu Ehren des französischen Ruhmes brach, „fast alle Generale, die den Krieg in Spanien mitgemacht haben."

„Nicht diese sind es, von welchen ich sprechen will," sagte Jeannette.

„Ha, ich verstehe," bemerkte Ganguernet, „es handelt sich um den Papst Pius. Pius hat hier logirt." Er begann jenes ungeheure Gelächter, welches ihn auszeichnete.

„Wer?" rief Fernand; „was wollen Sie sagen?"

„Ja, mein Herr," antwortete Jeannette mit einem Tone, der die Ehrfurcht vor dem bekundete, was sie sagen wollte, „ja, unser heiliger Vater, der Papst hat in unserm Gasthause logirt."

„Er! Er selbst! Der Papst!" rief Fernand plötzlich, indem er seine Augen verwirrt auf die schlecht tapezirten Mauern und auf die schwarzen Balken des Speisesaals richtete. „Er, dieser hochherzige Märtyrer!"

Dieser Ausruf zog die Aufmerksamkeit, welche man bisher der schönen Magd ganz zugewendet hatte, auf Fernand. Er war als einsylbiger Reisender, der geduldig im Cabriolet der Diligence zwischen dem Conducteur und dem Indianer saß, der kleinen, modernen Welt, der er angehörte, bis zu diesem Augenblicke fast fremd geblieben. Aber dieser Ausruf, der so seltsam von einem jungen Manne von achtzehn Jahren schien, setzte ihn den lebendigen, neugierigen Blicken der Gesellschaft aus. Jetzt erst bemerkte man seinen hohen Wuchs, sein strenges Gesicht, seine großen, schwarzen, mit blauen Rändern eingefaßten Augen, diese breite sinnende Stirne, die fast immer eine mächtige Anlage für große Dinge, aber eine thörichte Uebertreibung in kleinen anzeigt.

„Ja, wahrhaftig," entgegnete Jeannette, entzückt darüber, einen so glühenden Zuhörer gefunden zu haben, „und das Zimmer wurde nie mehr von irgend jemand bewohnt, es ist darin nichts verändert, es ist

sorgfältig verschlossen und man betritt es nur mit Ehrfurcht und Sammlung."

In diesem Augenblicke lief die teuflische Fliege in Fernands Nase und schien ihm in das Gehirn hinaufsteigen zu wollen; er rief:

„Kann man es nicht sehen? ich muß es sehen!"

„Ich will Sie dahin führen," antwortete das junge Mädchen. Sie gingen zusammen hinaus.

Unterdessen suchte Luizzi zu errathen, was der Teufel mit dieser Magd des Gasthauses und mit diesem jungen Manne zu schaffen habe. Ihre Abwesenheit wurde bereits bemerkbar, als ein lebhafter Lärm aus der Küche sich hören ließ, welche an den Speisesaal stieß. Der Name: „Jeannette," heftig ausgesprochen, drang mehrmals in das Ohr der Reisenden, sie wollten wissen, was die Ursache dieses Tumults sei und sie eilten in demselben Augenblicke in die Küche, in welchem Fernand durch eine andere Thüre in den Speisesaal trat.

Ein junger Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, decorirt und im Jagdkleide, hielt Jeannette mit einer Heftigkeit am Arme, die nichts zu schildern vermag.

„Gib mir den Schlüssel," rief er, gib mir den Schlüssel!" Das unglückliche Mädchen war bleich, unbeweglich und betrachtete ihn, ohne zu antworten, wie durch einen fremdartigen Zauber geblendet. Fünf oder sechs Goldstücke, die zu ihren Füßen rollten, zogen die gierigen Blicke der Bauern an, die sich hitzig besprachen, und die Wirthin, mit verstörtem und erhitztem Gesichte, schrie:

„Der Schlüssel ist in der Tasche ihrer Schürze, nehmen Sie ihn da, Herr Henri, nehmen Sie ihn da!"

Dieser Henri, den seine Wuth jeder Ueberlegung unfähig gemacht hatte, begriff endlich, was man ihm sagte, und fuhr roh in die Taschen der Schürze der armen Jeannette; dann stürzte er wie ein Wüthen-

der gegen die Treppe, welche in den ersten Stock führte. Die Reisenden traten vor, um eine Erklärung dieses heftigen Auftritts zu verlangen, während der Baron von der Thüre des Speisesaals aus, in deren Nähe er stehen geblieben war, den jungen, decorirten Mann mit einem einzigen Satze von der Höhe der Treppe sich herabstürzen sah. Einige Secunden lang ging er mit wüthenden Blicken um ihn herum. Ein Bauer nahte sich ihm und sagte:

„Nun?"

„Es ist wahr."

„In diesem Zimmer."

„Entweihung und Niederträchtigkeit."

„Möglich!" sagte ein Anderer.

In diesem Augenblicke glaubte Luizzi das kleine, scharfe Lachen wieder zu erkennen, von dem er selbst verfolgt worden war.

„Aber was Teufel gibt es denn?" sagte Ganguernet.

„Da, in diesem Zimmer," sagte der Bauer, „in diesem Zimmer, wo das Bett des Papstes ist?"

„Gut!" rief Ganguernet, der jetzt verstand, „entsetzlich! Das ist eine Idee!"

Alle Stimmen der Bauern antworteten durch ein Geschrei der Wuth und der Verwünschung.

Sie stürzten sich auf Jeannette, welche, das Auge auf den Boden geheftet, alle Empfindung und allen Verstand verloren zu haben schien. Endlich schrie sie plötzlich auf:

„Das Bett des Papsts! Ach, ich bin verdammt!"

Eine Stimme, welche Luizzi allein hörte, antwortete lachend diesem Ausrufe, und Jeannette selbst beugte sich mit einem kläglichen, frommen Seufzer nieder und fiel, wie wenn alle Muskeln ihres Körpers gebrochen wären. In dem Augenblicke, in welchem Jeannette die Worte: „Ich bin verdammt!" ausgesprochen, hatte sie ihre Augen nach der Seite des Speisesaals gewen-

det, deren Thüre der Baron inne hatte. Dieser Blick hatte, indem er an ihm vorüberflog, um auf Fernand sich zu richten, Armand etwas von jenem wilden Ausdrucke gezeigt, der das Auge des Satans belebte, und als Luizzi, indem er Fernand betrachtete, in seinem unbeweglichen Auge einen Widerstrahl jenes düstern Feuers sah, welches ihn durchglüht zu haben schien, da verstand er die Drohung des Teufels. Aber hingerissen durch ein Gefühl des Mitleids, schloß er heftig vor Fernand und vor sich die Thüre des Speisesaals.

„Fliehen Sie!“ sagte Armand zu Fernand.

„Ja,“ sagte dieser, ohne sich zu bewegen.

„Fliehen Sie, Sie sind verloren!“

„Ich!“ entgegnete er mit einem melancholischen Lächeln. „Sie können mir nichts Böses zufügen, ich habe meine Bestimmung, aber ich fliehe wegen ihnen.“

„Verbergen Sie sich vielmehr, steigen Sie auf die Imperiale und werfen Sie sich unter die Wagendecke.“

Fernand öffnete das Fenster, und kaum war er auf dem Wagen oben, als die Saalthüre sich öffnete, und einige Bauern, bewaffnet mit Sensen, Hauen, Prügeln und Dreschflegeln, sich auf Luizzi stürzten.

„Der ist es nicht, der ist es nicht!“ riefen mehrere Stimmen, und Luizzi wurde sogleich mit der Frage bestürmt, wo Fernand sei? Noch hatte er die Antwort, daß er ihn auf der Hauptstraße habe entlaufen sehen, nicht vollendet, als sie alle fortliefen und hiebei Verwünschungen und wüthende Drohungen ausstießen.

Während man die Pferde anspannte, setzte Luizzi den Conducteur davon in Kenntniß, wohin Fernand sich versteckt habe.

„Das ist sehr gut erdacht,“ sagte dieser, „denn wenn er auf der Straße gewesen wäre, so würden sie ihn bald eingeholt haben, und Gott weiß es, was sie mit ihm angefangen hätten.“

„Und was ist aus Jeannetten geworden?“

„Man hat Anfangs geglaubt, sie sei todt,“ antwortete er, „und darum haben sie sie nicht getödtet. Aber Herr Henri ließ sie in ein Zimmer tragen, wo man ihrer pflegt.“

„Wer ist dieser Herr Henri?“

„Der Sohn des Postmeisters,“ bemerkte der Conducteur, „ein Soldat von der Zeit der Bourbons, mein Excapitän.“

„Und er kennt Jeannette?“

„Er! O!... ob er Jeannette kenne! Gewiß!“

Die Peitsche des Postillons ließ sich hören. „In den Wagen! In den Wagen!“ rief der Conducteur und Alles beeilte sich, Alles war traurig und stumm. Armand stieg zuletzt ein und bemerkte, daß der Conducteur ein Zeichen der Verwunderung mache, als er den Postillon den Sattel zu besteigen im Begriffe sah. Der Conducteur erhielt aus den Händen des Postillons ein mit Leder überzogenes Käſtchen, und murmelte zwischen den Zähnen:

„Das ist eines von den...“ Das Klatschen der Peitsche hinderte, das Uebrige zu hören.

Auf dem Wege, den man zu machen hatte, waren die Bauern bald eingeholt; sie hielten den Wagen an und wollten mit aller Gewalt hinaufsteigen, um Fernand zu erwischen, welchen sie vorne glaubten. Aber der Conducteur verweigerte es standhaft, und der Postillon, der seine Pferde mit der Stimme, mit der Peitsche und mit dem Sporn antrieb, hatte bald diesen aufgeregten Trupp hinter sich gelassen.

Von den im innern Wagen befindlichen Reisenden hatte bisher keiner das Stillschweigen unterbrochen, aber als sie sich vollkommen von der Verfolgung der Bauern befreit glaubten, fragten sie sich, was aus Fernand geworden sei, und Luizzi sagte es ihnen. In diesem Augenblicke war man an einem sehr einsamen Orte, plötzlich hielt die Diligence an. Der Postillon stieg ab und rief mit starker Stimme:

„Steige herab, Elender! Sogleich steige herab.“

Der Baron steckte den Kopf zum Fenster hinaus und erkannte unter der Blouse des Postillons den Excapitän. In dem nämlichen Momente stieg auch Fernand herunter und nahte sich seinem Gegner.

„Was wollen Sie von mir?“ sagte er.

„Dein Leben, Dein Leben!“ rief Henri, „sogleich, auf der Stelle hier.“

„Ich werde mich auf der nächsten Station schlagen.“

„Ha, Du weigerst Dich, Feiger!“ und indem Henri diese Worte ausstieß, machte er eine drohende Bewegung, die Fernand nicht sehr beunruhigte. Schnell wie der Blitz faßte er die Hand, die ihn schlagen wollte und zwang Henri, ihm zu folgen; er nahte sich der Diligence, drückte den Arm, den er frei hatte, unter die Nabe eines der Räder und hob das ungeheure Fuhrwerk mehr, als einen Zoll hoch, von der Erde auf. Dann ließ er die Hand Henri's los und sagte lächelnd:

„Sie sehen an diesem Spiele, daß sie sehr schnell geschlagen sein würden; ich habe es Ihnen gesagt, daß ich auf der nächsten Station zu Ihren Diensten stehen werde. Da es ohne Zweifel ein Kampf auf Leben und Tod sein wird, den Sie mir vorschlagen, so werden Sie es wohl für nützlich halten, daß ich einige Verfügungen treffe, ehe ich denselben beginne.“

Dann wandte er sich, ohne auf das zu hören, was sein Gegner antwortete, an Luizzi und sagte zu diesem in sanftem, artigem Tone:

„Wollten Sie wohl die Güte haben, mir als Zeuge zu dienen? Ich wünschte, Sie einen Augenblick zu sprechen, und Sie werden mich sehr verpflichten, wenn Sie sich zu mir in das Cabriolet setzen würden.“

Dieser Wechsel wurde angenommen, der Conducteur setzte sich auf die Imperiale, Armand befand sich mit Fernand und dem Indianer aus Berlin zusammen.

Henri stieg wieder zu Pferd und trieb seine Rosse

mit all' seiner Wuth an; der schwere Wagen flog wie die leichteste Kalesche dahin.

„Ehe ich Sie davon in Kenntniß setze," sagte Fernand, welches Geheimniß sich zugetragen hat, erlauben Sie mir, von Ihnen einige kleine Dienste zu erbitten und zu hoffen, daß Sie mir dieselben leisten werden. Ich habe verschiedene Briefe zu schreiben, welche Sie in Paris zuverläßig abgeben werden.

Luizzi machte ein Zeichen der Zustimmung, und Fernand fuhr fort:

„Sie werden mein Gepäck abladen lassen, während ich schreibe, und wenn wir auf der Station ankommen, so werden Sie gütig genug sein, um mir zwei Postpferde bereit halten zu lassen. Nach dem Kampfe will ich die Straße wechseln und jene von Paris verlassen, wohin ich nicht gehen will."

Der Baron zeigte einiges Erstaunen über diesen Entschluß, und überhaupt über diese ruhigen Vorkehrungen.

„Sie staunen," sagte Fernand zu ihm, daß ich so bestimmt über einen Rencontre spreche, dessen Ausgang Ihnen zweifelhaft scheint. Sehen Sie, dieser Mensch" — er zeigte mit dem Finger auf Henri — „dieser Mensch ist so zuverläßig todt, als wenn er schon im Grabe läge."

„Er!" rief Luizzi.

„Ja," sagte Fernand, „den Rausch des Zorns nennen sie Muth; ich werde diesen Menschen tödten, sage ich Ihnen. So wie ich diesen Menschen betrachtet habe, habe ich seinen Tod in seinen Augen gelesen. Sehen Sie, er läßt unsern Wagen fliegen; dieser Mensch beeilt sich zu sehr, sich zu schlagen; er hat Furcht. Aber sprechen wir nicht mehr davon; er ist es, der es so will.

„Jetzt," fügte er mit einem fast spöttischen Tone bei, „jetzt will ich mich in Ihren Augen hinsichtlich dessen rechtfertigen, was Sie ohne Zweifel mein Ver-

brechen nennen. Die Umstände allein haben mir den Gedanken daran eingeflößt, sie allein gaben meiner Handlung den abscheulichen Charakter der Entweihung. Indessen glaube ich mich wegen der Verirrung von einer halben Stunde weniger schuldig, als dieser Mensch, der mein Leben fordert, und der seit sechs Monaten mit Beharrlichkeit auf der Bahn der Verführung wandert. In der kurzen Unterhaltung, welche Sie mit mir gehabt, haben Sie wohl die Gedanken beurtheilen können, welche mich quälen, und Sie mußten darum über meinen lebhaften Ausruf und über meine Begierde, dieses einzige Zimmer zu sehen, weniger erstaunt sein. Ich war kaum in dasselbe getreten, als ich mich, der ich wenig mehr, als Illusionen sah, durch eine unerhörte Betrachtung plötzlich zu der Wirklichkeit geführt sah. Ich erhob das Auge zu Jeannette, sie betrachtete mich aufmerksam, und ihre Seele war, wie ich glauben konnte, weit entfernt von der Verehrung, welche dieser geweihte Ort forderte."

Luizzi hörte diesen Menschen an, der sich eine Ehre aus seiner schlechten Handlung machte, während er doch, Luizzi wußte es, nichts anderes, als der Spielball einer Laune des Teufels gewesen war. Die Fliege machte sich auf der Nase Fernand's lustig, dieser fuhr auf eine sehr dramatische Weise mit der Hand über die Stirn, und sprach dann mit tiefer Stimme:

„Jeannette ist kein gewöhnliches Mädchen; ich konnte auch nicht wissen, welche von allen den Stimmen, die ich in ihrer Seele sprechen ließ, darin gehört wurde. Obgleich man Gold gefunden hatte, welches ich ihr gegeben habe, so kann ich doch nicht glauben, daß sie sich verkaufte. Es war ein Gedanke in ihr, der dem meinigen entsprach."

Die Fliege machte sich immerfort lustig.

„Ich werde es erfahren," sagte Fernand heftig, „ich werde sie wiedersehen, denn dieses Mädchen gehört mir; ich habe sie mit der Ruhe meiner Seele erkauft,

ich will sie noch einmal mit dem Leben eines Menschen bezahlen. Die Unglückliche!" rief Fernand indem er tragisch hohnlächelte; „wissen Sie, daß ich dieses Wort, welches sie fallend sprach, in ihre Seele schleuderte, daß ich es bin, der ihr zum Abschiede, wo ein Tiger Mitleid mit ihrem schrecklichen Schluchzen gehabt hätte, sie verlassend, zugerufen hat: Du bist verdammt."

Luizzi schauderte. Er betrachtete Fernand, um sich zu versichern, ob es nicht der Satan selbst sei, der diese Maske, diese Züge angenommen habe. Die Fliege lachte, indem sie mit Erbitterung stach. Es schien Luizzi, als ob Herr Fernand Komödie spiele, und daß er aus der groben Begierde des jungen Mannes eine romanhafte Episode aus einem satanischen Gedichte mache.

Er wollte hierüber Gewißheit haben und sagte mit einem Tone voll Ueberzeugung:

„Ach, das ist entsetzlich!"

„Was wollen Sie?" sagte Fernand ohne Aufregung: „der Gedanke, mit dem Herrn zu kämpfen, der Stolz, sein Heiligthum zu entweihen und vor seinem Angesichte zu beschimpfen und ohne daß er es vertheidigen kann, sein schönstes, sanftestes Geschöpf — dieser ganze Wahnsinn brannte in mir wie ein Feuer der Hölle und ich träumte, daß Milton's Satan keine Unmöglichkeit sei."

Luizzi beunruhigte sich unwillkührlich bei diesen Worten; er betrachtete den Indianer aus Berlin, der friedlich die Asche von einer Cigarre abstreifte und sagte:

„Die Kleine wäre ziemlich hübsch, wenn sich nicht der Teufel in die Partie gemengt hätte."

Die Fliege betrachtete den Herrn von Merin von der Seite, wie wenn sie einen Act über diese Ungläubigkeit aufnehmen wolle.

„Wir sind angekommen!" schrie in diesem Augen-

blicke Henri, er warf die Zügel einem Stallknechte zu, rief den Conducteur und nahm seine Pistolen.

Wer von uns war nicht Zeuge eines Duells? Wer hat nicht in seiner Seele jene Beklemmung empfunden, welche die Gewißheit gibt, daß ein Leben erlöschen werde. Kaum kannte Luizzi Fernand, und dennoch gehorchte er seinem Willen, wie dem eines intimsten Freundes. Bald war alles, was Fernand zugehörte, dem Baron behändigt. Eine Postchaise wurde bespannt, und Armand begab sich zu Henri. Er saß auf einem Steine, den Kopf in die Hände legend. Luizzi betrachtete diesen jungen Mann und er fürchtete für ihn, indem er sich die so ganz verschiedene Haltung Fernand's in's Gedächtniß rief. Er rief den Conducteur herbei und suchte die Sache in Güte beizulegen.

„Wollen wir," sagte er, „diese jungen Leute sich tödten lassen, des Mädchens eines Wirthshauses wegen?"

„Ein Mädchen eines Wirthshauses!" antwortete der Conducteur. „Ohne Zweifel ist das ihr Stand, obgleich man sagen könnte, daß sie geschaffen ist, um bedient zu werden, statt zu bedienen... Aber das Ganze ist eine Geschichte...."

„Sprechen Sie!" rief der Baron, „sprechen Sie!"

„Das würde zu lange sein, und die Zeit drängt uns; Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß mein Capitän seinen Kopf hat, und daß Ihr junger Mann sie nicht gestohlen haben wird."

„Was denn?"

„Die Kugel, die ihm den Hirnschädel zerschmettern wird."

„Geben Sie Acht," sagte Luizzi, „wenn ich für einen fürchte, so fürchte ich nicht für Fernand."

„Der!" sagte der Conducteur, mit verächtlichem

Lächeln, „ein Gelbschnabel, der noch nicht einmal bei der Conscription war, der will sich an einem Alten reiben, an einem von der Garde, an einem Brummbarte von Moskau und Waterloo! Er war dabei, Herr Henri war dabei, er mit seinen fünf und zwanzig Jahren, und Achtung! ich halte ihm ein Champagnerglas auf dreißig Schritte mit meinen Zähnen, mit diesen Pistolen da;" und er öffnete das Kästchen Henri's.

„Sie gehen wohl sehr sicher?" sagte zu den beiden Redenden Fernand mit ruhiger Stimme.

Und er nahm sie in seine Hände, probirte die Batterie und stellte sie ruhig dem Conducteur zurück.

„Mein Herr," sagte er zu Luizzi, „die Vortrefflichkeit dieser Waffen thut mir Leid, sie zwingt mich, unbarmherzig zu sein; ich habe nicht Lust, diesem Wüthenden mein Leben vor die Füße zu werfen. Treffen Sie die Vorbereitungen."

Henri bemerkte die Gegenwart Fernand's; er machte eine stumme Bewegung, und die Zeugen folgten ihm: Luizzi sah ein, daß zwischen diesen beiden Menschen eine Auseinandersetzung unmöglich sei. Er erhielt aus Fernand's Hand einige, sorgsam zusammengelegte Briefe, deren Schrift rein und fest war, und Alle gelangten nun in ein kleines Gehölz, in welchem eine lichte, zum Zweikampf sehr geeignete Stelle war.

Die Bedingungen waren, daß sich die Gegner auf dreißig Schritte einander gegenüberstellten, daß sie auf ein gegebenes Zeichen, jeder zehn Schritte vorwärts gingen und während dieses Gehens nach Belieben schossen. Die Pistolen waren sorgfältig geladen, in ein Sacktuch gewickelt und durch Luizzi den Kämpfern übergeben, die sich sogleich auf ihre Plätze begaben.

Ein Schlag in die Hand war das Zeichen, und

kaum hatte Fernand einen Schritt gethan, als man den Knall einer Pistole hörte; man sah ihn zusammen fahren und still stehen.

„Dieser Mann ist geschickt, aber er ist nicht tapfer, ohne dies würde er mich getödtet haben,“ sagte Fernand, indem er seinen rechten, von einer Kugel zerschmetterten Arm zeigte. Er nahm seine Pistole in die linke Hand.

„Beeilen Sie sich!“ rief Henri, „wir fangen auf's Neue an.“

„Ich glaube nicht,“ sagte Fernand dumpf.

Und plötzlich, ohne das Terrain zu benützen, welches er gewinnen konnte, schoß er, und Henri fiel, durchs Herz geschossen, ohne daß ein Röcheln, eine Zuckung bezeugte, daß er aufgehört habe zu leben.

Eine Stunde später war Fernand in der Postchaise, und der Teufel hatte seinen Platz neben dem Baron wieder eingenommen, der ihn gerufen hatte.

„Willst Du mir sagen, Meister Satan, warum Du der Seele dieses jungen Mannes diese verdammte Begierde eingehaucht hast?“

„Das ist mein Geheimniß; überdies ist es nicht eine Geschichte, die ich Dir erzählen könnte, weil Du sie ganz gesehen hast.“

„Ja, aber die in dieser Geschichte handelnden Personen haben Antecedentien, die ich kennen möchte.“

„Keine. Mädchen des Gasthauses, Waise, jung, verwirrt, verrückt durch eine schlechte Literatur, das ist Alles.“

„Aber warum hast Du sie für diese abscheuliche Handlung ausgesucht?“

„Weil ich zweier merkwürdig schöner Wesen bedurfte, damit sie merkwürdig böse werden konnten, ohne daß man daran zweifeln darf.“

„Was sie thaten, ist aber doch nichts anderes, als der Anfang eines Lebens voll böser Handlungen.“

„Oder schlimmer Ideen, was für eine menschliche

Moral viel untergrabender, für meine, des Teufels Interessen viel besser ist. Ich würde alle Verbrechen eines Jahrhunderts für eine schlechte Idee hingeben; daher verdammte ich zwei Wesen von einer gewaltigen Anlage und thätig, ein Leben der Ausnahme zu führen, ein Leben, verbannt von der Welt, ein Leben, mit der Religion im Kriege begriffen, der Verbindung und der Achtung der socialen Ungleichheiten. Das eine dieser Wesen ist eine Frau, voll von Leidenschaften, voll von Willenskraft und, ungeachtet ihrer niedrigen Abkunft, voll von Ehrgeiz. Schon hat sie keine Ansprüche mehr an ihre vernichtete Zukunft, als die Reue über ihr Verbrechen. Wenn noch acht Tage der Klugheit an dieser Seele, die so reich an lebendigen und unerwarteten Hülfsquellen war, vorübergegangen wären und der Capitän Henri ihr Mann geworden wäre, so würde sie vielleicht aus Henri einen ausgezeichneten, einen angesehenen, einen berühmten Mann gemacht haben, um mit ihm eine ausgezeichnete, angesehene und berühmte Frau zu werden. Jetzt ist das unmöglich; denn Jeannette ist keines jener Mädchen, welche die Reue für eine Macht halten. In eine verlorene Stellung geworfen, wollte sie der Welt durch diese Stellung imponiren."

„Und ohne Zweifel wird sie darum Fernand fortreißen, grobe Fehler, oder vielleicht Verbrechen zu begehen?"

„Ja, ihr müßt das nach eurer Moral Verbrechen nennen."

„Wirst Du sie mir kund geben?"

„Von mir bedarfst Du das nicht."

„Wie werde ich davon unterrichtet werden?"

„Du wirst eines Tags Fernands Werke lesen, und Du wirst ihn vielleicht wieder finden."

„Wie?"

„Ich bestimme ihn, ein Gelehrter zu werden."

II.

Anfang der Erklärung.

Die Reise wurde fortgesetzt, und natürlich richtete sich die Unterhaltung auf das so eben stattgehabte Ereigniß. Jeder nahm davon Gelegenheit, mehr oder weniger außerordentliche Begebenheiten zu erzählen, bei welchen er Zeuge oder handelnde Person war. Man begreift leicht, daß Ganguernet in dieser Gattung von Erzählungen viel fruchtbarer sein mußte, als irgend ein Anderer. Unter denen, womit er den kleinen Kreis seiner Zuhörer ermüdete, war eine, die Luizzi mit dem lebhaften Interesse der Neugierde hörte.

„Es ist eine gute, eine vortreffliche Posse," sagte Ganguernet, „und nie in meinem Leben habe ich so viel gelacht. Sie müssen vor drei oder vier Jahren davon gehört haben, Herr Faynal."

„Hm, hm!" murmelte der Notar, „drei oder vier Jahre ist es, und hat sich in Pamiers etwas Besonderes zugetragen?"

„Hat sich denn jemals in Pamiers etwas Besonderes ereignet?" sagte Ganguernet; „in Toulouse war es, es ist die Geschichte des Abbé Serac. Kennen Sie den Abbé Serac?"

„Sie wollen sagen: Herrn von Serac, Adrian Anatol Julius von Serac, Sohn des Marquis Sebastian Ludwig von Serac. Wenn ich nicht irre, so kenne ich keinen andern Serac, der noch am Leben ist."

„Nun derselbe ist's; es scheint, daß Sie ihn nur in seiner Eigenschaft als Mensch, nicht in seiner Eigenschaft als Priester kennen, was ein großer Unterschied ist."

„Als ich ihn das letzte Mal sah," sagte der Exnotar, indem er die Augenbrauen zusammenzog und

mit seinen Augen blinzelte, als wollte er weit in seine Erinnerungen zurückblicken, „das letzte Mal, als ich ihn sah, war er ein schöner, junger Mann von fünf und zwanzig Jahren — seitdem sind zehn Jahre verflossen — sehr verliebt und sehr wenig geneigt, das schwarze Kleid anzulegen. Meiner Treu, ich glaube," fügte der Notar bei, indem er den Zeigefinger an die Stirn legte, „daß ich das Datum bestimmen kann; es war, bei Gott, der Vorabend des Tags, an welchem der Ehevertrag für Fräulein Lucie von Cremancé, deren Notar ich war, mit dem Marquis du Val unterzeichnet wurde. Und weil Sie mich darauf aufmerksam machen, so erinnere ich mich bei dieser Heirath an eine ganz außerordentliche Scene, die ich Ihnen erzählen will."

„Jeder in seiner Reihe," rief Ganguernet, „wenn Sie Ihre Geschichte erzählen, behalte ich die meinige für mich."

„Wie es Ihnen gefällig ist," sagte Herr Faynal, indem er sich in seine Ecke zurücklegte. „Sehen Sie nur darauf, daß ich nicht einschlafe, denn wenn ich schlafe, dann träume ich von meiner Frau, und dann ist es nicht der Mühe werth, daß ich sie verlassen habe. Uebrigens liegt mir nicht viel daran, Ihnen diese Geschichte zu erzählen, denn sie führt mich in eine Zeit zurück, in der ich unglücklich war, sehr unglücklich, in die Zeit, in welcher ich Notar wurde; daher dringe ich nicht mehr als ein Galeerensklave des Bagno darauf, von ihr zu sprechen, oder sprechen zu hören."

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte Luizzi, „ich glaube, daß Ihre Geschichte sehr interessant sein wird, und ich für meinen Theil würde sehr entzückt sein, wenn Sie dieselbe erzählen würden; dieß wird Herrn Ganguernet nicht hindern, die seinige zu erzählen."

Und Ganguernet begann also:

Eine Orgie.

„Es mögen ungefähr drei Jahre sein, daß ich mich an einem Frohnleichnamstage in Toulouse befand, und daß dort eine große Procession statt hatte. Ich und einige andere lustige Brüder hatten uns an einem Hause, von welchem ich Ihnen weder die Straße, noch die Nummer, noch den Namen sagen werde, aufgestellt, um die Procession vorüberziehen zu sehen; es war ein Haus so so, wo man viele verbotene Dinge verkaufte, welche die Douane mit Beschlag zu belegen nicht gewöhnt ist. Im Erdgeschoße, an dem Gange hin, ist ein Kaffee- und Bierhaus; im ersten Stocke ein Magazin von Hosenträgern, von Halsbinden und Cravatten, welches zwei Schwestern von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren gehört; im zweiten Stocke ist ein Magazin von Halsbinden, Cravatten und Hosenträgern, von drei intimen Freundinnen von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren und einer alten Frau gehalten; im dritten Stocke befindet sich ein Magazin von Cravatten, Hosenträgern und Halsbinden, von zwei Grisetten gehalten, deren Alter und Gestalt ich durchaus nicht kenne, was aber auch für diese Erzählung sehr überflüssig wäre, weil sie zu unserer Posse nicht gehören. Ich bemerke es bloß, um Ihnen zu sagen, daß das Haus sehr bewohnt war und daß es an Waare nicht fehlte.

„Je höher die Magazine hinaufkamen, desto mehr sanken *) die Waaren... Sie verstehen dieses Wortspiel ..." Ganguernet lachte allein, die Frau, die in der Ecke saß, warf ihm einen Blick zu, der den dicken Schleier durchbohrte, mit dem sie sich verhüllt hatte; der Possenreißer fuhr fort:

„Wir waren da vier oder fünf Bonvivants ver-

*) Baissaint: baisser: sinken, baiser: küssen. A. d. U.

sammelt und wir sagten zu dem zweiten: Du gehst in den ersten hinab; oder dem ersten: Du steigst in den zweiten hinauf, weil es im ersten oder im zweiten, wie Sie wollen, Gastmahle und Schmausereien, Schinken und Pasteten, Geflügel und Fleischpasteten, Blanquette *), Roussillon und Punsch, überhaupt was man einen guten Bissen nennt, im Ueberflusse gibt.

„Der erste und der zweite Stock waren in ewigem Streite, weil man sich die Kunden oft auf den Stufen der Treppe entriß; zur Zeit des Mittagessens verstand man sich aufs Beste. Es thut mir das Geschlecht der Dame leid," fügte Ganguernet bei, indem er sich gegen die Frau neigte, welche die Ecke des Wagens inne hatte und die ihren Schleier nie lüftete, „es thut mir das Geschlecht dieser Dame leid, aber die Frau ist von Natur aus leckerhaft. Ich weiß nicht, ob die Herzogin und die Marquise eine gute Tafel und den Riquiqui lieben, aber ich kenne nichts gefräßigeres, als eine Grisette vor einer gut besetzten Tafel; das verschluckt die Hühnerflügel, wie der Conducteur einer Diligence, und das trinkt sein Bißchen, wie die Invaliden. Indessen das macht Nichts zur Sache; es genügt, zu sagen, daß Morgens neun Uhr der Tisch servirt, der Wein im Eise war, und daß meine Kameraden und ich im ersten Stock durch das Bierhaus geschlichen waren, und zwar unter dem Vorwande, Liqueur zu kaufen, weil man auch dann, wenn man sich belustigt, den Anstand beobachten muß.

„Die Procession war in Bewegung und auf dem Punkte, vorüber zu kommen; die jungen Personen waren an ihren Fenstern, und trieben ihr Mienenspiel mit den Offizieren der Garnison, während wir klüglich an einem Fenster zur Seite waren und durch einen Vorhang das Hochwürdige vorbeitragen sahen; als plötzlich der Him-

*) Weißer Wein.

A. d. U.

mel so schwarz wie Tinte wurde und augenblicklich ein Platzregen herabströmte, der die Procession überschwemmte und zerstreute.

„Das geschah so plötzlich, und der Regen fiel in solchem Uebermaße, daß jeder sich auf's Gerathewohl in die nächste, beste Thüre flüchtete, die er offen fand. Mehrere Personen, darunter ein Priester, gingen in den Gang unseres Hauses, viele Andere folgten ihnen dahin, so daß die zuerst Gekommenen bis an den Fuß der Treppe zurückgedrängt wurden. Indem ich mich über das Treppengeländer hinabbeuge, sehe ich den Kutterträger, der bei dem ersten Tropfen eingetreten war, und auf der Stelle kommt mir der Gedanke, eine excellente Posse zu machen.

„Der Geistliche muß mit uns frühstücken!" sagte ich sogleich zu mir selbst.

„Ich theile mein Vorhaben meinen Gesellschaftern beiden Geschlechts mit, und er wurde mit Beifall beklatscht.

„Ich empfehle Allen eine sittsame Haltung, die größte Bescheidenheit, ich selbst gebe meinem Gesichte die Miene heiliger Zerknirschung und steige zu unserem Abbé hinab.

„Mein Gott," sagte ich, „dieser Platz ist sehr ungeeignet für Sie, mein Herr, und wenn Sie zu uns hinaufkommen wollten, um zu warten, bis das Ungewitter vorüber ist, so würden wir, meine Frau und ich, sehr geehrt sein, indem wir Ihnen eine Zufluchtsstätte geben konnten."

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte," antwortete er, „ich kann sehr gut da warten, wo ich bin."

„Ich bestand darauf, indem ich sagte, daß seine Weigerung sehr schmerzlich für uns sei, und der arme Mann folgte mir lediglich, um nicht unhöflich gegen mich zu sein. O, Priester! Was Du dumm bist!

„In dem Augenblicke, in welchem er durch die Thüre in das Atelier unserer Demoisellen trat, streckte

ich meine Hand über ihn aus und sagte zu mir selbst: Priester, mein Freund, wenn Du nicht verdammt bist, wenn Du hier hinaus gehst, so soll meine Seele statt der deinigen verdammt sein. Darauf nahm ich meinen Abbé bei der Hand und sagte dem Geistlichen: Ich habe die Ehre, Ihnen Madame Gribon, meine Gattin, vorzustellen. Gribon ist ein Name, den ich annahm, um wenigstens den Unannehmlichkeiten gewisser Bekanntschaften auszuweichen, und ich führe ihn auch auf meinen lustigen Reisen. Mariette war meine Gattin durch Zufall, welcher, ich gestehe es, nichts, als das Sakrament fehlte, um mit mir durch alle möglichen Bande vereinigt zu sein. Zu dieser Zeit war sie ein schönes Mädchen mit großen, schwarzen Augen, mit rothen, gleich Kirschen schwellenden Lippen, mit herrlichen Haaren, mit einer Taille, wie eine Königin und allen übrigen Zugehörungen. Sie hatte eine so hinreißende Gewalt in Liebe, Freude und Schwelgerei, daß ich sie Ihnen nicht schildern kann; ich konnte die braune, sammtne Haut dieser Frau nie, auch nur mit der Fingerspitze berühren, ohne wie von einem Schlage verliebter Electricität durchzuckt zu werden.

„Bei dem ersten Blicke, den sie auf den Abbé warf, sah ich, daß sie vollständig auf den Streich, den ich spielen wollte, einging.

„Der Abbé war ein schöner Junge, kupferfarbig wie ein Mulatte, mit einem dichten Walde von Haaren, für den es, einem Mädchen wie Mariette gegenüber, sich wohl der Mühe lohnte, noch andere Sachen kennen zu lernen, als die Geheimnisse des heiligen Abendmahls. Ich wurde ein wenig geplagt, und es wäre mir lieb gewesen, wenn eine Andere mit der Aufgabe beauftragt worden wäre; da aber die Idee von mir kam, konnte ich von einem dieser Herren nicht verlangen, sich statt meiner zu opfern; nur Mariette schien mir ihr Amt mit zu großer Leichtigkeit zu verwalten.

„Wie Dem nun auch sei, die Posse schien mir zu

schön, als daß man darauf in irgend einer Weise hätte verzichten können; wir begannen daher das Feuer. Der Abbé hatte bald sehr heiß, denn er trug ein Meßgewand, welches an Gold allein wohl zwanzig Pfund wog. Wir boten ihm eine Erfrischung an, und unter dem Vorwande eines Glases Wasser mit Wein, machte ich ihm ein kleines Getränk zusammen, welches ich aus Roussillon, Blanquette von Limoux und Branntwein amalgamirte; es war, daß ein Maulesel einen Rausch hätte bekommen müssen. Der gute Priester leerte das Ganze, ohne besonders darauf zu achten, aber eine Minute später sah ich ihn so sehr roth werden, als er zuvor bleich war, und seine Augen schienen mir leicht zu flimmern.

„Sie leiden, mein Herr Abbé?" sagte ich mit sanfter, schmeichelnder Miene zu ihm.

„Ja," entgegnete er, „dieser Wein macht mich unwohl."

„Das ist kein Wunder," erwiederte ich sogleich, „Sie sind vielleicht noch nüchtern, und der Wein macht immer eine solche Wirkung auf den leeren Magen. Wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollten, Etwas zu sich zu nehmen, so werden Sie sehen, daß das auf der Stelle vorübergeht."

„Er hatte die Thorheit, mir zu glauben, und würdigte unsere Tafel, daran Platz zu nehmen, ich wollte von ihm nicht mehr, und ich setzte ihn zwischen mich und Mariette. Man saß bei Tisch sehr eng zusammen, so daß, während ich von der linken Seite ihm ein Wenig Wein nach meiner Art einschenkte, Mariette von der rechten Seite mit ihm Neckereien nach ihrer Art trieb. Es gibt einen Umstand, den ich Ihnen nicht erzählen kann, weil man ihn gesehen haben muß, und das ist die Figur dieses armen Menschen zwischen meiner stets bereit gehaltenen Flasche und zwischen den Augen Mariettens; der Teufel, wenn er in einen Weihkessel fiel, konnte in keiner größern Verlegenheit sein.

„Ich sah, wie sein Kopf mehr und mehr davon lief, und ich erkannte, daß die Sache bis zu einem befriedigenden Punkte getrieben sei, als ich bemerkte, daß er seine Hand in der Hand seiner Nachbarin vergessen hatte. Statt, daß er uns betrachtete, wie er einen Augenblick zuvor mit seinen stierenden Augen gethan hatte, so betrachtete er jetzt Mariette mit einer Miene, die sie noch mehr hätte erröthen machen können, wenn dieses an sich möglich gewesen wäre; denn ich glaube, daß die Spaßmacherin sich in der That ernstlich an den Abbé anschmiegte, dessen Schönheit sie von dem ersten Augenblicke an entzückt hatte, und ich glaube überdieß, daß sie ein Wenig von diesem Apothekerweine, den ich so gut zusammen gemischt, aus seinem Glase getrunken hatte.

„Meiner Sache fast sicher, gab ich den Andern ein Zeichen, und diese erhoben sich; der Eine, um zu dem Fenster hinaus zu sehen, der Andere, um eine Flasche zu suchen, die eine der Frauen unter dem Vorwande, Zucker zu holen, Eines nach dem Andern, um sich nichts merken zu lassen, und endlich ging auch ich hinaus und schloß die Thüre doppelt, obwohl diese Vorsicht sehr unnütz war, weil der Abbé nicht in solchen Händen war, die ihn entwischen ließen, und weil ich Mariette zu gut kannte, um nicht sicher zu sein, daß er von ihr weggehen würde, verdammt wie ein Jude.

„Was!“ sagte Luizzi, „Sie haben sich solcher Mittel bedient, um ein so abscheuliches Verbrechen zu begehen?“

„Ach, gehen Sie mir,“ sagte Ganguernet, „das ist eine Geschichte zum Lachen, mein lieber Herr; glauben Sie denn an die Tugend aller dieser Possenreißer von Priestern, welche Nichten und Großnichten bei sich haben, aus denen sie Chorschülerinnen machen. Dieser da war vielleicht noch jung genug, um noch an alle diese Dummheiten der Religion zu glauben; aber dieses würde nicht lange mehr gedauert haben, und wenn es nicht Mariette gewesen wäre, so würde es irgend eine

alte Betschwester gewesen sein, die ihn auf eine weniger angenehme Art klüger gemacht hätte. Uebrigens verhehle ich meine Meinung nicht; ich bin liberal, ich verabscheue die Jesuiten, und ich werde es nie bereuen, daß ich einen glücklichen Angriff auf zwei Schufte gemacht habe, welche bei uns die Zehenten und die Beichtzettel wieder einführen wollten."

„Aber, sagte Luizzi mit lebhafter Ungeduld, denn er fühlte, daß er weniger, als ein Anderer dem albernen Hochmuthe dieses Menschen antworten könne, „aber was wurde denn endlich aus dem Allen?"

„Ha, da kommt jetzt das Drollige der Geschichte," antwortete Ganguernet. „Nachdem wir eine oder zwei Stunden hatten vorübergehen lassen, um dem Wein und andern Dünsten Zeit zu lassen, sich zu verflüchtigen, ging ich in das Estaminet hinunter und erzählte da, indem ich ein kleines Glas Schnapps trank und eine Partie Domino spielte, in ganz abgerissener Weise und ohne irgend eine Wichtigkeit darauf zu legen, daß ich im Herabgehen aus dem zweiten Stocke bei Marietten eine unbekannte Stimme gehört zu haben glaube. Ich bin nicht eifersüchtig, fügte ich mit unempfindlichem Tone bei, aber ich habe durch das Schlüsselloch gesehen und ich wette hundert Doppelpistolen in gutem spanischem Golde gegen zwei Sechslierstücke, daß ich der Thüre gegenüber das Meßgewand eines Priesters auf einem Stuhle fand."

„Das ist unmöglich!" entgegnete man.

„Das ist eine Posse!"

„Das ist eine Windbeutelei!"

„Das ist jenes, das ist dieses," rief man von allen Seiten.

„Ich weiß nicht," antwortete ich, „aber ich wette zwei Bowlen Punsch, daß ein Priester da oben ist."

„Ich wollte sie recht gerne bezahlen," antwortete ein Anderer, „und ich würde gerne wetten, wenn ich sicher wäre, die Wette zu verlieren."

„Und ich auch," sagte ich zu ihm, „ich würde sie sehr gerne bezahlen, damit Mariette nicht einen Streich wie diesen da macht."

„Und ich werde zehn bezahlen und ich werde hundert Francs dafür geben, wenn sie ihn gemacht hat. O, wenn ich einmal einen dieser Kuttenträger erwischen kann, die meine Tante vermocht haben, ihre Verlassenschaft dem Hospitale der Stadt zu vermachen, der soll einen Angstschweiß darüber bekommen, der Taugenichts!.."

„Wohlan, es sei, wir wollen wetten!" sagte ich.

„Wir wetten!"

„Wie gesagt, so gethan."

„Während dieser Zeit hatte sich Alles im Kaffeehause, es waren etwa dreißig Personen, um unsern Tisch versammelt; man hatte die Wette auf zehn Bowlen Punsch festgesetzt und für die ganze Gesellschaft diese bestimmt.

„Aber," sagte ich, „da die ganze Gesellschaft bei dem Schmause ist, so muß sie auch Zeuge der Sache sein!

„Dies schien Allen billig und nun erreichten wir die Treppe durch den Hinterladen und schlichen ganz leise in den ersten Stock hinauf. Ich hatte eine weise Vorsicht getroffen; nachdem ich die Thüre verschlossen, hatte ich den Schlüssel unter die Strohmatte gelegt; indem ich die Füße abstreifte, sagte ich zu mir, sie werden das merken, sie werden ihn finden und sich desselben bedienen.

Das Glück wollte mir wohl, denn, die Wahrheit zu sagen, man sah durch das Schlüsselloch nichts, und man urtheilte, daß ich mich getäuscht habe; doch plötzlich entdeckte der, welcher eben so viel Lust hatte zu verlieren, als ich zu gewinnen, den berüchtigten Schlüssel, bemächtigte sich desselben und öffnete mit ihm die Thüre. Das Erste, was wir sahen, war in der That das viereckige Pfaffenkäppchen des Abbé; wir stürzten

uns alle gegen die Thüre von Mariettens Zimmer, aber es schien, daß man uns gehört hatte, denn der Riegel war vorgeschoben und wir konnten das Paar nicht, wie man im Römischen Rechte sagt, ertappen. Mein Gegner wollte mit Gewalt die Thüre sprengen, und als ich die Sache im besten Zuge sah und nicht mehr nöthig hatte, mich in dieselbe zu mischen, ging ich in das Kaffeehaus wieder hinab. Es waren nicht Alle mit uns hinaufgegangen, und einige von denen, die unten geblieben waren, standen unter der Thüre und plauderten. Nach und nach hatten sich dort mehrere versammelt, Bekannte, Freunde, die vorübergingen und schon hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gruppe gebildet, in der man sich über das unterhielt, was oben vor sich ging. Da ich nicht gerne in einem Auflaufe bleibe, wenn ich merke, daß es zu Schlägen kommen kann, so ging ich weg und stellte mich auf die andere Seite der Straße, um den Effect meiner kleinen Komödie mit anzusehen. Die im ersten Stock schrieen wie Besessen, indem sie an die Thüre Mariettens schlugen und die im Erdgeschoße antworteten ihnen, rufend:

„Werft uns den Priester zu!“

„Aber, mein Herr,“ sagte Luizzi, „das wäre ein Meuchelmord gewesen!“

„Gut,“ sagte Ganguernet, „eine Geschichte zum Lachen; die Treppe war nicht hoch und dann sind die Priester wie die Katzen, sie fallen immer auf die vier Pfoten, und der hier ist ein vortrefflicher Beweis, denn er sprang durch das Fenster, nicht auf die Straße, sondern in den Garten, und so glücklich, daß nach Verlauf einer halben Stunde, als schon mehr als fünftausend Menschen, wie Besessene heulend, in der Straße versammelt waren, als die Polizei gekommen war und die Thüre Mariettens erbrochen wurde, der Vogel aus dem Neste geflogen war. Aber er hatte seine Federn im Käfige gelassen, und wenn diese auch nicht das

Individuum erkennen ließen, so zeigte sich doch, von welcher Gattung er war.

„Also fand man," sagte Luizzi, „den Abbé von Serac nicht; aber wie wußte man denn, daß er es war?"

„Zum Henker!" entgegnete Ganguernet, „man weiß es, weil ich ihn zwei Tage später in der Kirche Saint-Cernin wiedererkannte, wo ich ihn in einem Winkel wie ein Narr betend und weinend traf. Er erkannte mich auch wieder, denn er stand auf und ich weiß nicht, ob er sich nicht getraut hätte, seine Rache zu nehmen, wenn er mich an einem abgelegenen Orte getroffen hätte."

„Und er möchte vielleicht nicht Unrecht gehabt haben," sagte Luizzi.

„Das ist möglich," entgegnete Ganguernet, „aber ich bürge Ihnen dafür, daß ich ihn zur Vernunft zurückgeführt haben würde, nachdem ich ihn ins Verderben gestürzt. Der Vorfall hatte übrigens keinen besondern Nachtheil für ihn, es hinderte ihn nicht, zum General-Vikar ernannt zu werden, weil seine Familie die Sache einzuschläfern wußte, und weil überhaupt die Jesuiten den Liberalen die Freude nicht machen wollten, einen Priester bestraft zu sehen. Man hat ihn nicht einmal auf einen oder zwei Monate in die Einsamkeit geschickt, denn das hätte geheißen, den Schuldigen bestrafen und der öffentlichen Verachtung bezeichnen, was er gewiß wohl verdient hätte."

„Sie finden das?" sagte Luizzi.

„Nun," sagte Ganguernet, ohne auf Luizzi's Unterbrechung zu achten, „er hat das gewonnen, daß er weiß, was er vielleicht nicht wußte, und daß er als Maitresse das schönste Mädchen von Toulouse hat."

„Was?" rief Luizzi, der Abbé von Serac hat Marietten wieder besucht?"

„So fleißig," entgegnete Ganguernet, „daß ich

eines Tags gezwungen war, ihn mit Fußtritten zum Hause hinaus zu jagen."

„So fleißig," erwiederte die verschleierte Frau, die wieder in den Wagen gestiegen war, „daß er Sie eines Tags, als Sie zu Marietten wollten, die Treppe hinabgeworfen hat."

Ganguernet und Luizzi schauderten bei dieser Stimme, die sie zu kennen schienen, und beide waren im Begriffe, die verschleierte Dame, die sich in ihrer Ecke verbarg, zu fragen, als der Notar, dem Ganguernet's Geschichte Lust gemacht hatte, die seinige zu erzählen, mit belehrendem Tone zu ihnen sagte:

„Das ist sehr drollig, aber was Sie zuverläßig nicht wissen, das ist der Grund, aus welchem Herr von Serac Priester wurde."

„Sie wissen es?" rief Luizzi, welcher glaubte, daß sich für ihn das Dunkel erhellen würde, in welches die Geschichte der unglücklichen Lucie gehüllt war.

„Hm!" sagte der Notar, „ich weiß ihn, doch davon ist hier nicht die Rede; aber es scheint mir, daß er sich errathen läßt, denn hier haben Sie das, was sich am Tage der Hochzeit des Fräuleins Lucie von Cremancé mit dem Marquis du Val zugetragen hat."

III.

Cosi fan tutte. (So machen es Alle.)

„Lassen Sie hören, lassen Sie hören!" sagte Armand.

Und der Exnotar begann:

„Wie Sie wissen, hatte diese Vermählung während der hundert Tage statt. Der Herr Graf von Cremancé, Vater des Fräuleins Lucie, hatte gethan, wie so viele andere Adelige — es thut mir leid, dieses von dem Herrn Baron sagen zu müssen — er hatte sich ganz und gar dem Dienste dieses schuftigen Bu-o-na-par-té geweiht."

(Wir schreiben diesen Namen auf diese Art, damit man erkenne, wie Herr Faynal ihn aussprach.)

„Als er im Jahre 1814, nach dem Sturze dieses Räubers Bu-o-na-par-té von der Armee zurückkam, fand er, daß seine Frau, welche er in Toulouse zurückgelassen hatte, um die Honneurs seines Hauses zu machen, während er den Krieg des Usurpators mitmachte, die Gewohnheit hatte, alle Tage den Herrn Marquis du Val bei sich zu sehen. Der General Cremancé, denn er war General im Dienste dieses infamen Bu-o-na-par-té geworden, fragte seine Frau, was dieser Marquis du Val so oft in seinem Hause zu thun habe. Frau von Cremancé, eine Creolin, welche sich weder vor Gott, noch vor dem Teufel fürchtete, wenn sie für etwas eingenommen war, die aber dennoch eine große Furcht vor Herrn von Cremancé hatte, weil er ihr die Arme und die Beine gebrochen hätte, wenn er nur eine Secunde über das in Zweifel geblieben wäre, was der Marquis du Val in seinem Hause thue, Frau von Cremance also antwortete ihrem Gemahle, dem General, auf seine Frage, daß Herr Marquis du Val alle Tage in das Haus komme, weil er Fräulein Lucie die Cour mache."

„Wenn er deßwegen gekommen ist, so ist er zu oft gekommen," antwortete der General, „als daß er sie nicht heirathet."

„Im ersten Augenblicke machte dieses keinen großen Eindruck auf Frau von Cremancé, weil sie sich einbildete, mit ein wenig Schmeicheleien und Liebkosungen

werde sie ihren Mann von dieser Ansicht abbringen. Aber der Mann war eigensinnig wie ein grauer Esel und ein boshafter Mensch; er hatte gesagt: der Marquis du Val wird meine Tochter heirathen, und er muß sie heirathen. Frau von Cremancé stimmte nur scheinbar mit überein, weil sie in den Marquis noch sehr verliebt war; aber dieser willigte plötzlich ein, weil er in Frau von Cremancé nicht mehr verliebt war. Indessen spielte er doch seine Rolle sehr gut, um die Mutter glauben zu lassen, daß er die Tochter nur heirathe, um ihre Ehre zu retten.

„So lange als die Gräfin in diesem Glauben war, ließ sie die Sachen ihren Gang gehen, ja sie half selbst dazu, indem sie den Herrn von Serac antrieb, welchem sie schon die Hand ihrer Tochter versprochen hatte, während der General noch abwesend war. Ungeachtet der Verzweiflung des Fräulein Lucie zwang sie diese, eine Heirath einzugehen, welche das arme Kind verabscheute, ohne gerade einzusehen, wie sehr sie sich unglücklich machen würde.

„Indessen ging die Sache vorwärts und der Tag der Unterzeichnung des Contracts brach an. Es schien, daß an diesem Tage Frau von Cremancé gewahrte, daß das, was sie als Opfer des Marquis betrachtet hatte, ein wahres Glück für ihn sei; es schien, als habe sie ihn zu Fräulein Lucie in einem Tone sprechen hören, in welchem mehr Liebe lag, als sie jemals ihrem Liebhaber eingeflößt hatte. Sie hatte kein Mittel, die Sache zu hintertreiben, die Zeugen, die Verwandten waren von allen Seiten eingeladen, die Contracte waren ausgefertigt und sollten am Abende in Gegenwart der beiden Familien vorgelesen werden.

„Sollte ich hundert Jahre alt werden, so werde ich mich dieses Tags erinnern, als wenn es gestern gewesen wäre. Es war in dem großen Saale des Hotels des Herrn von Cremancé. Die ganze Familie war versammelt, der General in ihrer Mitte, auf einem

Lehnstuhl ausgestreckt, denn er hatte einen sehr heftigen Gichtanfall gehabt und es war ein großer Muth für ihn erforderlich, um sein Bett zu verlassen und dem Vorlesen des Contracts beizuwohnen. Mein College Barnet bewerkstelligte diese Vorlesung, die nichts als eine leere Form war, und so wie sie vollendet worden, unterzeichneten die Verlobten, der General, seine Frau, und nach diesen ihre Verwandten.

„Kaum hatte der General diesen Vertrag unterschrieben, als er sich mit seiner Gesundheit entschuldigte, vier Bedienten trugen ihn aus dem Erdgeschoße in die erste Etage, wo sein Schlafzimmer war. Unmittelbar darauf entfernten sich die Verwandten und wir blieben allein im Salon, nämlich Frau von Cremancé, ihre Tochter, der Marquis, mein College Barnet und ich.

„Den ganzen Abend hindurch hatte Frau von Cremancé auch nicht ein Wort gesprochen, und ich sah, daß ihr Blick verwirrt war, wie der eines Wahnsinigen. Als sie unterzeichnete, war sie so erschüttert, daß sie den Platz, an welchem sie unterzeichnen sollte, nicht sah, und daß ihre Hand die Feder zweimal fallen ließ, ehe sie sich derselben bedienen konnte.

„Unsere Stellung war diese: ich saß an dem Tische, auf welchem ich die Verträge in Ordnung legte, der Marquis war mit Lucie in einer Fenstervertiefung und schien sich zu entschuldigen, daß er sie heirathe, während das arme Mädchen sich der Thränen nicht erwehren konnte. In der andern Ecke des Salons erklärte Herr Barnet der Frau von Cremancé die ungeheuren Vortheile, welche der Vertrag ihrer Tochter sichere, während diese, statt zu hören, ihre glühenden Augen ununterbrochen auf ihre Tochter und ihren künftigen Schwiegersohn richtete.

„Während ich den finstern Ausdruck ihres Gesichts bemerkte, sah ich sie Herrn Barnet plötzlich verlassen und zu dem Marquis hineilen, welchem sie die Hand

ihrer Tochter entriess, deren sich dieser bemächtigt hatte, und sagte:

„Sie lügen, mein Herr, Sie lügen, Sie lieben dieses Mädchen nicht, Sie können Sie nicht lieben, oder Sie sind ein Niederträchtiger."

„Ich liebe sie!" entgegnete heftig der Baron.

„Nun, wenn Du sie liebst," fuhr Frau von Cremancé fort, „dann wirst Du sie nicht heirathen."

„Ich schwöre Ihnen, daß ich sie heirathen werde."

„Du wirst sie nicht heirathen," versetzte Frau von Cremancé, welche in eine Aufregung gerathen war, die an Wahnsinn grenzte, „Du wirst sie nicht heirathen. Meine Tochter," sprach sie, sich an die zitternde Lucie wendend, „betrachte doch diesen Mann, er war mein Liebhaber, dieser Mann war der Geliebte Deiner Mutter; willst Du ihn zum Manne haben?"

„Das Alles war blitzschnell geschehen, und wir, Barnet und ich, sahen uns betroffen über das, was wir gehört hatten, an, als wir bemerkten, daß die unglückliche Lucie vor ihrer Mutter auf die Knie niederfiel und ausrief:

„Gnädige Frau, sagen Sie das nicht, ein Anderes als ich könnte Sie hören und Ihnen glauben. Mein Vater könnte Sie hören."

„Wohlan, er komme, er höre mich!" antwortete Frau von Cremancé, „er komme und tödte mich! Wenn dieser Mensch niederträchtig genug ist, Sie zu heirathen, und wenn Sie, meine Tochter, niederträchtig genug sind, darein zu willigen, so wird er wenigstens dieses abscheuliche Verbrechen nicht dulden."

„Man hätte glauben sollen, daß dieser Frau ihr Creolenblut in den Kopf gestiegen sei; denn sie schien wie rasend vor Zorn und Eifersucht. Sie wandte sich gegen den Marquis und sagte zu ihm mit einer Stimme voll von Wuth:

„Du liebest sie, sagst Du, Elender, Undankbarer! Du liebest sie! Aber sie liebt Dich nicht, Dich am we-

nigsten; sie liebt einen Andern, dem sie sich hingeben wird, wie ich mich Dir hingegeben habe; sie liebt einen Andern, der Dich, ich hoffe es, entehren wird, wie Du mich dazu gebracht hast, einen Mann zu entehren. Sie liebt Herrn von Serac. Nimm Dich Acht, hüte Dich vor ihm!"

„So fuhr sie fort, den Marquis mit wüthenden Vorwürfen zu bestürmen, während dieser sich vergebens anstrengte, sie zu beruhigen, und während ihre Tochter, zur Erde niedergesunken, schrecklich schluchzte und dumpfe Seufzer ausstieß.

„Wir hatten uns, Barnet und ich, an das äußerste Ende des Salons zurückgezogen, um so wenig als möglich Zeugen dieses beweinenswerthen Auftrittes zu sein. Wir waren auch schon entschlossen, den Versuch zu machen, uns zu entfernen, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, so vornehme Leute vor uns erröthen zu sehen, als Frau von Cremancé, welche, ich kann es ihr bezeugen, vollkommen närrisch geworden war, den Arm des Marquis ergriff und ihn mit Gewalt fortriß, indem sie sagte:

„Komm, komm! Mein Mann muß uns zusammen sehen, ich muß ihm die Wahrheit in Deiner Gegenwart sagen."

„In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre des Salons und der General erschien. Ich weiß nicht, ob eines von ihnen ihn gekannt hat, aber es war unmöglich, den glanzlosen, kalten Blick, den er auf euch ruhen ließ, indem er mit euch sprach, zu ertragen, ohne die Augen niederzuschlagen. In einen langen, rothen Schlafrock gehüllt, mit seinen schneeweißen, langen Haaren, und mit seinem weißen, langen Schnurrbarte, kam er uns wie eine Erscheinung vor, wie das Gespenst des Todes, der da kommt, wenn man ihn mit gewissen Worten ruft. Er blieb auf der Schwelle der Thüre stehen und sagte mit dumpfer Stimme, deren Ausdruck ich nie vergessen werde:

„Was gibt es denn hier?"

„Er fragte dieses, indem er seinen bloßen Degen in der Hand hielt und vergaß, daß dieses genugsam beurkunde, daß er es wisse. Seine Tochter lief ihm entgegen und rief:

„Gnade, Gnade, mein Vater!"

„Der General beugte sich über sie und antwortete mit einer Stimme, deren weichen und zugleich grausamen Ton nichts bezeichnen kann, der armen Lucie:

„Gnade für Sie, Lucie, nicht wahr? Gnade für Sie, meine Tochter, nicht wahr? Denn Sie haben eine andere Liebe im Herzen, und Sie fürchten sich, Ihr Vater sei darüber erzürnt. Aber ich weiß, daß diese Liebe unschuldig ist, und ich verzeihe sie Ihnen; denn wenn sie schuldhaft gewesen wäre, wenn diese Liebe auch nur den leisesten Verdacht auf die Ehre einer Frau, die meinen Namen trägt, geworfen hätte, so würde ich diese Frau getödtet haben, ich würde sie auf der Stelle tödten."

„Und indem er diese Worte sprach, machte der General einige Schritte gegen Frau von Cremancé, Lucie aber warf sich vor ihn und rief:

„Mein Vater, mein Vater, mein Vater! Gnade!"

„Und der Vater antwortete ihr, indem er sie in seine Arme schloß, mit einer weichen, aber trostlosen Stimme:

„Ja, meine Tochter, ich würde Sie getödtet haben, wenn Sie den Namen Cremancé entehrt hätten, und da ich nicht will, daß dieser Name entehrt werde...."

„Ich werde den Marquis du Val heirathen!" antwortete Lucie, vor ihrem Vater auf die Kniee sinkend.

„Dank, meine Tochter," sagte der General, indem er seinen Degen sich entfallen ließ; dann wandte er sich gegen uns und sprach mit ruhiger Stimme: „Auf morgen, meine Herren, lade ich Sie zu der Ceremonie ein."

„Wir waren kaum einige Schritte von der Salon-

thüre entfernt, als der General von so heftigen Brustschmerzen befallen wurde, daß man gezwungen war, ihn in aller Eile auf Matratzen niederzulegen, daß man ihn nicht in sein Zimmer zurückbringen konnte.

„Und die Hochzeit war am folgenden Tage?“ sagte Luizzi.

„Die Hochzeit war am folgenden Tage,“ entgegnete der Exnotar. „Zwei Tage darauf war Herr von Cremancé todt, seine Frau hatte Toulouse verlassen, und der junge Serac war in ein Seminar getreten, um Priester zu werden.

IV.

Fortsetzung.

Luizzi hatte diese traurige Geschichte mit einem lebhaften Interesse gehört. Die Diligence kam an dem Fuße eines sehr langen und steilen Berges an, alle Reisende stiegen aus, und Armand ging zu Fuß neben dem Exnotar her, indem er sich den finstern Betrachtungen hingab, welche diese Erzählung in ihm erregt hatte. Da kam Ganguernet, der vorausgehen wollte, um in einer Kneipe, welche man auf der Höhe des Berges sah, einige kleine Gläser Ruhm zu trinken, und sagte im Vorübergehen:

„Es scheint, mein Herr Baron, daß die Geschichte des Notars Ihr Herz gerührt hat!“

„In der That,“ bemerkte Faynal, „sie scheint Sie sehr zu beschäftigen.“

„Ja, weil sie angefangen hat, mir das Geheim-

niß eines Unglücks zu entschleiern, einer Verirrung, welche ich nicht begreifen konnte."

„Und die ich Ihnen auf der Stelle erklären kann," sagte die schweigsame und verschleierte Dame der Diligence.

„Sie?"

„Ich; kennen Sie mich nicht mehr, Herr Baron?"

Die Frau warf ihren Schleier zurück und Luizzi erinnerte sich, sie gesehen zu haben; aber er konnte nicht sagen, an welchem Orte und zu welcher Zeit. Da sagte die Frau leise zu ihm:

„Ich bin das Mädchen, welches Sie in jener Nacht bei der Marquise du Val eingeführt hat."

„Mariette!" rief Luizzi.

„Ja, Mariette," entgegnete sie, „dies ist mein Name, ich habe ihn als Kammerjungfer der Marquise geführt und ich führte ihn auch da, als ich den Abbé von Serac aus meinem Zimmer entspringen ließ."

„Wie, das waren Sie?" erwiederte Luizzi, der von einem Erstaunen in das andere überging.

„Ja, ich war es, ich wurde närrisch aus Liebe zu diesem Priester und fand kein anderes Mittel, ihn an mich zu knüpfen und ihn zu mir zurückzuführen, als ihn mit seinem Fehler in Schrecken zu setzen; dann, nachdem ich sein Gewissen besiegt hatte, um ihm nach und nach eine Gewohnheit aus der Ausschweifung zu machen, zwang er, der ausschweifender geworden als ich, mich durch Gold und wüthende Drohungen, seinen niederträchtigen Entwürfen zu dienen."

„Gegen wen?" sagte Luizzi.

„Hören Sie," entgegnete Mariette.

„Während der sieben Jahre, seit welchen Fräulein von Cremancé verheirathet war, während der sieben Jahre, welche er Priester war, hatte er sie immer geliebt, aber er hatte sie mit einer Liebe geliebt, in welche die Verzweiflung fast etwas Unschuldiges gelegt hatte.

„Als Herr von Serac der Liebhaber eines öffent-

lichen Mädchens wurde, denn ich war ein solches, oder wenigstens beinahe ein solches, als jede edle Gesinnung in ihm erstorben war, als er fortfuhr, sich in Orgien zu wälzen, welche ich nicht theilte, da liebte der Abbé Serac noch die Marquise du Val, aber er liebte sie mit einer entsetzlichen Liebe, mit einer Liebe, die noch mehr schmutzig, als verbrecherisch war.

„Ach, ich hatte nicht vorausgesehen, wie weit sich der glühende Geist und der beharrliche Charakter dieses Mannes fortreißen lassen könne, sowie er sich einmal auf einen schlechten Weg gestürzt hatte. Ich war die Erste, welche die Strafe des Lasters zu tragen hatte, in welches ich ihn versenkt; er mißhandelte mich, er quälte mich fast alle Tage durch seine rasenden Anfälle von Eifersucht zu todt, obgleich er mich nicht liebte.

„Sechs Monate nach dem Ereignisse, welches Ganguernet uns so eben erzählt hat, bemächtigte sich der Gedanke, der Geliebte der Marquise du Val zu werden, dieses Menschen. Um dahin zu gelangen, zwang er mich, als Dienerin bei ihr einzutreten. Während ich ihm gehörte, hatte er mich bestimmt, mein Quartier zu verlassen, und er hatte mich in ein kleines Haus, jenseits des Wassers, logirt, wohin er alle Abende verkleidet kam, bald als Bürger, bald als Soldat, nie in demselben Kleide, nie mit der nämlichen Uniform, so daß Niemand muthmaßen konnte, daß es immer derselbe Mensch sei, der alle Abende zu mir kam. Er hielt mich förmlich eingeschlossen, er hätte mich tödten können, ohne daß Jemand darnach gefragt hätte, was aus mir geworden sei. Ueberdies flößte er mir Furcht ein, und ich weiß nicht, ob ich zu weigern mich gewagt, wenn er von mir verlangt hätte, daß ich ein Verbrechen begehen solle, bei dem ich zu Grunde gehen mußte. Ich mußte also in Alles willigen, was er verlangte; ich kann nicht sagen, wie es ihm gelang, durch welche alte Betschwestern er mich empfehlen ließ,

aber sowie ich mich bei der Marquise du Val vorstellte so wurde ich angenommen.

„Als ich in ihre Dienste trat, war sie nicht glücklich, aber immer nahm sie ihre Zuflucht zu Gott, sie brachte ihre Zeit mit religiösen Uebungen hin, denn die arme Frau hatte nicht einmal zu ihrem Troste und zu ihrer Zerstreuung die süßeste und heiligste Beschäftigung des Weibes, die nämlich, ihre Kinder zu erziehen.“

Luizzi hörte dieses Mädchen mit eben so großem Staunen als Interesse; sie bemerkte das, und fuhr fort:

„Meine Sprache setzt Sie in Erstaunen, mein Herr; aber während der drei Jahre, welche ich bei der Marquise lebte, habe ich viele Dinge und viele Gefühle kennen gelernt, die ich zuvor nicht kannte. Sie war, wie ich Ihnen sagte, unglücklich, sie hatte kein Kind, denn seit dem ersten Tage ihrer Verheirathung hatte sie sich von ihrem Manne getrennt, und niemals hat er die Schwelle ihres Schlafzimmers überschritten, wenn sie schlief.

„Ja, Herr Baron, ich habe viele Dinge kennen gelernt, und was mich am meisten in Erstaunen versetzte, war die Entdeckung, wie viel Geist und Gewohnheit auch da noch Anmuth und Eleganz bewahren können, wenn die Seele und das Herz von Lastern angesteckt sind.

„Ich habe hie und da Briefe gelesen, welche ich auf Befehl Serac's der Marquise du Val bringen mußte, und niemals habe ich, ich gestehe es, eine reinere und ehrfurchtsvollere Liebe mit mehr Zartheit und Anmuth sich aussprechen hören. Mit Verzweiflung stellte ich diese Briefe der Marquise zu. Die Unglückliche ließ sich, nachdem sie sich lange geweigert hatte, sie anzunehmen, durch mich dazu überreden, denn ich belog sie aus Furcht, ich bereute aber auch den Erfolg meiner

Worte von dem Augenblicke an, in welchem ich Alles aufgeboten hatte, um zum Ziele zu gelangen.

„Drei Monate verflossen, ehe die Marquise einen dieser Briefe des Abbé lesen wollte, und nachdem sie eingewilligt hatte, sie zu lesen, verflossen noch einmal drei Monate, ehe sie ihm erlaubte, sich in ihrem Hause vorzustellen. Ich trieb sie unwillkührlich zu einem Verbrechen hin, vor dem meine Liebe zu ihr noch mehr als die Moral, in der ich aufgezogen worden, zurückschauderte. Ich war nicht darüber erschrocken, daß die Marquise einen Geliebten annahm, ich dachte nicht an eine Entweihung, indem ich glaubte, daß sie sich einem Priester hingeben könne, aber ich dachte daran, daß sie die Beute eines Elenden wurde, denn alle Laster und die ganze viehische Wildheit dieser Laster eigen waren.

„Indessen hielt mich eine Hoffnung; ich hoffte auf die Marquise selbst; es schien mir, daß sie dann, wenn dieser Mensch eine Sprache sprechen würde, welche sie nicht hören wolle, ihn zum Schweigen zu bringen wissen werde. Und dann kannte ich die Marquise so gut, daß ich mir nicht vorstellen konnte, durch welche Mittel dieser Mann die Tugend einer so reinen, so glaubensstarken Frau würde berücken können. Ach, Herr Baron, ich hatte vergessen, daß ich selbst ihm eine abscheuliche Unterweisung gegeben hatte."

„Was?" rief Luizzi, „es geschah...."

„Ja, mein Herr," fuhr Mariette fort, „es geschah, indem ich verderbliche Substanzen in das bischen Wein mischte, welches sie trank, es geschah, indem ich sie berauschte, sie, dieses heilige und edle Geschöpf; indem ich sie in einen viehischen Zustand versetzte, geschah es, daß er über die Tugend des Weibes den Sieg errang, wie ich den Sieg über die Tugend des Priesters errungen, nachdem ich ihn berauscht, in einen viehischen Zustand versetzt hatte. Er nahm sie als Jungfrau vor ihrem Ehemanne, wie ich ihn unbefleckt von seinem

Gotte nahm. Das ist abscheulich, nicht wahr, Herr Baron?"

Mariette hielt inne und Luizzi fuhr mit der Hand über seine Augen, wie wenn er von einem Schwindel ergriffen wäre. Dann ging er schweigend neben Marietten her, welche gleichfalls schwieg. Dieses Schweigen währte lang, man hätte sagen können, daß der Baron alle seine Zeit nöthig hatte, um die Niederträchtigkeit dieser Handlung zu bemessen. Endlich sagte er:

„Ja, das ist entsetzlich!"

„Aber," sagte Mariette, indem sie leiser sprach und Luizzi sich näherte, „ein Umstand besteht, den Sie nicht fassen könnten, wenn er nicht wahr wäre und wenn ich nicht denselben bei meinem Leben bezeugte, der Umstand, daß diese edle, elegante, junge Frau, von der glanzvollsten Welt umgeben, in der Macht, welche sie dem Abbé von Serac überliefert hatte, das Vergessen des Fehlers, welchen sie herbeigeführt hatte, suchte. Sie machte ein Laster aus dem, was ein Unglück war. So wie sie allein war, verschaffte sie sich starke Liqueure, sie stahl sie, ungeachtet meines Aufpassens, in das Haus, sie genoß sie in solchem Uebermaße, daß sie kraft- und vernunftlos niederfiel. Für sie war die Kraft: das Vermögen zu Dulden, die Vernunft: die Reue und ihre Zerrissenheit. So hatte sie zwei Jahre gelebt, durch mich beschützt, welche sie vor den Augen der Welt und ihres Hauses verbarg, welche sie Ihren Augen verbergen wollte, Herr Baron, denn damals sagte sie mir in einem jener Anfälle von Tollheit, welche dieses Laster oft in ihr hervorbrachte:

„Ja, ich werde mich von diesem Henker, der mich tödtet, befreien, und da ich weder einen Bruder, noch einen Gatten habe, welche mich von ihm losreißen könnten, so werde ich einen andern Liebhaber nehmen. Diesen Morgen besuchte mich Luizzi, Luizzi, der mich zu lieben schien, als er noch Kind war, und der auch an meinen Schmerze, an meinem Elende, als ich mich

verheirathete, Theil nahm. Luizzi besuchte mich, wenn er mich lieben will, will ich ihn lieben; ich bin noch schön genug, daß er mich lieben kann, nicht wahr? O ja, fuhr sie fort, indem sie die Augen zum Himmel erhob, und Gott anflehte, so sehr verrückte sie ihre Thorheit in diesen schrecklichen Momenten; ja, ich werde ihn lieben, und Du, mein Gott, wirst mir diese Liebe verzeihen, Du wirst Mitleid haben, denn wenn er mich nicht lieben will, so werde ich plötzlich Deiner ewigen Verdammniß trotzen; ich werde mich tödten."

„Darum that sie es, mein Herr, darum erwartete ich Sie an der Thüre ihres Hotels, darum habe ich Sie bei ihr eingeführt, indem ich Sie dem Auflauern des Abbé von Serac entzog, den ich der Thüre gegenüber stehen sah, als Sie dahin kamen; darum tödtete sie sich, weil ich Sie in dieses Betzimmer führte, aus welchem ein Priester ein Boudoir gemacht hatte. Ich hatte sie übrigens viel ruhiger verlassen; ich hoffte einen Augenblick, daß sie es wagen würde, Ihnen Alles zu sagen, und daß Sie großmüthig genug sein würden, sie zu beschützen, statt sie noch mehr ins Verderben zu stürzen. Allein sie hatte meine Abwesenheit benützt, um sich, wie sie, die Unglückliche, sagte, in dem gefaßten Vorsatze zu stärken.... Und als sie in das Betzimmer eintrat, wo Sie ihrer warteten, Herr Baron...."

Mariette hielt inne, indem sie sich nicht getraute, den Satz zu vollenden, und Luizzi sagte langsam:

„Und als die Unglückliche sich mir mitten unter Schluchzen und in der heftigsten Leidenschaft hingab, die ich nicht verstand...."

„Da war sie betrunken, Herr Baron, da war sie betrunken."

V.

Kaum hatte Mariette diese Worte gesprochen, als eine Postchaise, welche reißend schnell an ihr und Luizzi vorüberfuhr, durch den Schrei: „aus dem Wege!" den der Postillon ausstieß, sie aus einander sprengte. Luizzi warf einen flüchtigen Blick in den Wagen, und erkannte Fernand und Jeannette, welche im Fond desselben saßen. Fernand neigte sich zum Schlage heraus und rief, ohne die Pferde anhalten zu lassen, Armand zu:

„Vergessen Sie meinen Brief an Herrn von Mareuilles nicht, ich empfehle ihn Ihnen, er ist einer meiner besten Freunde."

Als einen sonderbaren Zufall glaubte Luizzi bemerkt zu haben, daß die Fliege, welche Fernand zerstochen, ihn noch nicht verlassen hatte, und daß sie in dem Augenblicke, in welchem ihm Fernand diese Anempfehlung gemacht, ihre Flügel bewegte und rieb.

Luizzi war mit allem dem, was er so eben gehört und gesehen hatte, so sehr beschäftigt, er hatte einen Augenblick der Ruhe und der Einsamkeit, in der er nach seinem Belieben nachdenken konnte, so theuer bezahlt, daß er den Ruf der Ueberraschung nicht hörte, welchen Mariette ausstieß, als sie Jeanette in der Postchaise sah. Indessen war Luizzi, indem er plauderte, auf dem Gipfel des Berges angelangt, und er mußte wieder in die Diligence steigen. Er fing an zu glauben, daß sich der Teufel in sein Leben durch mehr als durch Erzählungen mische, und noch muthmaßte er erst, daß jener, wahrscheinlich des immerwährenden Erzählens müde, es war, der ihn in dieser Diligence in die Gesellschaft Ganguernets, des Exnotars und

Marietten's gebracht habe, als er plötzlich davon überzeugt wurde, indem er Ganguernet auf sich zulaufen sah, und dieser sagte:

„Da ist zur Abwechslung was Anderes! Die große Achse der Diligence ist gebrochen, und wir werden zehn oder zwölf Stunden brauchen, ehe wir wieder abreisen können. Für diese ganze Zeit sind wir nun in ein elendes Wirthshaus eingeschlossen, wo es höchstens Eier gibt, um einen Pfannkuchen zu machen, und Krätzer und Kartoffelschnapps, um jene anzufeuchten."

„Was?" rief Luizzi ungeduldig, „gibt es kein Mittel, diesen Unfall schneller zu beseitigen."

„Meiner Treu!" sagte Ganguernet, „für Sie gibt es eines, wenn Sie Geld zu verlieren und zu verschwenden haben, das heißt, wenn Sie Ihren Platz in der Diligence aufgeben und eine Berline der Post nehmen, welche nach Paris zurückkehrt und da eben gewechselt wird."

„Mit Vergnügen," sagte Luizzi, „ich nehme sie auf der Stelle und um jeden Preis."

„Es scheint, daß der Beutel wohl gespickt ist?" sagte Ganguernet, indem er auf den Bauch Luizzi's klopfte."

Diese Bemerkung rief Luizzi in's Gedächtniß zurück, daß er bis jetzt schlechterdings nicht an den pekuniären Zustand gedacht habe, in welchem er sich befinde, und er langte mit seiner Hand in seine Tasche; er zog einige Hände voll Gold heraus. Er setzte voraus, daß nicht Mangel an Geld, sondern ihm bis jetzt unbekannt gebliebene Umstände, welche der Teufel herbeigeführt hatte, die Ursache gewesen seien, die ihn gezwungen hatte, der Diligence sich zu bedienen. Er stellte sich vor, daß diese Berline der Post sich nicht so gelegen auf dem Wege vorfinden würde, wenn nicht der Teufel Sorge getragen hätte, daß sie sich hier befinde, und fest entschlossen, sich durch ihn führen zu lassen, ließ er seine Effecten abladen, nachdem er sich

zuvor aus der Karte des Conducteurs überzeugt hatte, aus was sie bestehen, denn er wußte es durchaus nicht. Unter seinen Effecten befand sich ein großes Portfeuille mit einem Ueberzuge von Leder, von dessen Besitz der Baron nichts wußte. Er behielt sich vor, den Inhalt desselben zu untersuchen, wenn er in der Berline sein würde, und er schied von seinen Reisegefährten, nachdem er Marietten seine Adresse zu Paris gegeben hatte.

So wie er allein in seinem Wagen war, beeilte er sich, das Portefeuille zu öffnen, und er bemerkte, daß es unter andern Dingen Briefe mit seiner Adresse enthielt. Er beeilte sich, ihren Inhalt kennen zu lernen, obwohl sie erbrochen und, wie es ihm schien, schon von einem Anderen, oder wohl gar von ihm selbst gelesen worden waren. Der erste war von dem Procurator des Königs für das Arrondissement von... unterzeichnet, und war so verfaßt:

„Herr Baron!

Die Thatsachen, welche Sie uns mitgetheilt haben, sind von einer solchen Wichtigkeit, daß ich sie dem Herrn General-Procurator bei dem Königlichen Gerichtshofe zu Toulouse mittheilen mußte. Eine Frau, seit sieben Jahren in einem Gefängnisse eingeschlossen, ohne daß Jemand den geringsten Verdacht je gehegt hätte, das ist eine Sache, welche jede Glaubwürdigkeit übersteigt. So wie ich von dem Herrn General-Procurator eine Antwort erhalten haben und wissen werde, was ich von Ihrer Benachrichtigung denken soll, werde ich Ihnen seine Antwort übermachen. Ich habe die Ehre zu sein &c."

„O, o," sagte Luizzi, „es scheint, daß ich den Capitän Felix denuncirt habe, nun, wir wollen sehen, was aus dieser Sache geworden ist. Er suchte in seinem Portefeuille und er öffnete den folgenden Brief, welcher so anfing:

„Mein Herr, Sie sind ein Niederträchtiger...“

„Das ist wahrscheinlich der Capitän Felix,“ sagte Luizzi zu sich, „und er klagt mich an, weil ich sein Verbrechen nicht unbestraft lassen wollte.“ Nach dieser tröstlichen Betrachtung fuhr er fort, diesen Brief zu lesen.

„Sie haben mich dahin gebracht, daß ich einen jungen Mann getödtet und eine Frau entehrt habe, welche meinen Namen trug. Wenn Sie nicht ein Feigling sind, so werden Sie mir über Ihre unwürdige Handlungsweise Rechenschaft geben.

Gezeichnet Dilois.“

Dieser zweite Brief machte Luizzi viel sorgenvoller, als der erste; er war begierig, zu wissen, wie er auf diese Herausforderung geantwortet habe. Darum suchte er in der Brieftasche nach einem Briefe, der ihn über den Fortgang dieser Sache belehren sollte; aber er fand nichts, als abgeschlossene Rechnungen seiner Geschäfts-Agenten und seines Intendanten. Indem er sie durchging, schien es ihm, daß er seine Interessen durchaus nicht vernachläßigt, daß er sie vielmehr auf eine Weise gesichert habe, die ihn selbst in Erstaunen setzte. Indem er diese zahlreichen Papiere durchlief und sonderte, entdeckte er in einem Winkel die Fragmente eines am Rande verbrannten Briefs, von dem es schien, daß er aus der Flamme eines Herds in dem Augenblick herausgezogen worden sei, in welchem er beinahe ganz verbrannt wäre.

„.............. vor ihrem Tode hat mir die unglückliche Lucie das Geheimniß meiner Abkunft enthüllt. Mußten Sie, Armand, der Urheber meines Verderbens, meiner Entehrung sein! Der Himmel ist gerecht.

Gezeichnet: Sophie Dilois.

So sehr sich auch Armand bemühte, neue Belehrungen unter seinen Papieren zu entdecken, es führte zu nichts, als dazu, ihn weiter in diesem unentwirr-

baren Labyrinthe von Abenteuern, in die er sich gemischt, zu verwickeln. Es blieb ihm wohl das Auskunftsmittel, den Teufel zu rufen, um von ihm eine Erläuterung über das zu verlangen, was er so eben gelesen hatte, aber nicht nur war er nicht sicher, sie zu erhalten, er fühlte sich auch nicht in der Stimmung, dieses unaufhörlich aufgeregte Leben, welches ihm nicht einen einzigen Augenblick zur Ueberlegung gelassen hatte, wieder zu beginnen. Er verschob es auf seine Ankunft in Paris, zu erfahren, welche Folge seine Anzeige gegen die Familien Buré gehabt, wie er auf die Ausforderung des Herrn Dilois geantwortet habe, und warum Madame Dilois ihn Armand nannte, als wenn er ihr Bruder, oder ihr Geliebter gewesen wäre.

„Meiner Treu,“ sagte der Baron zu sich selbst, „das wäre eine höchst drollige Sache, wenn ich in diesem Zeitraume meines Lebens, von der ich nicht die geringste Erinnerung habe, der Geliebte der Madame Dilois gewesen wäre; dazu bin ich wohl fähig. Wahrscheinlich habe ich gesucht, Verzeihung für meine thörichte Unbescheidenheit zu erhalten, und ich habe mehr, als diese erlangt. Sie ist schön und liebenswürdig, wie ein Engel, diese Madame Dilois, und ich muß sehr glücklich gewesen sein. Wie Teufels hat sich das gemacht? Es ist in der That etwas Widerwärtiges in meiner Lage! Nicht einmal die Erinnerung an ein Glück zu haben, welches voll von Reizen wegen des ungeheuren Unrechts sein mußte, welches ich gegen diese Frau hatte.“

Luizzi hielt bei dieser Betrachtung inne, und indem er sich von diesem Gedanken ganz bezauberte, fügte er bei:

„Ich will bei Gott, mir eines Tags diese Freude verschaffen! Eine Frau zu erlangen, deren Eitelkeit man verletzt und deren Liebe, oder deren Stellung man vernichtet, das muß ein anbetungswerther Triumph sein. Und wenn ich Madame Dilois jemals wiedersehe, so

will ich sie gewiß zu mir zurückführen. Ich will... wenigstens, wenn dieses noch nicht geschehen sein sollte."

Dann rief er mit Ungeduld:

„Ja, wahrhaftig, das ist beklagenswerth, und ich willige darein, daß mich der Teufel hole, wenn ich ihm je einen Tag meines Lebens gebe, hätte er mir auch so schreckbare Geschichten, als die des ehrenwerthen Mothurin, oder so langweilige, als die Mährchen des verehrungswürdigen Herrn Bouilly zu erzählen.

„Ich halte ihn beim Wort," sagte eine Stimme, welche zu dem einen Schlage des Wagens herein zu kommen und zu dem andern hinaus zu gehen schien, und die Luizzi so erschreckte, daß er drei Stunden lang weder sich zu mucksen, noch zu sprechen, oder zu denken wagte.

Indessen setzte er seine Reise ohne irgend einen Unfall fort, und am 25sten Februar 182* langte er in Paris an, fest entschlossen, sich nicht mehr mit dem zu beschäftigen, was in Toulouse sich ereignet hatte, zu leben, wie er gelebt, und dem Zufalle die Sorge zu überlassen, ihm das Geheimniß aller der Ereignisse zu entdecken, deren Zeuge er gewesen, seit er die Bekanntschaft Satans gemacht hatte.

Ein Entschluß, den er ganz fest gefaßt zu haben glaubte, war der, den Teufel so selten als möglich zu Hülfe zu rufen, und sich überhaupt unter keinem Vorwande, zu keinem Gebrauche der Unterweisungen zu bedienen, die er von ihm erhalten könnte. Um diesen Entschluß zu halten, kam er mit sich selbst überein, keine Individuen zu sehen, die in einem Bezuge zu ihm während der so eben gemachten Reise standen.

Luizzi gedachte, die früheren Gewohnheiten wieder anzunehmen, die er als junger Mensch während seiner Anwesenheit in Paris gehabt, und seine alten Bekanntschaften wieder aufzusuchen. Um in diesem Entschlusse nicht zu wanken, begnügte er sich, am Abende seiner Ankunft die verschiedenen Briefe, welche Fernand ihm

zugestellt hatte, und selbst den an Herrn von Mareuilles gerichteten, obwohl ihm dieser besonders empfohlen worden, an ihre Adresse gelangen zu lassen.

Luizzi rechnete darauf, so gegen alle Besuche geschützt zu sein, aber schon am Morgen nach seiner Ankunft meldete ihm sein Kammerdiener Herrn von Mareuilles. Luizzi fand, daß dieser ein sehr schöner, junger Mann sei, sehr gut gekleidet, und das war Alles. Er begnügte sich, demselben ganz einfach zu erzählen, wie er Fernand als Zeuge gedient habe. Aber es war beschlossen, daß Luizzi sich nicht so leicht frei mache, als er dachte, weil er an dem Teufel hing, wenn auch mittelst eines unbemerkbaren Fadens.

So erfaßte denn diesen Herrn von Mareuilles, Fernand's Freund, dessen sich der Teufel bemächtigt hatte, eine wahre Leidenschaft für Luizzi, und wie der arme Baron ein Weltmann war, der am wenigsten verstand, sich von einem langweiligen Menschen los zu machen, so ließ er sich gerne durch seine neue Bekanntschaft den ganzen Tag hindurch auf das Café de Paris, auf das Café aux Italiens, in das Gehölz, überallhin begleiten, wo Menschen leben, die keine andere Welt haben, als die Menschen.

Zu gleicher Zeit ließ er sich in ein Haus führen, in welchem Herr von Mareuilles aufgenommen war, und bald glaubte er, daß ihn der Zufall vortrefflich bedient habe, indem er ihn in Beziehungen mit einem guten, sehr reichen, sehr vornehmen und sehr einfältigen Menschen gebracht habe, der ihn in die Salons einführte, in welchen er, Armand, vollkommen unbekannt war, deren Besuch ihn aber, als einen Mann von sehr geregeltem, über jeden Vorwurf erhabenen Leben erscheinen lassen mußte.

Er zweifelte nicht, daß in dieser Welt, so gut wie in jeder anderen, Gelegenheiten sich ihm darbieten würden, welche seine Neugierde rege machen und ihn in die Krallen des Teufels wieder bringen werden, daß

es aber in seiner Lage noch viel besser für ihn sei, mit dem Laster zu leben, welches mit nackter Stirn einherschreitet, als mit dem, welches sich in das Gewand der Heuchelei hüllt und in den falschen Schein der Tugend. Es ist zu bemerken, daß Luizzi über den wahren Zweck seines Vertrags mit dem Satan noch nicht nachgedacht hatte, so wenig als darüber, daß seine ausnahmsweise Bestimmung ihn nicht von dem allgemeinen Gesetze der Menschheit befreie, welches fordert, daß man das Leben versuche, ehe man es beurtheilt, das man betrete, ehe man sich einen Weg ausgesucht.

Das Abenteuer, welches Luizzi in regelmäßige Zusammenkünfte mit seinem Mentor wieder bringen mußte, ließ nicht lange auf sich warten.

VI.

Die drei Armsessel.

Zwei Tage nach seiner Ankunft näherte sich Luizzi einer, in Paris sehr wenig gekannten Welt, es war die der zurückgezogenen Finanz. Verstehen wir wohl, es handelt sich da nicht um die Finanz der Restauration, nicht um die liberale Finanz, die um Geld kämpfte mit den großen adeligen Reichthümern, die mit Seide und Gold ihre Gemächer behängte, welche am Tage des großen Empfangs mit Bankagenten angefüllt waren; die, weil sie sich eine historische Gallerie bilden wollte, sich auf einer Jagdpartie malen, und das Gesicht ihres Kutschers und ihres Bereiters unter die Portraits der Familie aufnehmen ließ, während alle Diamanten der Letzteren, linkisch aufgethürmt auf den reichen und zän-

kischen Frauen, niemals das Hinreißende der vornehmen Miene eines aristokratisch getragenen Kopfes, oder eines in die Haare eines schönen Kindes der Oper verliebt geschlungenen Bandes erreichen konnten. Es handelte sich hier um eine andere Geldmacht. Die, von der hier die Rede ist, datirte sich lang vor der Restauration; sie hatte mit dem Directorium angefangen und hatte sich in jene reißende Plünderung der Staatsgüter und der Vergnügungen des Lebens gemengt.

In der That glich Frankreich, als es nach der Republik und nach dem Schreckenssystem unter das Directorium gekommen, vollkommen einer Armee, welche, nachdem sie ein raubes, ausgesaugtes Land, ein Land voll von Feinden, Räuberhöhlen und Hinterhalten durchzogen, und den besten Theil ihrer Avantgarde darin verloren hat, endlich eine befreundete Stadt erreicht, wo sie für einige Stunden Ueberfluß und Sicherheit findet. Das ist fürwahr ein Entzücken, sich wieder zu sehen, sich zu befesten, zu trinken, zu essen, zu lachen, sich zu umarmen, zu tanzen, Arm oben, Arm unten, bunt durch einander, alle auf einmal, ohne besondere Aufmerksamkeit auf die Strenge der Toilette, auf die Haltung, auf die Handlungen, ohne auf neugierige Blicke, auf garstige Reden Rücksicht zu nehmen, denn die ganze Welt wird von demselben Wirbelwinde fortgerissen.

Man geht, man lauft, man schlendert bei dem Rauschen der Orchester, bei dem Rauschen des Goldes der Spieltische, bei dem Klange der angestoßenen Gläser; ein herrlicher Carneval, ein prachtvolles Trinkgelag, wo die Erinnerungen als Entschuldigung und als Vertheidigung gegen die Erinnerungen dienen; denn wenn ein Mensch dem andern gesagt hätte:

„Ich bin Ihnen gestern begegnet, Sie waren etwas bespitzt," so konnte der Letztere antworten:

„Es ist wahr, ich erinnere mich, Sie waren betrunken."

Wenn eine Frau der andern gesagt hätte:

„Sie waren gestern in der Oper sehr bloß," so konnte diese ihr antworten:

„Sie waren im Hemde in Longchamp."

Und wenn die Erste hinzugefügt hätte:

„Sie haben also den kleinen Trenis als Liebhaber angenommen?" so konnte die Zweite entgegnen:

„Ich habe Ihnen niemals etwas gestohlen ꝛc. ꝛc.

Und tausend andere Dinge, voll von Tollheit und Trunkenheit, welche ein ganz seltsames Bewußtsein bei dem größten Theile dieser alt, häßlich, spröde und zu Betschwestern gewordenen Frauen erregen mußten:

Und dieses kam so:

In jener schönen, so durchsichtigen Periode, in jener Periode mit den stark entblößten Busen, sah man eine Menge von Emigranten zurückkehren. Viele hatten noch sehr jung Frankreich verlassen, und der größte Theil hatte seine schönsten Jahre, die vom achtzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre, unter Entbehrungen, Elend und häufig in schlechter Gesellschaft zugebracht. Sie stürzten sich daher mit einer wunderbaren Gewalt in diese bezaubernde Welt, welche die fernen Nuditäten der Oper in eine handbreite Entfernung stellte. Diese Neuangekommenen hatten wenig Geld, ihr durch die Confiscation zerrüttetes oder ruinirtes Vermögen war noch nicht wieder hergestellt oder neu begründet. Sie entlehnten daher von den Männern, schenkten den Frauen und setzten ihre Zukunft ein, um ihre Gegenwart zu vergolden.

Später, als die Orgien vorüber waren, als die Klassen sich zu scheiden begannen, als der Reichthum sich wieder begründete, konnte der Faubourg Saint-Germain nicht ganz mit dieser Geldmacht brechen, weil er ihr viel an Kapital und Zinsen schuldig war. Millionen werden wohl schnell verschwendet, aber langsam bezahlt. Diese Liquidation dauerte viel länger als das Kaiserreich. Schon die hohe Geldmacht des Direktoriums

hatte sich nach und nach von den Geschäften zurückgezogen. Sie hatte die ihrigen geschickt an verständige Commis abgetreten, welche die Quelle jener Geldmacht der Restauration wurden, von welcher eben die Rede war; aber sie nahm weder ihre Gebräuche, noch ihre Krämersitten an.

An große Namen und an große politische Einwirkungen gewohnt, konnte sie sich nicht bewegen, nichts als Berühmtheiten der Börse und des Geldes in ihren Salons zuzulassen, welche plötzlich von Menschen angefüllt wurden, deren Ahnen die Geschichte des alten Frankreichs gemacht hatten, und von solchen Menschen, die jetzt die Geschichte des neuen Frankreichs bildeten. Noch später, als die Restauration kam, wandte sich diese älteste Geldmacht ganz auf ihre Seite. Auf diese Weise bewahrte sie ihre vertrauten Beziehungen mit der Vorstadt Saint-Germain und ahmte ziemlich geschickt die vornehmen Mienen, die großen Ansprüche und ganz besonders die prachtvolle und äußere Frömmigkeit nach. Man begegnete da in Wahrheit wenigen Frauen der sehr hohen Aristokratie, aber man sah da die höchstgestellten Weltmänner. Viele hatten Geschäftsverhältnisse, oder die Vorliebe für diese Geldmacht beibehalten. Es gab da auch hie und da schöne Mädchen und hübsche Jungen, welche Gesichter und Hände nach alter adeliger Race hatten, obwohl der Grafen- oder Baronstitel des Vaters sich nur von dem Kaiserreiche herschrieb, und die großen Herren, welche Interesse an ihnen nahmen, thaten es mit einer so geschickten gönnerschaftlichen Würde, daß Niemand nach einer Ursache dieses Vorzugs fragte.

Unter allen Salons, die ihm geeignet schienen, den guten Ruf zu begründen, dessen er bedurfte, zog Luizzi überhaupt den der Madame Marignon, oder von Marignon vor, wie sie betitelt wurde, je nachdem man ihr die Ehre erwies, sie zu besuchen, oder je nachdem man die Ehre hatte, von ihr empfangen zu werden.

Frau von Marignon war zu jener Zeit (182*) eine Frau von fünfzig bis sechszig Jahren, von hohem Wuchse, ziemlich dünnleibig, hinlänglich knöcherig, mit prachtvoll erhaltenen Zähnen, mit durchfurchtem Gesichte, immer mit äußerst elegantem Kopfputze über grauen, mit außerordentlicher Sorgfalt gepflegten Haaren, mit funkelnden Augen, einer steifen Nase, mit schmalen Lippen, immer geschnürt, zusammengepreßt, aber immer ohne einen andern Putz als Douilletten von prachtvollen Stoffen, stets von der nämlichen Form. Sie hatte so schnell die Rolle einer alten Frau angenommen, daß die Männer ihr dafür zu unendlichem Danke verpflichtet waren, die Frauen ihrer Zeit aber sie herzlich verabscheuten. Sie behaupteten, daß dieses Aufgeben jeden Anspruchs nicht aufrichtig, daß es eine Rache sei, mittelst deren Madame Marignon — unter solchen Umständen unterließ man das von — die Erfolge opferte, welche ihr, Dank dem unversöhnlichen Epigramme, nicht mehr erlaubt waren, die aber die Reize noch nicht verlassen hatten, welche besser erhalten waren als die ihrigen.

Frau von Marignon empfing viele Leute, und Luizzi machte bei ihr so kostbare Bekanntschaften, daß er das Recht erlangte, bei den Italienern oder in der Oper das zu grüßen, was es von Männern Vorzügliches in den besten Logen gab. Die Regeln des Hauses waren übrigens sehr streng. Es gab dort Musik von Künstlern, denn die der Dilettanten schien der Frau von Marignon zu gefährlich, weil sie eine Tochter von bezaubernder Schönheit und von überlegenem Talente hatte. Bezahlte Sänger unterhielten die Gesellschaft, aber es war der Gesellschaft untersagt, sich selbst darin zu vergnügen. Man spielte das Whist, zu fünfhundert Francs die Marke, aber Frau von Marignon hätte ein Ecarté zu hundert Sou nicht geduldet; man dinirte da viel, man tanzte selten, man soupirte niemals.

Alles schien so geregelt, so geordnet, so fein in diesem Hause, daß Luizzi noch nicht Lust gespürt hatte,

die geheime Geschichte dieser Welt kennen zu lernen, in welcher ihm sein Name, sein Vermögen, sein Luxus eine bewunderungswürdige Aufnahme verschafft hatte, obgleich er darin unbekannt war. Das unbedeutende Ereigniß, welches diese Lust in ihm erregte, welches ihn antrieb, die höllische Glocke ertönen zu lassen, die der Teufel zu seinem Befehle gestellt hatte, war folgendes.

An einem Abende, an welchem Concert bei Frau von Marignon war, in Mitte eines von Madame D.... gesungenen Stücks, kam eine Frau von dreißig Jahren bis an die Thüre des Salons, nachdem sie den Bedienten, welche sie anmelden wollten, Stillschweigen auferlegt hatte. Die Männer, welche die Thüre versperrten, traten auf die Seite und sie fand sich vor einem unabsehbaren Kreise. Dem Piano gegenüber stand ein leerer Fauteuil, und diese Frau, welche Luizzi nicht kannte, schritt durch den Salon, machte der Frau von Marignon ein Zeichen der Entschuldigung, wurde von dieser, ohne aufzustehen, mit einer sichtbaren Laune gegrüßt, und nahm den unbesetzten Platz ein.

Dieses Eintreten erregte Aufsehen, obgleich diese Frau blaß und von einer fast entblätterten Schönheit war. Luizzi bemerkte dieses, sowie daß sie mit einer ausgesuchten Eleganz gekleidet war. Aber, was noch mehr Aufsehen erregte, war, daß die beiden Frauen, welche die Armsessel zur Rechten und zur Linken von dem inne hatten, dessen sich die Neuangekommene bemächtigte, auf der Stelle sich erhoben und in dem dritten Salon verschwanden, in welchen die Spieler verbannt waren. Das Gesangstück währte immer noch fort, folglich war die Beleidigung auffallend. Der Scandal war ungeheuer, aber schweigend; die Blicke allein fragten und antworteten; die Sängerin vollendete ihre Arie unter allgemeiner Achtlosigkeit.

Als diese geendet war, ging Frau von Marignon weg und zu den beiden Personen, welche die Neuangekommene so abscheulich beleidigt hatten. Als Herrin

des Hauses konnte sie Alles wieder gut machen, wenn sie sich neben dieses Opfer setzte und fünf Minuten mit ihr plauderte; allein obwohl ihr das, was sich ereignet hatte, sehr zu widerstreben geschienen, so wagte sie es doch nicht, die Verantwortlichkeit dieses Wiedergutmachens auf sich zu nehmen.

Luizzi kannte die beiden Damen, welche die auffallende, grobe Beleidigung ausgeübt hatten, wie man Leute kennt, denen man in einem Salon begegnet; den Fauteuil rechts hatte Frau Baronin von Bergh, eine Frau von fünfundvierzig Jahren, inne gehabt, welche durch ihre außerordentliche Frömmigkeit und durch die Beziehungen berüchtigt war, in welchen sie mit den am meisten in der Mode befindlichen, religiösen Männern stand. Man führte für sie ihre Wohlthätigkeit, ihre den Schulen zugewendete Gönnerschaft und die Tadellosigkeit ihrer Sitten an. Die zweite, auf dem Armsessel links, war Frau von Fantan. Diese war fünfzig Jahre alt, und ihre Schönheit war so überraschend für ihr Alter, daß sie aus demselben eine Koketterie gemacht hatte. Man wußte weiter nichts von ihr, als daß sie sehr unglücklich während einer ersten Ehe gewesen, und daß sie sich von ihren Kindern hatte trennen müssen. Man sagte auch, daß ihre Verbindung mit Herrn von Fantan sie dieses erste Unglück nicht habe vergessen lassen, und man erstaunte, daß so viele Reize so vielen Thränen Widerstand geleistet haben. Uebrigens herrschte für sie, sowie für Frau von Bergh, eine ehrfurchtsvolle Bewunderung wegen der heroischen Weise, mit der sie ihr Unglück ertrugen, und wegen der ausgezeichneten Erziehung, welche sie ihren Kindern gaben. Frau von Fantan hatte eine Tochter, die Baronesse aber einen Sohn.

Luizzi suchte daher nicht, sich in dieser Richtung zu erkundigen, indem er glaubte, hier nichts erfahren zu können und er fragte, das Natürlichste, was er thun konnte, einen seiner Nachbarn, wer diese Frau sei, wel-

che man so schmachvoll isolirt, zwischen zwei leeren Sitzen, gelassen habe.

„Das ist die Gräfin von Farkley," antwortete man.

„Ich kenne sie nicht."

„Die natürliche Tochter des Marquis von Andeli."

„Ha!" sagte Luizzi mit der Miene eines Mannes, der durch diese Belehrung nicht sehr weit vorgerückt ist.

„Ja, freilich," entgegnete der Sprecher mit Ungeduld, „Laura von Farkley, dieselbe, von der man so geistreich gesagt hat: wer sie will, der wird sie haben. Sie verstehen dieses Wortspiel? *)

„Ja, wahrhaftig. Aber es ist eine Geschichte, die mir wissenswerth scheint."

„Ihre Geschichte wird Ihnen die ganze Welt erzählen."

„Sie haben wohl Recht, von der ganzen Welt zu sprechen," antwortete ein Herr, der sich jetzt in die Unterhaltung mischte, ohne sich in seinem Halseisen von weiß gestärkter Cravatte zu rühren. Er war ein, zu jener Zeit in hohem Rufe stehender Elegant, wegen des Brechens seiner Falten und der Regelmäßigkeit seiner Schleifen. Er sagte also: „Sie haben sehr Recht, zu sagen: Die ganze Welt, denn Niemand kann sie vollständig kennen.

„Aber," entgegnete der, an den sich Luizzi gewendet hatte, „da ist Cosmus von Mareuilles, welcher, wie man sagt, ihr Liebhaber war, und der Herrn von Luizzi die bestimmtesten Aufklärungen wird geben können."

„Bah!" sagte der Andere, „Cosmus ist, wie wir alle, er kennt den, der ihm vorausgegangen ist, und den, der ihm folgte."

---

*) Das Wortspiel, welches auf den Namen Laura Bezug hat, Laura und l'aura, läßt sich im Deutschen nicht geben

„Und vielleicht auch den, der mit ihm theilte.“

„Es ist wahrscheinlich; aber er ist nicht der Mann dazu, nachzurechnen; man muß ein sehr geschickter Arithmetiker sein, um Additionen von einer gewissen Länge zu machen, und das ist nicht das Talent des Cosmus.“

„Ich möchte indessen doch gern wissen....“ sagte Luizzi.

„Ach, mein Lieber,“ rief einer der beiden Gecken, „ich wollte ihnen eben so gerne: „Tausend und eine Nacht“ erzählen. Uebrigens kann, wie ich Ihnen sogleich sagte, diese Geschichte Ihnen Niemand erzählen, als Frau von Farkley selbst, und dann müßte sie noch, wenn sie genau werden soll, alle Morgen eine neue Ausgabe veranstalten, durchgesehen, verbessert und mit Zusätzen vermehrt.“

Diesen letzten, entzückenden Witz hörte Luizzi nicht, denn nachdem man ihm gesagt hatte, daß Frau von Farkley allein ihre Geschichte erzählen könne, dachte er auf der Stelle daran, daß er sie auf eine vollständige Weise von dem kennen lernen könne, der ihm schon so viel erzählt habe, und er behielt sich vor, seine Neugierde zu befriedigen.

Um aber diesen neuen Versuch viel vortheilhafter als die andern zu machen, wollte er sogleich Frau von Farkley selbst kennen lernen. Er wünschte zu wissen, welche Art von Erzählung sie über sich selbst mache, und setzte voraus, daß niemals günstigere Umstände sich dargeboten hätten, um das Laster in seiner möglichsten Entwicklung kennen zu lernen, sei es nun, daß diese Frau ihre üble Aufführung mit einer Schamlosigkeit zur Schau trug, welche jeder Beschimpfung trotzte, sei es, daß sie dieselbe unter einer Heuchelei zu verbergen suchte, die er jedoch nicht wahrzunehmen schien.

So wie er diesen Entschluß gefaßt hatte, drang er durch den jetzt mit Menschen angefüllten Salon, grüßte einige Damen und nahte sich nach und nach der Frau

von Farkley, endlich setzte er sich an ihre Seite. Diese konnte nicht umhin, den Mann zu betrachten, der diesen verlassenen Platz einnahm. Dieser feurige, hinreißende, tiefdringende Blick durchdrang Luizzi mit einer Art Schauder; es schien ihm, als wenn es nicht das erstemal sei, daß er dem Zauber dieser Augen ausgesetzt sei, und es stieg selbst der Gedanke in ihm auf, daß er in seiner frühen Jugend, und seiner ganzen Reinheit dieses blasse und matte Gesicht gesehen habe.

Da er aber in seinen Erinnerungen nichts fand, mit dem er diese Regung hätte in Verbindung setzen können, so beschloß er, die Unterhaltung zu beginnen. Die Musik, welche sich so eben hören ließ, war ein natürlicher Text. Luizzi hatte mit einer ziemlich nichtssagenden Phrase begonnen, als Frau von Marignon plötzlich im Salon wieder erschien. Als sie Luizzi neben der Frau von Farkley sitzen sah, schien die Frau des Hauses gegen ihn ein lebhaftes Gefühl von Unwillen zu empfinden. Sie nahte sich dennoch der Frau von Farkley und sagte ihr in einem ganz ungezwungenen Tone:

„Ich suche Sie so eben, meine liebe Farkley, um Ihre Meinung über einen Caschemir zu hören, den ich meiner Nichte geben will; nebstdem daß Sie einen ausgezeichneten Geschmack haben, weiß ich auch, daß Sie dieselben zum Verwundern kennen.

„Ich bin zu Ihren Befehlen.“

„Ich mißbrauche Ihre Gefälligkeit.“

„Ganz und gar nicht.“

„Und, apropos, wie befindet sich Herr von Andeli?“

„Immer wohl, wie ein glücklicher Mann.“

„Er altert nicht?“

„So wenig, daß er mich diese Nacht auf dem Ball der Oper erwartet.“

„Das nenne ich einen guten Vater.“

„Ja, wahrhaftig, vortrefflich....“

Dieses kleine Zwiegespräch hatte statt, während Frau von Farkley von ihrem Armsessel eine Schärpe, einen Fächer und ein Bouquet nahm, dieses elegante Zugehör für eine Frau im Ballkleide. Sie verließ den Salon mit Frau von Marignon. Sogleich erschienen Frau von Fantan und Frau von Bergh wieder, einen Augenblick später kam Frau von Marignon allein zurück. Mit mehr Oeffentlichkeit jagt man eine Dame nicht aus einem Salon, als man es hier gegen Frau von Farkley that. Luizzi war an seinem Platze geblieben, er stand auf, als die beiden Spröden eintraten. Man dankte ihm aber so trocken für seine Höflichkeit, daß er die große Unschicklichkeit, die er begangen hatte, errieth. Frau von Marignon sagte ihm mit klaren Worten, was die erzürnten Blicke der Uebrigen ihn voraussetzen ließen.

Als sie nahe an Luizzi vorüberging, wandte sie sich mit dem Ausdrucke verächtlichen Erstaunens zurück und sagte zu ihm:

„Wie, Sie sind noch hier! Ich glaubte, Sie haben eine Zusammenkunft auf dem Ball der Oper."

Bei diesen Worten fiel Luizzi in eine jener seltsamen Verwirrungen, die oft aus dem Menschen das häßlichste Thier machen, welches existirt.

Sein ganzes Herz empörte sich sogleich gegen die gehässige Anschuldigung, welche Frau von Marignon so eben gegen Frau von Farkley geschleudert hatte.

„Was!" dachte er, sie setzt voraus, daß diese gleichgültige Antwort auf diese gleichgültige Frage eine Aufforderung der Frau von Farkley ist? Das will sagen, daß man sie diese Nacht in der Oper finden wird, das ist ein Rendezvous! Nein, das ist unmöglich, es gibt keine Frau, die einer solchen Schamlosigkeit fähig wäre. Frau von Marignon ist durch eine vorgefaßte Meinung verblendet, die sie verleitet, den unschuldigsten Worten einen verabscheuungswerthen Sinn beizulegen. Die Aufführung der Frau von Farkley kann sehr leicht

fertig gewesen sein, sogar sehr schuldbefleckt, aber dennoch wäre es zu weit getrieben, sich dem nächsten besten an den Hals zu werfen. Frau von Farkley ist jung und elegant genug, um sicher zu sein, daß sie wenigstens begehrt und gesucht werde. Man stellt diese Frau viel tiefer, als sie es verdient, und überdies kannte sie mich ja gar nicht. Ich bin für sie nichts, als ein unbedeutender Fremder...."

Diese Fluth guter Gedanken, welche in Luizzi's Geist eingedrungen war, stand plötzlich stille, denn er bemerkte das Zischeln, dessen Gegenstand er war; in Folge einer plötzlichen Wiederkunft dieser Fluth rief er aber, immer zu sich selbst:

„Zum Henker! Werde ich denn ein Dummkopf sein? Werde ich der Einzige sein, der von dieser Frau eine Zurückhaltung voraussetzt, die sie nicht hat? Werde ich, wie so oft, auch diesmal die Gelegenheit, einige Stunden vergnügt zu sein, durch eine zu gute Meinung über Andere und eine zu schlechte Meinung über mich selbst verlieren? Ich bin schon zu oft durch den falschen Schein der Tugend getäuscht worden, als daß ich nicht noch einmal durch die Zweifel betrogen werden sollte, die von mir selbst kommen. Ich will das Ding vom Herzen haben, vorwärts, in die Oper.

Welchen Verrath, welche Niederträchtigkeiten, welche Prahlereien, die Furcht, für einen Dummkopf zu gelten, Menschen begehen ließ, welche ohne diese ziemlich ehrbar geblieben wären! Als er den Salon der Frau von Marignon verließ, beging Luizzi eine dieser Niederträchtigkeiten. Er gab dem abscheulichen Verdachte gegen diese Frau das volle Gewicht einer ausgemachten Sache. Der Vorwurf war gehört worden, Luizzi war beobachtet, man folgte ihm. Einer der Gecken, welche so sehr über Frau von Farkley gegen ihn gesprochen hatten, beeilte sich, mit ihm zu gleicher Zeit wegzugehen, trat zuerst hinaus und hörte, wie der La=

cket dem Kutscher zurief: In die Oper! Er ging eilig zurück und erzählte die Begebenheit vier oder fünf Vertrauten. Man lachte so laut darüber, daß jedermann diese fast unschickliche Lustigkeit wahrnahm. Sogleich antwortete man:

„Es ist nichts, nur ein Scherz! Dieser arme Luizzi! Er hatte das Ansehen eines Triumphators... Ein guter Knabe im Grunde, der aber wenig mehr verdient.

„Aber, was ist es denn?“ sagte Frau von Marignon.

„Es ist nicht der Mühe werth, davon zu sprechen.“

„Sie sprechen von Herrn von Luizzi?“

„Von ihm, wie von einem andern.“

„Ist er weg?“

Ein Herr machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe, welches von einem so feinen Lächeln begleitet war, daß alle andern ein schallendes Gelächter begannen.

„Aber, was gibt es denn?“ fragte Frau von Marignon wieder.

„Er ist auf dem Ball der Oper,“ antwortete der Herr, indem er jede Sylbe besonders betonte, um ihr einen sehr bestimmten Sinn...

„Wie abscheulich!“ rief Frau von Marignon mit Verachtung, „das ist anstößig!“

„Und überdies von schlechtem Geschmack,“ fügte Cosmus von Mareuilles bei.

„Ja,“ entgegnete Frau von Marignon, „ich weiß, daß Sie mehr Geheimnißvolles darein gelegt haben.“

„Ach, Sie verleumden mich!“ sagte der Geck, indem er sich schaukelte.

„Ich verleumde Sie! Sie leugnen also?“

„Ach, nein, erwiederte ein Anderer, „wenn Sie ihn verleumden, so geschieht es, indem Sie ihn des Geheimnißvollen beschuldigten, aber nie hat er sich darunter verborgen.“

„Ach, meine Herren, meine Herren,“ entgegnete Frau von Marignon mit jenem Tone, der theilweise

aus äußerlichem Unwillen und aus einer innerlichen Freude erzeugt wird, und einer Spröden eine ziemlich deutliche Bosheit verleiht.

Dann entfernte sie sich, um ihre beiden Freundinnen aufzusuchen. Bald entspann sich zwischen ihnen und einigen Personen, die sich dieser Gruppe beigesellt hatten, eine Unterhaltung, in welcher das Staunen die schrecklichsten Exclamationen erkünstelte, so wie Frau von Marignon die unverschämten Worte der Frau von Farkley und das Weggehen Luizzis erzählte. Die Strengsten gebrauchten gegen diese Unglückliche, welche man weggejagt hatte, Worte, die man selten wo anders, als in den Straßenwinkeln findet. Wenn Luizzi diese Unterhaltung hätte hören können, dann würde er ein großes Geheimniß erfahren haben, das ist die übertriebene Sittsamkeit der Ausdrücke in einer gewissen Welt. So wird eine Frau, welche sich weigern würde, eine nur etwas muntere, in elegante Worte gehüllte Geschichte erzählen zu hören, die grobsten Worte hören und selbst aussprechen, wenn es nöthig ist und sich darum handelt, eine andere Frau zu beschimpfen und das Laster zu brandmarken. Unter diesen Umständen trieb die Tugend der Frau von Fantan dieses Recht so weit, als möglich.

„Ja,“ sagte sie zu Frau von Marignon, „ja, sie ist hieher gekommen, um das Handwerk zu treiben, welches gewisse Mädchen auf den öffentlichen Spaziergängen ausüben.“

„O, gnädige Frau!“ entgegnete ein Herr, der alt genug war, um Frau von Fantan in ihrer Jugend gekannt zu haben.

„Ja, mein Herr!“ rief Frau von Fantan, aufgeregt durch diese finstere Opposition gegen die Gerechtigkeit ihres Ausspruchs, „ja, mein Herr, Frau von Farkley ist in diesen Salon gekommen, um darin...“

„Ho! ho! ho! sagen Sie das nicht,“ entgegnete der alte Herr, indem er mit seinem ho! ho! ho! das

fatale Wort übertönte, welches, wenn es auch nicht gehört, doch ausgesprochen wurde.

Durch dieses Ereigniß wurde die Aufregung in dem Salon der Frau von Marignon so stark, daß alles Talent der Sänger, welche sich am Piano folgten, dieselbe lange nicht beherrschen konnte. Welch' vortreffliche Musik kann in der That so viel werth sein, als ein ordentliches Lästern?

Indessen ereignete sich ein sehr sonderbarer Vorfall.

In dem Augenblicke, in welchem das Gezischel und die boshaften Deutungen am belebtesten waren, setzte sich ein schwarz gekleideter Mann an's Piano. Sein Gesicht war mager und eckig, seine Stirn hoch und schmal, seine Augen, tief unter dichten Braunen liegend, leuchteten in einem fahlen Scheine, sein Mund war klein und spöttisch. So wie er das Piano berührte, wandten sich die Augen Aller auf ihn. Man hätte sagen können, daß die Saiten, statt von dem Hammer des Instruments berührt zu werden, mit einer eisernen Kralle gepackt worden seien. Das Piano schrie und knirschte unter diesen furchtbaren Fingern. Der Anblick dieses Mannes fesselte die Aufmerksamkeit, welche sein Präludiren erregt hatte; bald machte der finstere und spöttische Ton seiner Stimme, daß ein leises Schaudern den ganzen Kreis seiner Zuhörer durchlief, und er begann die Arie von der Verläumdung aus dem Barbier.

Dieses Wort: „Verleumdung“ ertönte mit einem solch' sarkastischen Accente, daß, von einer plötzlichen Bewegung ergriffen, Alles schwieg. Der Sänger fuhr mit einem so wilden Schalle seines Organs und mit einer so scharfen Intonation fort, daß die Versammlung erstarrte. Die ganze Zeit hindurch, während welcher er sang, hielt er seine fahlen Augen starr auf das Trio gerichtet, welches aus der Frau von Bergh, und der Frau von Fantan, welche ihre Sitze wieder eingenommen hatten, und aus der Frau von Marignon bestand, die sich an den Platz der Frau von Farkley ge-

setzt hatte, als wolle sie diesen Platz von der Schmach reinigen, die er hatte erdulden müssen. So setzt man ein Kreuz an die Stelle, an welcher eine Mordthat begangen worden.

Dieser spöttische Blick, der durch seine Beharrlichkeit beschimpfend wurde, schien die Frau von Marignon so zu erschrecken, daß sie ihre zusammen geschrumpfte Hände an die beiden Arme ihres Fauteuils anklammerte und sich im Sessel zurück legte. Man hätte glauben sollen, daß sie fürchte, es entströme diesem auf sie gerichteten Auge ein glühender Pfeil, der sie an ihrem Platze treffe. Als der Sänger zu dem Gebete in dieser Arie kam, dessen letzte Worte mit so vieler Energie den Schmerzruf der Verleumdung und die Freude des Verleumders schildern, da gab dieser Mann seinem Gesange einen so herben Ausdruck, seiner Stimme einen so mächtigen Schall, daß die Herzen bebten und die Krystalle der Kronleuchter plötzlich vibrirten. Es herrschte ein Gefühl der Erwartung und der Bangigkeit, welches sich unerwartet dieser ganzen Versammlung bemächtigt hatte.

Als der Sänger geendet hatte, herrschte ein eisiges Schweigen mehrere Sekunden lang; der Sänger verbeugte sich und verschwand in dem ersten Salon.

Plötzlich, und als wie wenn der Zauber gelöst sei, erhob sich Frau von Marignon und fragte den Musiker, der mit der Zusammensetzung des Concerts beauftragt war, wer dieser Mann sei. Dieser kannte ihn nicht und war der Meinung, es sei ein Dilettant aus der Gesellschaft der Frau von Marignon. Diese erkundigte sich nun, ob dieser Mann nicht durch jemand eingeführt worden, der gewünscht hatte, einen noch unbekannten Künstler vorzustellen. Aber niemand kannte ihn. Jetzt suchte man diesen Mann selbst, aber man konnte ihn nicht finden, und die Bedienten, welche befragt wurden, erklärten, daß sie seit einer halben Stunde keinen Menschen hätten hinaus gehen sehen.

Dieß beunruhigte, und während sich der Salon stürmisch über diesen seltsamen Sänger unterhielt, durchsuchten die Bedienten das Appartement; man entdeckte jedoch nichts. Frau von Marignon hörte indessen nicht auf, alle Welt zu fragen:

„Aber wer kann denn dieser Mann sein?“

„Meiner Treu',“ sagte einer der Stutzer, von welchen wir schon gesprochen haben, „das kann nur ein Dieb sein.“

„Wenn es nicht wenigstens der Teufel ist,“ rief lustig der alte Herr, der den Lauf der Rede der Frau von Fantan hemmen gewollt hatte.

Dieser gewöhnliche, satyrische Hieb, der so oft schon in diese Gesellschaft geschleudert, gleichgiltig aufgenommen worden, machte Frau von Marignon erblassen und in ihrer Aufregung ließ sie sich die Worte entfallen:

„Der Teufel, welch' eine Idee!...“

Sie zog sich fast auf der Stelle zurück. Einen Augenblick später wurde angekündigt, daß sie sehr unwohl sei. Die Salons leerten sich plötzlich, und jeder entfernte sich mit einem peinlichen Gefühle im Herzen.

Während dem hatte sich Luizzi in den Ball der Oper begeben, auf dieses Schlachtfeld der ausgesuchten Schönheiten, denn da ist es, wo in der That die zarten und geschmeidigen Taillen, die kleinen und schmalen Hände, die kleinen und gekrümmten Füße triumphiren.

Man hat viele Mährchen gedichtet über die angeborene Leidenschaft für alle diese sekundären Vollkommenheiten, die damit enden, daß man einem widerwärtigen Gesichte begegnet, welches alle ihre schönen Träume vernichtet. Aber es gibt ein anderes Gefühl, welches nur auf dem Balle der Oper möglich ist, es ist das Gefühl, welches ein Mann empfindet, der, nachdem er seine Aufmerksamkeit von einer Frau mit mit-

telmäßigem Gesichte abgewendet, Reize entdeckt, die er noch nicht bemerkt hatte."

So sehr sie über andere Frauen in einem Salon erhaben war, in welchem der Glanz des frischen Aussehens, die Vollkommenheit der Züge, einen Teint ohne Reinheit, ein wenig regelmäßiges Gesicht verschwinden ließ, um so mehr ist sie jenen überlegen, wenn sie sich in diesem Ball der Oper befindet, wo der Blick, der nicht durch die Maske dringen kann, nichts als sonst verachtete Schönheiten sucht. Dieses Gefühl hatte Luizzi ein wenig. Er bemerkte sogleich einen weiblichen Domino, der bei seinem Anblick plötzlich stille stand, und ihn einen Augenblick betrachtete. Dieß dauerte nur einige Sekunden, der Domino setzte seinen Weg fort und folgte der Fluth der auf und ab Gehenden. Luizzi war am Eingang in den Foyer der Oper, und diese Maske ging in dem Corridore der ersten Logenreihe auf und ab. Luizzi folgte ihr mit den Augen und bewunderte sogleich ihre schwebende und ihre anmuthige Haltung. Die Maske wandte sich gegen Luizzi zurück, und der gelenkige und hohe Körper drehte sich sanft, wie eine seidene Schnur. Luizzi erwartete, daß diese Maske zurück kommen werde, um sie dann besser betrachten zu können. Er blickte auf die Füße dieser Frau, sie waren lang und schmal, der Glanz ihrer Weiße drang durch die schwarzen seidenen Strümpfe, welche sie an hatte; im Gehen setzten sie sich mit einer vollendeten Eleganz. Der Fuß befand sich in einem Atlaßschuhe, und das Band, welches sich um die Knöcheln wand, zeigte nur die spindelförmige Rundung des untern Theiles des Beins. Dieses Weib machte mehrere Gänge hin und her unter der Betrachtung der begierigen Blicke Luizzi's. Das sanfte Wiegen ihres Schrittes, die Zierlichkeit des Wuchses, das Ausgezeichnete von allem zusammen genommen regten ihn so sehr auf, daß er ihr einen Schritt entgegen trat, um sie besser zu sehen. Sie wurde dieses gewahr und drückte, wie wenn sie

fürchtete, erkannt zu werden, mit ihrer Hand lebhaft den fliegenden Bart ihrer Maske gegen ihr Gesicht. Diese Hand war mit einem Handschuh bedeckt, aber dieser Handschuh, dessen Weiße gegen den schwarzen Atlaß abstach, verrieth die zarteste, die müßigste, die ausgezeichnetste Hand. Luizzi rief sich selbst zu: wer ist denn diese Frau, die so schön ist? Er blieb unbeweglich an seinem Platze, während sie auf und nieder ging. Aber schon begriff er das Lächerliche eines so endlosen Betrachtens, und er schickte sich an, seinen Platz zu verlassen und Frau von Fark ey aufzusuchen, als diese Frau den Arm ihres Begleiters verließ und sich rasch Luizzi näherte. Sie neigte sich zu seinem Ohre und sagte ganz leise:

„Sie sind Herr von Luizzi, nicht wahr?"

„Ja!"

„Um vier Uhr habe ich mit Ihnen unter der Uhr des Foyer zu sprechen."

Luizzi hatte keine Zeit gehabt, um zu antworten, denn die Frau entfernte sich und zugleich kam Cosmus von Mareuilles, der in scherzendem Tone zu ihm sagte:

„Nun, zu welcher Stunde ist Ihr Glück?"

„Welches Glück?"

„Nun, bei Gott, das, welches Frau von Farkley Ihnen zu schenken beabsichtigt."

„Was! das ist Frau von Farkley?"

„Sie selbst."

„Aber sie hat mir bei Frau von Marignon von mehr als zweifelhafter Schönheit geschienen, und hier...."

„Hier ist sie entzückend, nicht wahr? Das weiß sie sehr gut, und darum gibt sie ihr Rendezvous auf dem Balle der Oper, und sie hat Sie erobert."

„Mich!"

„Gehen Sie, machen Sie nicht den Sittsamen; es scheint, daß die ersten Schritte ein wenig lebhaft waren. Frau von Marignon ist wüthend, aber Sie

sind jetzt nicht mehr in ihrem Salon, und ich rathe Ihnen, gegen Laura pünktlich zu sein, sie liebt das Warten nicht; und überdieß ist es der Mühe werth, auf mein Ehrenwort."

„Sie kennen sie?"

„Das ist ein allgemeines Gerücht."

Cosmus entfernte sich und Luizzi suchte Frau von Farkley mit den Augen. Sie stieg eine der Treppen hinab, welche in den Saal führten; der Glanz der Lichter zeigte sie in ihrer ganzen Herrlichkeit. Einige Worte wurden an sie im Vorübergehen gerichtet, sie kehrte sich zurück, um zu antworten, und Alles, was sie an Gewandtheit, Zierlichkeit und Schönheit der Bewegung besaß, zeigte sich in diesem Augenblicke. Luizzi rief sich noch einmal zu: Aber diese Frau ist bewundernswerth! Er sah auf seine Uhr, es war kaum ein und ein halb, er hatte zwei und eine halbe Stunde zu warten. Luizzi empfand eine Ungeduld in seinem Herzen, über die er sich selbst wunderte.

„Nun," sprach er zu sich, „werde ich mich wegen dieser Frau beunruhigen. Werde ich hinlänglich nach ihr verlangen, daß ich mich mit ihr beschäftige? Werde ich sie lieben? Eine Frau, welche die ganze Welt besessen hat, so daß es fast eine Schande ist, sie gekannt zu haben, und wieder, sie nicht gekannt zu haben, — das ist eine Thorheit. Indessen bleibt mir Zeit genug zum Warten, als daß ich hier wie ein Dummkopf stehen bleibe, um ihr mit den Augen zu folgen. Suchen wir eine Beschäftigung.

Frau von Farkley kam zurück und gab ihm ein Zeichen des Einverständnisses. Er fand sie wunderbar anmuthig, und das Herz schlug ihm.

„Wohlan!" sagte er, „die Partie ist gewonnen, ich bin der Begünstigte des Abends. Nun denn, es sei! Aber ich will nicht linkischer sein, als die andern, ich will sogar, daß sie mich in ihren Erinnerungen auszeichne. Alle die, welche mir vorangingen, kannten

den größten Theil ihrer Abenteuer, aber es muß darunter einige geben, deren Geheimniß sie allein bewahrt; und diese sind es, die ich enthüllen will, nachdem ich den Glauben in ihr erzeugt habe, sie habe einen Albernen gefunden."

Sogleich machte er sich aus dem Gedränge heraus, zog seine kleine Glocke hervor, bewegte diese und ein Herr in einem schwarzen Kleide ging an ihm vorüber.

„Da bin ich," sagte der Satan, „was willst Du?"

„Ich will die Geschichte dieser Frau erfahren, die da unten vorübergeht."

„Die, welche so schmählich bei Frau von Marignon weggeschickt wurde?"

„Ja."

„Und zu welchem Zwecke willst Du sie wissen?"

„Weil ich, ehe ich sie durch sie selbst kennen lerne, sie durch Dich kennen lernen will, um zu erfahren, bis zu welchem Punkte eine Frau ihre Verwegenheit in ihren Entwürfen treiben kann, einen Mann zu betrügen."

„Du hast Recht; Du bist da in einer ganz neuen Welt, in die Du kaum den Fuß gesetzt hast; es ist gut, daß Du sie kennst, und nicht häufiger Unfällen ausgesetzt bist; aber die Erfahrung würde nicht vollständig sein, wenn ich Dir nicht sogleich auch die Geschichte der beiden Frauen erzählen würde, welche Frau von Farkley vertrieben haben."

„Wird es darin etwas gegen sie zu sagen geben?"

„In meiner Eigenschaft als Teufel werde ich nicht erlauben, zu urtheilen, ob dieses oder jenes ihnen Ehre und Unehre bringe, aber Du würdest nicht wissen, was Frau von Farkley wirklich ist, die in den Augen der Welt als ein verdammungswürdiges Weib erscheint, wenn Du nicht wissen wirst, was Frau von Fantan und Frau von Bergh werth sind, die in der Welt für ehrenwerthe Frauen gelten."

„Es sei," sagte Luizzi.

Beide gingen nun in eine Loge, und Cosmus von

Mareuilles, welcher in diesem Augenblicke vorüberging, sagte zu dem jungen Manne, der bei ihm war:

„Zum Henker, Frau von Marignon wollte wissen, wer der seltsame Sänger in ihrem Concerte war; Luizzi kann es ihr sagen, denn da sind sie beide in einer Loge zusammen.“

„Ohne Zweifel hatte ihn der Baron eingeführt.“

„Er ist dessen wohl fähig, er ist so unanständig.“

VII.

Erster Armsessel.

Der Teufel begann also:

„Vor fünf und zwanzig Jahren hieß Frau von Bergh Mademoiselle Natalie Firion. Sie war die Tochter des Herrn Firion, eines Lieferanten, reich an Glücksgütern, elegant, ausgezeichnet durch seine Sprache und im höchsten Grad die Kunst besitzend, sein Geld an den rechten Mann zu bringen. Es ist der Mann, den ich die meisten Frauen erkaufen sah, indem er ihnen die Freiheit ließ zu glauben, daß sie sich nicht verkauft haben. Gerichtspersonen, Generale der Armee, Administratoren erhielten von ihm Millionen, die sie rechtmäßig gewonnen glaubten, und sie haben ihm dafür Dienste geleistet, die sie unentgeldliche nannten, weil die Art der Bezahlung keine directe gewesen war.“

„Deßwegen darfst Du aber nicht denken, mein theurer Luizzi, daß die Bestechung durch Geld eine leichte Sache sei. Man erkauft einen Lakei, einen Spion der Polizei, ein unterhaltendes Mädchen um eine Summe, über welche man übereinkommt, und die

man auf dieselbe Weise annimmt, auf welche sie angeboten worden; aber ein Deputirter, ein Schriftsteller, eine Weltdame, dazu bedarf es unendlich verschiedener Weisen; das erfordert Takt, Gewandtheit und besonders einen starken Willen. Wenn ihr jemals in die Welt der kaiserlichen Prinzessinnen euch versteigt, will ich Euch die Geschichte eines gekrönten Haupts erzählen, welches sich an einen Modewaarenhändler verkauft hat. Das ist das Beste, was ich von dieser Gattung kenne.

„Später," sagte Luizzi, „aber in diesem Augenblicke wünsche ich vorzüglich die Geschichte der Frau von Bergh kennen zu lernen."

„Um schneller zu Frau von Farkley zu gelangen; es sei! Wie ich Ihnen sagte, war Herr Firion der Mann Frankreichs, der es am besten verstand, seinen Handel annehmbar zu machen, und von allen denen, welche behaupten, daß man mit Geld Alles machen könne, war er vielleicht der einzige, der das Recht hatte, dieses ohne Abgeschmacktheit zu sagen. Dadurch hatte er sich eine ungewöhnliche Leichtigkeit erworben, alles was man von ihm verlangte, zu versprechen und zu geben. Was auch seine einzige Tochter Natalie fordern mochte, niemals wurde ihr etwas abgeschlagen. Auf jedes ihrer Begehren antwortete Herr Firion: „Ich werde es Dir kaufen," mochte es nun ein Schmuck, ein Kleid, ein Gemälde, ein Haus, oder selbst ein Gegenstand sein, der einer fremden Person gehörte."

„Man hat Herrn Firion oft seiner Gefälligkeit wegen getadelt, ohne zu bedenken, daß das eine Manie war. Je nachdem er sich in diese Art von Kampf eingelassen, und je mehr er Schwierigkeiten gefunden hatte, seine Versprechungen zu halten, um so mehr interessirte er sich dafür. Daher kam es, daß dieser Mann, der fast niemals Hindernisse gefunden hatte, um sein Verlangen zu verwirklichen, sich eine Beschäftigung mit den Sorgen machte, welche die Launen seiner Tochter in ihm erweckten. Er gefiel sich darin, zu

erzählen, wie er sie besiegt, zu sagen, was es an Geschicklichkeit, Geist, List erfordert habe, das sich zu verschaffen, was man von ihm gefordert hatte. Er führte als sein Meisterstück an, daß er einer alten deutschen Baronesse eine kleine Dogge entrissen habe, an welcher sie ihre Freude hatte. Ein berühmter Fürst, der von dieser Unterhandlung gehört hatte, ließ ihm die Gesandtschaft in St. Petersburg anbieten; Firion lehnte sie ab. Sagen Sie Seiner Hoheit, antwortete er, daß ich weder vornehm, noch arm genug bin, um einen guten Gesandten zu machen. Die politische Laufbahn Firions ging nicht viel weiter.

„Während er in der Freude, welche ihm seine Triumphe machten, schlummerte, wurde Natalie nachdenkend und traurig. Statt der bizarren Wünsche, die sie bei jeder Gelegenheit aussprach, wie, um mit dem Gehorsam ihres Vaters ein Spiel zu treiben, antwortete sie ihm nur mehr durch tiefe, in die Luft gehauchte Seufzer, durch lange, zum Himmel gesandte Blicke, durch lange Achs, auf gut Glück ausgestoßen. Natalie war sechzehn Jahre alt.

„Herr Firion erschrack und freute sich über dieses Benehmen. Er erschrack, weil seine Tochter dabei hinwelkte; man sah in ihren Augen die Spuren von Thränen, in ihrer Bläße die Spuren der Schlaflosigkeit. Zum erstenmal fand sich in dieser Seele, die bisher so unschuldig tyrannisch und eigensinnig war, der Kummer ein. Er erwartete, aus dieser Traurigkeit ein ganz außerordentliches Verlangen hervorgehen zu sehen, und er machte sich bereit, demselben zu entsprechen.

„Wenn seine Tochter von einem Prinzen bezaubert gewesen wäre, so würde er berechnet haben, daß er Millionen genug besitze, um ihn ihr zu geben. Hätte sie ihr Auge auf einen verheiratheten Mann geworfen, er würde eine Ehescheidung eingeleitet haben, die den Mann, den sie auserwählt hätte, frei gemacht haben würde.

„Ich habe es Dir gesagt, es war eine Manie, die sich Firions bemächtigt und ihn auf den Punkt gebracht hatte, seiner Tochter alles, was sie wollte, zu geben, wohl mehr zu seiner eigenen Befriedigung, als zu der Nataliens. Er kannte seine Tochter genau genug, um vorauszusehen, daß sie nur die Hindernisse ihrer Lage zu überwinden haben werde. Natalie war schön, groß, ausgezeichnet, sie war geschaffen, Liebe und Verlangen zu erregen, aber sie war nicht geschaffen, diese zu empfinden. Der Kopf eines Kindes auf einem vollständig entwickelten Körper bot weder jenen verzehrenden Gedanken, welche den Verstand und die Tugend bethören, noch jenen nervösen Fieberanfällen einen Erfolg dar, welche dieselben Resultate haben. Ein tiefwurzelnder Egoismus schützte sie gegen die Zärtlichkeit des Herzens, welche die härtesten Naturen weich, den festesten Willen beugsam machen. Firion glaubte sich daher versichert, nur die Begierden des Ehrgeizes und der Eitelkeit befriedigen zu müssen.

Diese Zuversicht des guten Vaters wurde durch einen Umstand vernichtet, an welchen er durchaus nicht gedacht hatte, durch den Einfluß der Literatur der Zeit in der er lebte."

„Wie das?" sagte Luizzi.

„Du wirst es sehen," sagte der Teufel, indem er fröhlich lachte, denn er sah einen Dieb, welcher einem Dandy die Uhr stahl, während dieser eine Maske in der zweiten Logenreihe lorgnettirte, „Du wirst es sehen."

Er hustete und fuhr dann fort:

„Eine der merkwürdigsten Dummheiten der Menschheit liegt in den Worten: „„Ich will geliebt sein um meiner selbst willen."" Wenn man die fragt, die sie aussprechen, mit einem durchdringenden Tone aussprechen, was sie unter „meiner selbst willen" verstehen, verlieren sie sich, wenn man sie nur

ein wenig in die Enge treibt, in eine Reihe von unerhörten Abgeschmacktheiten.

„Ich will nicht geliebt sein, sagen sie, weil ich reich bin, das ist eine interessirte Liebe.

„Ich will nicht geliebt sein, weil ich schön bin, das ist eine thörichte Liebe.

„Ich will nicht geliebt sein, weil ich Geist habe, das ist eine Liebe des Kopfs.

„O! schreien sie in ihrem Enthusiasmus für reine Liebe, ich will um meiner selbst willen geliebt sein! Ja, würde ich häßlich, dumm und arm, ich wollte geliebt sein, denn die einzige wahrhafte Liebe ist die, die sich weder an das Glück, noch an die Schönheit, noch an den Geist, allein nur an das Herz bindet.

„Besonders zu jener Zeit waren die Menschen von jener Manie des Selbsts vergiftet; dieß hinderte aber nicht, daß wenn sich eine Frau beigehen ließ, einem von diesen Herren eine Mißgestalt vorzuziehen, die war, wie sie werden wollten, diese Frau von ihnen aufs Tiefste verachtet wurde.

„Diese Manie hatte überdieß thörichte Salongespräche erzeugt, denn dort war es Mode geworden, zu fordern, daß man um seiner selbst willen geliebt werde. Diese Manie hat, sage ich Dir, eine Menge Romane, Erzählungen, komische Opern mit forcirten Prinzen und Prinzessinen, als Hirten und Hirtinnen verkleidet, hervorgerufen. Daraus war eine Einwirknng der Welt auf die Literatur und der Literatur auf die Welt hervorgegangen, die aus dieser Manie eine Sucht, einen Wahnsinn, eine Wuth machten.

„Nataliens Traurigkeit vermehrte sich indessen Tag für Tag, und sie wurde sogar so beunruhigend, daß sich Herr Firion sehr ernstlich damit beschäftigte. Wenn er es sich zum Gesetze gemacht hatte, den kleinsten Wünschen Nataliens zu genügen, so wie sie sie nur ausgesprochen hatte, so hatte er doch die Vorsicht gebraucht, diese nie zu errathen. Jetzt aber wich er von

seinem Systeme ab. Eines Abends, bei einem glänzenden Feste, in welchem Natalie von Schönheit und Schmuck strahlte, in welchem sie von den unterthänigsten Männern, von den größten Schmeichlern umgeben war, brach sie plötzlich in Thränen und Seufzer aus und stürzte sich in die Arme ihres Vaters, indem sie ausrief:

„Führen Sie mich von hier weg! Lassen Sie uns gehen! Lassen Sie uns gehen! Ich ersticke, ich sterbe."

Dieser ärgerliche Vorfall erschreckte Herrn Firion; er fürchtete eine heftige Liebe, welche durch Eifersucht aufgeregt war. Er führte seine Tochter weg und trug sie halb ohnmächtig in seinen Wagen. Kaum war aber Natalie mit ihrem Vater allein, als sie sich heftig ihren Blumenkranz herabriß, ihre jungfräulichen Kleinode losmachte, ihr Kleid von indischem Musselin, ein sehr seltener Putz in jener Zeit der Continentalsperre, zerriß, Alles mit Füßen trat und ausrief:

„O, Unglückliche, Unglückliche, die ich bin!"

„Aber was hast Du denn? Was hast Du?" sagte ihr lebhaft beunruhigter Vater.

„Ich will, was Sie mir nicht geben können."

„Was ist es dann?"

„Ich will um meiner selbst willen geliebt werden!" rief Natalie, indem sie ihren Vater mit einer triumphirenden Miene anblickte.

„Diese Antwort betäubte Herrn Firion, denn sie brachte alle seine Berechnungen in Unordnung. Es ist schwer, ein Herz zu erkaufen, welches ohne Interesse liebt. Man kann das nicht bezahlen, was von dem Augenblicke an nicht mehr existiren würde, in welchem es sich verkaufte. Die finanzielle Diplomatie des Herrn Firion war ohne Gegenwart des Geistes und sie fiel bei gemeinen, ganz gewöhnlichen Gegenständen.

„Wie magst Du glauben, daß man Dich nicht

Deiner selbst wegen liebt? Du bist jung und schön, Du hast Geist, Du hast Vermögen."

„Das ist es ja gerade, was mich so unglücklich macht," entgegnete Natalie, „der Sohn des Herzogs von * * * überhäuft mich mit seiner Aufmerksamkeit, aber er liebt an mir nichts, als die Millionen, mit denen er sein verschimmeltes Wappen wieder vergolden könnte. Der Oberst V...... betet mich an. Ich halte ihn für uninteressirt, aber er wird seine Frau mit demselben Stolze umherführen, mit welchem er seine Husarenuniform herumträgt; vorausgesetzt, daß sie schöner sei, als die des Generals B...., den er verabscheut, würde er zufrieden gestellt sein. Tausend Andere machen mir beständig den Hof, und ich muß darüber für mich und für sie erröthen, denn keiner empfindet jene wahre Liebe, die aus dem Herzen kommt und zum Herzen geht; jeder hat einen schmachvollen oder frivolen Grund, um mich zu lieben. Aber wenn ich ein armes Mädchen, ohne alles Vermögen wäre, dann würde ich ohne Zweifel einem Manne begegnen, der nur durch mich allein entflammt würde. Ach, was die Armen glücklich sind! Sie sind der Liebe, welche sie einflößen, sicher."

„Natalie fuhr lange in diesem Tone fort, und es war das erstemal, daß Firion, durch die Laune seiner Tochter aus dem Sattel geworfen, ihr nicht antworten konnte: „ich werde es Dir kaufen."

„Indessen hoffte er, daß diese Laune vorüber gehen würde, wie der größte Theil davon, die er befriedigt hatte. Aber für Natalie war es etwas Neues, nach einer Sache sich lange sehnen zu müssen; sie beharrte eigensinnig auf ihrer Manie, und bald war sie von einem vollständigen Eckel vor der Welt befallen. Ihre Gesundheit litt, und ihr Leben war einen Augenblick in Gefahr. Herr Firion, der die Träume, seine Tochter eine große Dame werden zu sehen, liebgewon-

nen, vergaß Alles, um sie zu retten, und eben darum gab er sich auch so viel als möglich ihrer Manie hin, daß sie um ihrer selbst willen geliebt werde.

„Demgemäß führte er sie heimlich in die Bäder von B.... und bezog da unter dem Namen Bernard eine bescheidene Wohnung. Er hatte weder Pferde, noch Livree. Eine einzige Frau bediente Vater und Tochter, sie gingen zu Fuß aus, waren einfach gekleidet, und wenn ihnen irgend ein Pariser Elegant begegnet wäre, würde er sie schwerlich erkannt haben. Es bemerkte sie niemand, allein das, was nach der Meinung Firion's sehr geeignet war, seine Tochter zu heilen, verschlimmerte vielmehr ihr Uebel.

„Sehen Sie," sagte sie ihm, „Sie haben hier augenscheinlich den Beweis der Falschheit aller Derer, die mich mit ihren Huldigungen verfolgten. Ich war weder weniger schön, noch weniger gut, als ich zu Paris war, und niemand macht mir die Cour, weil ich nicht mehr reich bin. O, was es ein schmähliches Unglück ist, ein Herz zu haben, das geschaffen, ist zu lieben, und niemand zu finden, der es begreift."

„Firion wußte nicht, was er antworten solle, denn diesmal hatte seine Tochter entsetzlich Recht. Dennoch lauerte er alle Gelegenheiten ab, um sie zu produciren, und so wie ein Mann einen Blick auf Natalie warf, so empfand er dafür eine lebhalte Dankbarkeit; er grüßte ihn, er lächelte gegen ihn, er neckte ihn. Er spielte aber dabei seine Rolle so schlecht, daß die seltsamsten Dinge über ihn erzählt wurden. Es ging so weit, daß man ihnen, gleich Intriganten der gemeinsten Art, auswich. Vater und Tochter kamen dadurch soweit, an sich selbst zu zweifeln; Firion hatte keinen Geist mehr, und Natalie wurde linkisch und garstig.

„Mein lieber Luizzi, Du mußt wissen, daß der Erfolg wie die Betrunkenheit ist; es gibt gewissen Geistern und gewissen Schönheiten eine reelle Fähigkeit. Es gibt Männer, die nichts, als zum Ziele zu gelan-

gen, und Frauen, die nur glücklich zu sein wissen; der geringste Widerstand langweilt die einen, und die Treulosigkeit macht die andern häßlich. Es ist mit diesen Leuten, wie mit den Rennpferden, so wie sie nicht mehr den Lauf um das Marsfeld in drei Minuten wenigstens machen können, werden die besten Renner zu Mähren.

„Indessen ging die Saison zu Ende, und noch kein Mann hatte das Wort an Natalie gerichtet, als der Baron von Bergh zu B.... erschien. Der Baron Bergh war ein Edelmann aus Quercy, der in die Bäder kam, um die Reste eines schönen Vermögens und einer schwachen Gesundheit zu genießen.

„Er war Waise und hatte den Aufregungen des Spiels und der Ausschweifung eine hinfällige und zarte Natur hingegeben. Noch sehr jung, er zählte kaum fünf und zwanzig Jahre, hatte er es schon so weit gebracht, eine Spitzbüberei auszuführen und eine Frau zu entführen, ohne eine besondere Gemüthsbewegung zu empfinden; sein Herz schlug nicht mehr, weder aus Gewissensbissen, noch aus Liebe; er war das Laster in seiner Vollendung. Das war auch ein ausgezeichneter Mann, er war es hinlänglich, um wenigstens Natalie auszuzeichnen, so wie er ihr begegnete. Es war nicht schwer, die Bekanntschaft zu machen; er stellte sich vor und wurde angenommen.

„Dieses junge, schöne, leidende, arme Mädchen war die einzige Eroberung, die er als ruinirter Mann hoffen konnte. Er näherte sich ihr daher mit Beharrlichkeit, er umgab sie mit Huldigungen und Aufmerksamkeiten, und bald glaubte Natalie das gefunden zu haben, was sie so lange schon gehofft hatte. Sie glaubte sich geliebt, sie wurde wieder schön, munter, lebhaft, sie erregte ihrem Vater durch ihre Exaltation Furcht. Von Bergh war bei allen ihren Spaziergängen, bei allen Entwürfen, bei jeder Unterhaltung. Er leitete im Stillen mit sich ihre Verbindung ein, er bereitete

sich daraus ein Glück, einen Ruhm, einen Triumph. Firion, der den moralischen, physischen und pecuniären Werth Bergh's kannte, machte ein taubes Ohr. Da er aber nicht in das Geheimniß der moralischen und physischen Härte seiner Tochter eingeweiht war, so wußte er nicht, wie weit diese Exaltation gehen könne. Der gute Mann beunruhigte sich darüber mit Unrecht.

„Bei einem Charakter wie der Nataliens war, wollte das: um sich selbst willen geliebt sein, sagen: umsonst geliebt sein. Sie forderte eine ganz unbedingte, ganz uninteressirte Leidenschaft einzuflößen; sie duldete kaum, daß von Bergh ihr sagte, daß sie schön sei. Da sie indessen durchaus keine Lust fühlte, sich zu verunstalten, um die Aufrichtigkeit der Liebe von Bergh's auf die Probe zu stellen, gab sie sich alle möglichen Mängel des Charakters, um jene unbedingte Herrschaft zu begründen, welche alle Frauen mehr oder weniger ausüben wollen. Es wäre überflüssig, Dir zu sagen, daß von Bergh lange Zeit sich diesem Regimente nicht unterwarf, und bald zeigte er durch häufige Abwesenheit, daß er wegen etwas die Frauen liebe. Dieser Abfall verursachte Natalien eine mehrfache Niedergeschlagenheit; sie liebte von Bergh aus Eitelkeit und überhaupt als Ausweg.

„Ei," sagte Luizzi bei diesem Worte des Teufels, „sie liebte ihn als Ausweg."

„Zuverläßig. Natalie hatte sich auf einen falschen Weg verirrt, und sie beharrte, Dank dem eigenthümlichen Eigensinne aller kleinen Geister, auf demselben, wie ein halsstarriges Kind; aber sie war entzückt, einen Mann zu finden, der ihr von ihm half. Daher empfand sie eine unbeschreibliche Wuth, als es schien, von Bergh entferne sich von ihr. Das war eine Niederlage ihres Stolzes, und nichts ist gefährlicher für die Frauen, als dieses; daher wurde Natalie ernstlich krank. Firion suchte einen Arzt."

„Für seine Tochter?" sagte Luizzi gähnend.

„Nein, für Bergh.“

„Für von Bergh?“

„Ja, er ging zu einer Art von Henker, der sehr bekannt wegen der außerordentlichen Sorgfalt war, die er auf seine Kranken verwendete.“

„Firion näherte sich dem Arzte und erzählte ihm offenherzig die Wahrheit, indem er ihm ganz einfach sagte, wie viele Millionen er habe und durch welche Laune seiner Tochter er zu dieser Verstellung verleitet worden sei. Firion fand jetzt seinen Geist vollständig wieder, denn es ist eine schwere Sache, mit der Wahrheit zu lügen. Dann setzte er den Arzt, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu recht zu finden, davon in Kenntniß, daß seine Tochter endlich den Mann gefunden habe, nach dem sie sich gesehnt, und daß dieser Mann der Baron von Bergh sei.

„Von Bergh?“ sagte der Arzt erstaunt.

„Ja,“ entgegnete Firion, ohne aus der Fassung zu kommen, „und ich werde hunderttausend Francs dem Manne geben, der ihn von der tödtlichen Krankheit heilen wird, die ihn befallen hat.“

„Wie, eine tödtliche Krankheit fragte der Doktor, dessen Ohr und Verstand sich plötzlich bei dem Worte: „hunderttausend Francs“ öffnete. „Wie,“ fuhr er fort, „eine tödtliche Krankheit? Eine leichte Aufregung der Brust, das ist Alles. Aber, wenn er meinen Anweisungen Gehör geben will, so wird er in zwei Monaten eben so gesund sein, als Sie und ich.“

„Nun,“ sagte Firion, „betrachten Sie ihn, heilen Sie ihn, aber bewahren Sie mein Geheimniß. Ich setze mein ganzes Vertrauen in Sie.“

„Dieses wird durchaus nicht getäuscht werden.“

„Ich hoffe es.“

„Firion hatte Recht, das Vertrauen, welches er in den Arzt setzte, wurde nicht getäuscht. Kaum hatte er ihn verlassen, als der verschwiegene Arzt zu von

Bergh eilte, um ihm das zu erzählen, was er von diesem angeblichen Herrn Bernard soeben erfahren hatte."

In diesem Momente hielt der Teufel inne, und indem er Luizzi aufmerksam betrachtete, schien er plötzlich seine Erzählung aufzugeben, und sagte:

„Sie sind ein verständiger Mann, mein lieber Luizzi, aber wie alle verständigen Männer nehmen Sie nur das als möglich an, was sich erklären läßt; das große Geheimniß der anschauenden Erkenntniß ist Ihnen unbekannt. Ihr verwerft die in den Träumen oder phantastischen Literatur gemachten merkwürdigen Entdeckungen, gemacht durch einen Sinn, der euch mangelt, und den man nur Instinct nennen kann. Daher werdet ihr schwerlich die Weise begreifen, in welcher von Bergh diese Neuigkeit aufnahm.

„Sie mußte ihm immerhin unwahrscheinlich vorkommen," sagte Luizzi. „Ein Besitzer mehrerer Millionen, der sich versteckt, das verlangt Aufklärung, und von Bergh hielt ihn unstreitig für falsch ...."

„Nicht im geringsten," sagte der Teufel, Luizzi unterbrechend.

„Jedenfalls mußte er erstaunen, daß ein reicher und mächtiger Mann, wie Firion, einwilligte, ihm seine Tochter zu geben."

„Das ist nicht übel bemerkt. Und dann?"

„Und dann! Er setzte ohne Zweifel voraus, daß die väterliche Zärtlichkeit ihn blind genug mache, sie zu opfern und ...."

„Schlecht!" erwiederte der Teufel, „Sehr schlecht!"

„Ich habe Dich gerufen," bemerkte Luizzi, „damit Du mir eine Geschichte erzählen sollst, nicht aber, um mir ein Räthsel zu lösen zu geben. Was that Bergh?"

„Er errieth sogleich — ich habe Dir gesagt, daß der Instinct des Lasters bewundernswürdig in ihm war — er errieth sogleich, daß Firion ihn nur deswe-

gen heilen lassen wolle, um sich seiner durch den besagten Arzt auf die sicherste Weise zu entledigen."

„Welche Schändlichkeit!" rief Luizzi.

„Von Bergh fand die Sache sehr geistreich," entgegnete der Teufel, „und hiernach richtete er seine Batterien. Er kehrte zu Natalien zurück und endigte, von der Rolle in Kenntniß gesetzt, die er zu spielen hatte, damit, sie so vollständig als möglich zu überzeugen, daß er sie um ihrer selbst willen liebe. Natalie war über diesen Triumph um so glücklicher, als sie einen Augenblick lang gefürchtet hatte, ihn zu verlieren, und wollte unbedingt diese so uneigennützige, so starke und so wahre Liebe lohnen; sie erklärte daher ihrem Vater, daß Herr von Bergh der einzige Mann sei, den sie heirathen würde.

„Gegen alle Vernunft weigerte sich Firion nicht, und setzte die Feier der Hochzeit auf zwei Monate hinaus. Er hatte berechnet, daß von Bergh mit Hülfe des Arztes, den er für ihn ausgesucht, nicht länger leben könne. In der That wurde auch von Bergh von Tag zu Tag schwächer und blasser, und er konnte, seiner Anstrengungen ungeachtet, Natalien nicht mehr den wahren Zustand seiner Gesundheit verbergen. Das arme Mädchen wurde darüber wahrhaft verzweifelnd, sie klagte das Schicksal an, sie ersann eine Menge höchst lächerlicher Phrasen gegen das Geschick, welches sie erbittert zu verfolgen schien, indem es ihr die einzige Hoffnung rauben wollte, die ihr noch in dieser Welt geblieben.

„Uebrigens habt ihr Menschen," sagte der Teufel, indem er eine Prise Tabak nahm, „eine Menge unnützer Worte, die keine Art von Sinn haben, und davon ich euch mit einer merkwürdigen Zuversicht bedient. So ist, zum Beispiele, das Wort: Geschick. Wohlan, ich erkläre, daß, wenn in der Welt Einer existirt, der mir sagen kann, was die Menschheit unter dem Worte Geschick versteht, ich mich verpflichte, ihm als Diener

zu dienen, hätte er auch nie einen gehabt, oder wäre er selbst einer gewesen, das eine wie das andere eine unfehlbare Gewißheit, wie ein Neger behandelt zu werden."

Der Teufel wurde nachdenkend, und Luizzi, welchem diese Erzählung bis jetzt noch kein besonderes Interesse erregt hatte, sagte ihm mit sehr verächtlicher Miene:

„Du bist diesen Abend nicht bei guter Laune, Meister Satan, und ich wüßte nicht, welche Lehre ich jemals aus dieser tollen Geschichte ziehen könnte, die Du mir erzählst."

Der Teufel heftete auf Luizzi seinen grausamsten Blick und erwiederte ihm hohnlächelnd:

„Glaubst Du an die Tugend der Frau von Bergh?"

„Du hast mir bisher noch nichts gesagt, was mich daran hätte zweifeln lassen können."

„Glaubst Du, daß eine Frau, die eine andere heute Abends so unverschämt behandelt hat, eine Giftmischerin und Ehebrecherin sein kann!"

„Das ist unmöglich!" rief Luizzi. „Frau von Bergh Giftmischerin und Ehebrecherin!"

„O, die Sache ereignete sich nicht auf gewöhnliche Weise. Das ist ein Geheimniß zwischen mir und ihr, und darum wollte ich Dir sie erzählen."

„Aber es gibt doch nichts Wahres in dieser Welt!"

„Es gibt Wahres, die Wahrheit."

„Mein Gott, wer kennt sie?"

„Ich," schrie der Teufel, „und ich will sie Dir sagen. Verstehe mich wohl, verliere auch nicht ein Wort meiner Erzählung."

„Also, Natalie verzweifelte, von Bergh lag in den letzten Zügen und Firion wünschte sich Glück. Aber eine neue Grille Nataliens setzte ihrem Vater das Messer an die Kehle. Natalie ersann sich ein Gefühl,

ähnlich der Phrase eines Romans: O, wenn ich nicht bei ihm sein kann, so will ich doch seinen Namen führen! Seinen Namen, den ich nie aussprechen hören werde, ohne daß er heilig in meinen Ohren wiederhallt. So oft ich mich mit ihm benannt hören werde, wird er mir das Herz nennen, welches ich verloren habe, und das Glück, welches ich hätte hoffen können.

„Es bedurfte nicht viel, damit sich Natalie ein Verlangen schaffte, gegen welches die Einwendungen ihres Vaters nichts vermochten.

„Wenn er stirbt, ohne daß ich ihn heirathe, tödte ich mich auf seinem Grabe.... Ich will seinen Namen..... Ich will ihn..... Es sei der Lohn meiner Liebe, die meiner würdig.

„Natalie war von diesem Gedanken so exaltirt, daß sie sich Gift verschaffte, um ihn in Vollzug zu setzen. Firion ging zuerst mit sich, dann mit einem sehr berühmten und sehr geschickten Arzte, einem andern, als dem, welchem er von Bergh anvertraut hatte, zu Rathe. Dieser hatte in der Apotheke des Orts die Recepte seines Collegen gelesen, und zögerte nicht einen Augenblick, Firion zu sagen, daß von Bergh verloren sei.

„In Firion's Herz strömte Freude, aus seinen Augen traten Thränen hervor, eine einfältige Falschheit, von der er sich hätte entbinden können, und er lief zu Natalien, um ihr zu sagen, daß er in Alles willige.

„Zum Henker!“ sagte er, „eine Frau, die zwei Tage nach der Hochzeit Wittwe ist, eine Jungfrau-Wittwe, das wird etwas ganz Außerordentliches sein, und Natalien diesen höhern Reiz geben, der ihr noch fehlt.“

„Der Tag der Trauung wurde also festgesetzt und von Bergh, der von Firion's wahrem Namen Kenntniß erhalten hatte, von dem man aber glaubte, er kenne sein Glück nicht, wurde in einer Sänfte in die Kapelle getragen. Er kam aus derselben sterbend heraus, um

sich auf den Trauungsstuhl zu setzen, und erhielt den Segen des Priesters in dem Augenblicke, in welchem man ihn fast für verschieden hielt. Er hatte indessen noch Kraft genug, um zu Firion gebracht und auf dieses Hymensbett (dies war der gebräuchliche Ausdruck jener Zeit) gelegt zu werden, welches sein Sterbebett werden sollte.

„In Nataliens Augen fehlte diesem Allem eine gewisse Poesie nicht, der sie sich auch so ganz und gar hingab, daß ihr Vater sich verpflichtet glaubte, sie aus dem Zimmer wegzubringen, in welchem von Bergh bald verscheiden würde. Er fürchtete, daß dieser Tod nachtheilig auf den Verstand seiner Tochter wirken könne, obwohl derselbe gewiß und vorausgesehen war. Aber so wie Natalie die Absicht erkannte, aus welcher man sie aus diesem Zimmer wegbringen wollte, begann sie ein solches Geschrei auszustoßen, daß man es für weniger gefährlich hielt, sie zu ihrem kranken Manne zurückkehren zu lassen.

„So wie Natalie frei war, ging sie mit bedeutungsvollem Schritte gegen das verhängnißvolle Zimmer, in welches sie, wie sie erklärte, allein eintreten, in welchem sie allein wachen wollte. Die Nacht war eingetreten, es war nicht leicht, eine schönere Scene, als die, die sich nun ereignete. Begreifst Du, dieses junge Mädchen dieser ersten und heiligen Liebe gegenüber, die bereit ist, zum Himmel wiederzukehren? Siehst Du sie da auf den Knieen neben diesem Sterbenden, der sie anbetet und der seinen letzten Seufzer aushaucht, indem er ihr sagt: „Natalie, ich liebe Dich!" Fühlst Du, daß es kein schöneres, kein herzzerreißenderes Schauspiel gibt, als diesen jungen Mann in seinem Schmerze, an der Seite dieser jungen, schönen Frau, die sich ihm hingibt, und die ihm die letzten Augenblicke seines Lebens verschönert, indem sie ihm sagt, daß sie reich sei, daß er, wenn er leben könnte, ein Leben voll Glanz und Wonne führen würde. Gibt es etwas Dramatische-

res, als freudige Hoffnungen um einen Sterbenden zu erheben, je mehr er die Kraft verliert, sie zu verwirklichen? Bei der Hölle, deren König ich bin, es war eine herrliche Lage, in der sich Natalie befand. Daraus ließ sich ein wunderbarer Effect bei ihrer Rückkehr nach Paris machen, und diese Scene lag vor ihr, hinter der Thüre, welche sie von Bergh trennte.

„Dieser unersättliche Durst des weiblichen Herzens, dieser Durst, von einer Lage alles zu benützen, was an schrecklichen und traurigen Auftritten darin ist, dieser Durst trieb Natalie fort; sie öffnete die Thüre und schloß sie hinter sich. Von Bergh!...“

„Von Bergh war todt!“ rief Luizzi.

Der Teufel betrachtete ihn mit einem mitleidigen Blicke.

„Von Bergh,“ entgegnete er, „saß in einem Großvaterstuhle, ein Glas Bordeaux in der Hand, eine Cigarre im Mund, und trillerte die Melodie: Enfant cheri des Dames.

„Welche Unklugheit!“ rief Natalie bei dem Anblicke des Weins....

„Vortrefflich, meine Liebe!“ sagte von Bergh, indem er aufstand und seine Cigarre zum Fenster hinaus warf. „Es ist nach Ihnen und nach diesen Millionen, welche dieser theure Schwiegervater besitzt, das beste.“

„Als Natalie den von Bergh so leichtfertig und so wohl erblickte, schrack sie zurück und blieb in einem Zustande unbeschreiblichen Staunens stehen, während von Bergh sie ungezogen umfaßte und sagte:

„Das ist eine Ueberraschung, die ich Dir vorbehielt, theurer Engel. Vorwärts, sei keine Zierpuppe, meine Liebe. Ich bin Dein Mann nicht, um weniger gut behandelt zu werden, als ein Liebhaber. Sei doch kein Kind.“

„Ha!“ rief Natalie, „das ist ein Verrath meines Vaters.“

„Ein Verrath Ihres Vaters, theures Fräulein,

Was verstehen Sie darunter? Haben Sie von ihm förmlich einen sterbenden Mann verlangt?" entgegnete von Bergh. „Waren Sie mit im Complotte?"

„In welchem Complotte?"

„Ach, sehen Sie," erwiederte von Bergh, indem er sich ein zweites Glas Wein einschenkte, „ich will Ihnen Alles sagen, damit wir wissen, woran wir alle drei uns halten. Zunächst wollte sich Ihr Herr Vater, der ein sehr ausgezeichneter Mann ist, nicht entschließen, seine Tochter ohne dringenden Grund einem Manne, wie ich bin, zu geben. Aber wer ist ein Mann, wie ich? Ein Libertin, ein Spieler, ein Fälscher!"

„Ein Fälscher!" rief Natalie.

„Wegen einer Kleinigkeit von zweitausend Guineen, und Ihr Vater wird zu sehr auf die Ehre seines Schwiegersohnes sehen, als daß er nicht diese Angelegenheit unterdrücken sollte. Wir haben noch Zeit, der Wechsel wird erst in einem Monate bei C....au präsentirt werden, und Papa Firion wird alle Reklamationen dadurch niederschlagen, daß er bezahlt."

„Ein Fälscher!" wiederholte Natalie, deren Gedanken sich mit Mühe bei dem Eindrucke dieser schrecklichen Worte zusammen hielten.

„Ich glaube nicht, daß Ihr Vater gerade von diesem Umstande unterrichtet war, jedenfalls aber wußte er genug über mich, so daß er Sie mir nicht gegeben hätte, wenn ihn nicht die Hoffnung, daß mein Tod ihn bald von seinem Schwiegersohne befreien werde, geleitet hätte."

„Mein Vater hätte Ihren Tod vorausgesehen?" sagte Natalie, immer noch unbeweglich.

„Er hat noch mehr gethan, der alte, schlaue Fuchs, er hatte dazu geholfen."

„Mein Vater wollte Sie morden?"

„Nein, nein, das habe ich nicht gesagt. Er hat zu viel Welt, um solche Niederträchtigkeiten zu begehen; aber einen Arzt hatte er ausgesucht, der sich da-

mit befassen sollte. Ich habe noch ein vollständiges Lager von Apothekerwaaren, welche der närrische Bursch mich einnehmen lassen wollte. Ich glaube sogar, daß der Apotheker mir seine Rechnung hat zustellen lassen. Ich hoffe, daß Herr Firion zu viel Ehre besitzt, als daß er die Bezahlung derselben verweigern sollte."

„Also," sagte Natalie, „diese Krankheit, diese Schwäche, diese Hinfälligkeit...."

„War sehr gut gegeben, nicht wahr, meine Natalie?"

„Sie wußten also, wer ich bin?"

„Beiläufig, mein Engel."

„Daß ich reich sei?"

„Ungeheuer reich, mein Abgott!"

„Und Sie haben es gewagt?"

„Nun," sagte von Bergh, „meine Frau Gemahlin?"

„Natalie wendete sich ab und verbarg ihr Gesicht in ihre Hände. Von Bergh riß diese heftig herab und betrachtete sie. Sie weinte.

„Sie weinen, weil ich genese? O! o! Sie hätten also gelacht, wenn ich gestorben wäre!"

„Natalie stieß erstickte Seufzer aus.

„Nun," sagte von Bergh barsch, „erklären wir uns ein wenig. Ist es so, daß Sie verstehen, die Leute nur wegen ihnen selbst zu lieben? Sie, die Sie mit Herz und Mund diese Liebe verlangen, würden mich nur als Leichnam lieben? Dem Himmel sei Dank, ich bin es nicht, Frau Baronin von Bergh. Auf, freuen Sie sich; ich habe noch Kraft genug, um das ganze Vermögen Ihres Herrn Vaters zu verzehren, wenn er es mir geben will. O, der würdige Bösewicht! Welches Gesicht er morgen machen wird, wenn er mich, statt mich schwächer und bereit zu sehen, den Geist aufzugeben, sehen wird, wie ich verliebt in den Armen seiner Tochter geschlafen habe. Das ist eine Ueberraschung, die ich ihm bereiten will."

„Und von Bergh umarmte Natalie. Er war halb betrunken, sie schauderte vor Abscheu und Schrecken zurück.

„Von Bergh machte es sich zur Pflicht, die Fensterladen und die Vorhänge zu schließen, und er murmelte dabei:

„Ha, alter Firion, Du hast mich gesetzlich-medicinisch umbringen lassen wollen, mein sanfter Vater!.... Wir wollen sehen, wir wollen sehen!"

„Natalie wollte hinaus gehen.

„Nein, mein Täubchen!" sagte von Bergh, indem er sie zurück hielt.

„Mein Herr, ich werde rufen."

„Warum? Um zu sagen, daß Sie untröstlich sind weil Ihr angebeteter Mann nicht todt ist?.... O guter Vater, Deine Tochter ist Deiner würdig!"

„Dieses Wort traf Natalie wie ein höllischer Schimmer, sie schauderte und wandte den Kopf ab, wie um ihn nicht zu sehen.

„Mein Herr," sagte sie zu von Bergh, „wir müssen uns trennen."

„Beliebt es Ihnen? Und warum?"

„Weil wir nicht zusammen leben können."

„Gerade das Gegentheil hoffe ich."

„Niemals...."

„Es gibt Gesetze, welche die Männer ihrer Frauen versichern."

„Wohlan, mein Herr, reisen wir ab, fliehen wir aus Frankreich...."

„Mein Kind," sagte von Bergh in einem höchst schmählich väterlichen Tone, was Ihnen da begegnete, hat Ihnen den Kopf ein wenig verrückt. Wir werden morgen nach Paris abreisen. Ich bin ein vollkommen guter Mensch, und wenn uns der Schwiegervater zwei oder dreimalhunderttausend Livre Renten, ein Hotel, ein Schloß u. s. w. zusichert, so werde ich ihn respek-

tiren und sogar mit ihm nicht über seine, gegen mich gehabte Projecte sprechen."

„Ist denn ein Entschluß gefaßt?"

„Vollständig gefaßt. Denken Sie nur, Natalie, seit zwei Monaten denke ich an keine andere Sache. Vorwärts, mein Kind, die Nacht rückt vor.... meine Natalie.... liebst Du mich?.... Komm."

„Sogleich," antwortete Natalie mit einem fast zärtlichen Tone.

„Was machst Du da?"

„Nichts..... es ist eine Gewohnheit, die ich habe .... Ich schließe meine Ohrringe in diesen Secretär."

„Bei seinem Manne hat man doch keine Furcht vor Dieben..."

„Ohne Zweifel," sagte Natalie lachend, indem sie ihre Stirne Bergh darbot und mit der Hand unmerklich ein Fläschchen nahm.

„So, theures Herz," sagte von Bergh, „so liebe ich Dich." Und er legte seine Hand auf das weiße Halstuch Nataliens.

„O, steh' doch, ob niemand an dieser Thüre ist..."

„Kind!"

„Ich bitte Dich darum."

Er ging an die Thüre, öffnete sie halb und kehrte zu Natalien zurück, die bleich und zitternd an dem Tische stand...

„Was hast Du?"

„Ich bin unwohl, ich wünsche ein Glas Wasser."

„Nimm dieses Glas Bordeaux, es wird Dich herstellen."

„Der Wein macht mir übel," sagte Natalie, „aber da es kein anderes Glas hier gibt, so will ich diesen Wein wegschütten und hernach dann..."

„Das wäre Schade, meine Liebe," sagte von Bergh, „ich bin ökonomisch, wenn ich mich damit abgebe, ich verschleudre nichts, was mir taugt."

Er nahm das Glas Wein und leerte es auf einen Zug.

„Und nun?"

„Nun bin ich Dein," sagte Natalie.

„Was!" rief Luizzi, „sie gab sich dann diesem Menschen hin, und der junge von Bergh, welcher lebt, ist der Sohn..."

„Dieser junge von Bergh ist eine andere Geschichte," sagte der Teufel; „denn es waren drei Tropfen Blausäure in dem Fläschchen Nataliens, und von Bergh machte keinen Schritt mehr, er fiel todt nieder."

„Todt!" rief Luizzi. „Und hernach...?"

„Mein guter Freund," sagte der Teufel, „es ist drei Uhr und Frau von Farkley erwartet Sie."

„Ich will aber wissen..."

„Wissen Sie nicht schon etwas, was Sie bei Ihrem verliebten Abenteuer leiten kann? Ich habe Ihnen ein wenig gezeigt, was die tugendhafte Frau von Bergh ist; lernen Sie jetzt kennen, was die verdorbene Frau ist, die sich Laura von Farkley nennt."

Und der Teufel verschwand und ließ Luizzi allein in der Loge.

VIII.

Wie die Frauen Liebhaber haben.

Als sich Luizzi der Uhr nahte, wo er Laura finden sollte, war er gezwungen, eine zahlreiche Gruppe junger Stutzer zu durchbrechen, welche sich um zwei Frauen drängten, und diese mit Spöttereien überhäuften. Eine derselben wandte sich gegen ihn, es war Frau von Farkley.

Laura bemächtigte sich plötzlich des Arms Luizzi's, und durchdrang den Kreis, der sie umgab. Man machte ihr mit jener spöttischen Höflichkeit Platz, welche das Weib verehrt, weil es Weib ist, die aber zu gleicher Zeit zeigt, daß die Verehrung nur dem Geschlechte, nicht der Person gilt. Armand und Frau von Farkley waren kaum einige Schritte von dieser Gruppe entfernt, als sie mit schmachtendem Ton ihm sagte:

„Sie sind Herr von Luizzi, nicht wahr?“

„Ja, Madame.“

„Sie kommen von Toulouse?“

„Ja, Madame.“

„Ich hatte das Vergnügen, Sie bei Frau von Marignon zu sehen?“

„Ja, Madame.“

„Aber wissen Sie wohl, daß Ihnen ein kolossaler Ruf hieher voranging?“

„Mir, Madame? Unter welchem Titel? Mein Gott, ich bin der unbekannteste Mensch von ganz Frankreich.“

„Weil Sie bescheiden sind, mein Herr, sagen Sie dieses. Es sind Ihnen, wie man sagt, Abenteuer aufgestoßen, die im Stande gewesen wären, einen Mann in Mode zu bringen, wenn sie nicht in Toulouse sich ereignet hätten.“

„In der That, Madame, ich habe keine Lust, mich der Vergangenheit zu erinnern, wenn ich bei Ihnen bin.“

„In der That, mein Herr, Sie sind undankbar gegen die Vergangenheit; denn man hat mir versichert, daß es schwer sei, eine vollkommen schönere Frau zu finden, als diese arme Marquise du Val, und eine reizendere Frau, als die junge Kaufmannsfrau, Madame... Madame... Wie nennt sie sich?“

„Ich kann Sie versichern, daß diese Erinnerungen sehr wenig Schmeichelhaftes haben, und daß, wenn ich

es nicht mit Ihnen zu thun hätte, ich mich derselben nicht erinnerte."

„Das ist schlimm, mein Herr, und darin entbehren die Männer ganz und gar Gerechtigkeit und Großmuth. Ich verlange nicht, daß eine Verbindung ewig währe, daß ein Mann, den wichtige Interessen, ein großer Ehrgeiz weit von einer Frau, welche er liebte, wegführen können, ihr eine unverbrüchliche Treue und Liebe bewahren müsse. Das ist unmöglich; aber daß er von dem Augenblick an, in welchem er nicht mehr liebt oder von ihr getrennt wird, ihr Feind oder ihr Verläumder werde, das scheint mir verächtlich, hassenswerth."

„Das sind Verbrechen, deren ich wenigstens nicht schuldig bin, und ich verwahre mich dagegen, daß jemand eine größere Achtung gegen die beiden Frauen hege, von welchen Sie so eben gesprochen haben."

„Ach, das ist eine andere Art von Lächerlichkeit," erwiederte Frau von Farkley, indem sie sich sanft etwas zurückbeugte, um sich dann noch sanfter auf den Arm Luizzi's zu stützen, und ihn diese zarte Elasticität ihres Körpers, der sich bei jedem Schritte mit einer Hingebung und mit unbeschreiblicher Wollust bog und streckte, durchströmte.

„Was wollen Sie, gnädige Frau, mit dem Ausdrucke sagen: eine andere Art von Lächerlichkeit? Soll das heißen, daß man Frauen achten soll, welche dieses verdienen?"

Frau von Farkley schmiegte sich näher an Luizzi und so an, daß ihre beiden Arme in dem seinigen lagen, daß ihre Brust an seiner Schulter ruhte, und indem sie so neben ihm herging, sagte sie ihm fast in's Ohr:

„Baron, Sie sind ein Kind!"

Diese Worte waren in dem Tone jener verführerischen Ueberlegenheit ausgesprochen, welche in einem

Munde, wie der der Frau von Farkley, einem Manne wie Luizzi zu sagen schien:

„Sie wissen nicht, wie viel Sie werth sind, und Sie werden tausend Gelegenheiten versäumen, weil Sie zu bescheiden sind."

Der Baron glaubte, es so nehmen zu müssen, indessen antwortete er doch:

„Ich begreife doch immer noch nicht, warum ich ein Kind und lächerlich sein soll?"

„Weder lächerlich, noch Kind, wenn Sie es wollen; entschuldigen Sie den Ausdruck. Sie sind nicht wahr, oder vielmehr, Sie sind nicht natürlich."

„Eine Sache gibt es, welcher ich gewiß bin; das ist: sehr linkisch zu sein, denn ich verstehe nichts mehr."

„Nun," entgegnete Frau von Farkley, indem sie diese Schliche physischer Koketterie fortsetzte, welche in einer Haltung des Körpers, in Biegungen der Stimme, in einer geschickt des Handschuhs entkleideten, entzückenden Hand, die den Bart einer Maske aufhebt und Lippen voll Wollust, über jungfräulichen Zähnen schäkernd, zeigt, die in der tausendfachen List bestehen, mit welcher eine Frau den Augen des sie prüfenden Mannes Schönheit um Schönheit zeigt, — „nun," entgegnete sie, „ich will mich sogleich erklären. Sie besitzen Ehre, Herr Baron, und persönlich hätte ich Ihnen für die Absicht zu danken, welche Sie wohlmeinend für mich an den Tag legten, wenn Sie sich nicht, gleich Allen, über das getäuscht hätten, was diesen Abend sich ereignete. Darum wage ich es, Ihnen, der Sie noch ein ziemlich junger Mann sind, meinen Rath zu geben, und Sie werden wohl thun, ihn zu befolgen. Sie verstehen weder eine Frau anzuerkennen, noch sie zu verleugnen, und doch besteht darin die ganze Kunst, mit ihnen zu leben. Ich führe Sie zu Beispielen: ich sprach so eben von zwei Frauen mit Ihnen; ich setze voraus, daß eine von diesen — denn ich weiß nicht wer es ist — Ihnen ausschließend gehört habe, und

Sie haben über beide mit denselben nichtssagenden und alltäglichen Worten mir geantwortet. Wenn diese Worte einen Sinn haben, wenn sie mehr sind, so haben Sie eine derselben beschimpft, indem Sie mit denselben Worten die vertheidigten, welche einen Fehler begangen hat, und die, welche keinen beging; wenn diese Worte, wie ich sagte, nichtssagend und alltäglich sind, so haben Sie auch die, welche nicht schuldhaft war, beschimpft, indem Sie dieselbe nicht besser vertheidigten, als die Schuldhafte."

„Aber wenn es keine war, was konnte ich da antworten?"

„O," sagte Laura lebhaft, „verdrehen Sie die Frage nicht; ich habe vorausgesetzt, daß eine derselben schuldhaft war, und glauben Sie, mir in diesem Falle gut geantwortet zu haben?"

„Ja, gnädige Frau, denn Verschwiegenheit ist wenigstens eine Tugend der Welt."

„Und es ist jene Tugend, mit welcher man fast alle Frauen entehrt. Man weiß von solchen Abenteuern Alles, Alles ganz genau, mein Herr; wenn man an einer Intrigue nicht zweifeln kann, und wenn man den Mann sie verleugnen sieht, so sind ihm die Frauen zwar dankbar hiefür, aber sie haben großes Unrecht, denn wenn dieser Mann sie am folgenden Tage in ihren gewöhnlichen Beziehungen sieht, ist es wahrscheinlich, daß man eine neue Intrigue von ihm glaubt, und so wie diese Frauen in Beziehung auf eine andere den Protestationen jener Tugend, die Sie Verschwiegenheit nennen, nicht geglaubt haben, so wird man auch in Bezug auf sie denselben verschwiegenen Protestationen nicht mehr glauben."

„Aber in dieser Hinsicht müßte man doch," entgegnete Luizzi, „auf die erste Frage der Wahrheit gemäß antworten?" Dann fügte er, Frau von Farkley mit einer unverschämten Miene betrachtend, bei: „Es

gibt Frauen, für welche diese Theorie sehr gefährlich wäre."

„Wer weiß, mein Herr," antwortete Frau von Farkley, ohne, wie es schien, gereizt zu sein, „wer weiß, wer die Frauen sind, die diese genaue Wahrheit zu fürchten hätten! Ein Liebhaber, mein Herr, ist wie die Ziffer 1, in das Leben einer Frau gesetzt; wenn nach ihm ein Wicht kommt, der sich dessen rühmt, was er nicht erlangt hatte, dann setzt die Welt diese Null hinter diese unglückliche Zahl, und die Welt sagt: 10, wiederholt: 10. Seien Sie versichert, mein Herr, daß in dem Leben der Frauen und in der richtigen galanten Arithmetik ein Liebhaber und ein Wicht für zehn Liebhaber gelten."

Luizzi fand, daß Frau von Farkley ihre eigene Sache auf eine ziemlich direkte Weise vertheidige, und da er glaubte, hierauf ohne zu viele Umschweife antworten zu können, so sagte er:

„Und ohne Zweifel treiben Sie, gnädige Frau, dieses numerische System bis aufs Höchste, und Sie nehmen an, daß ein zweiter Wicht einer zweiten Nulle gleich sei, und daß der Ruf der Frau von 10 auf 100 und auf 1000 Liebhaber, je nach der Anzahl der Wichte, steige."

„Ich kenne in der That, mein Herr," entgegnete Frau von Farkley, „solche, die nicht einen Tag denen hätten geben können, welche man ihnen beimißt; aber es gibt noch viel unglücklichere Frauen, als die sind, von welchen ich gesprochen habe."

„Das scheint mir schwer," sagte Luizzi.

„Ich hoffe, es Ihnen zu beweisen. Es gibt eine Frau, der man alle Liebhaber der Welt gibt, und die doch nicht einen einzigen hat."

„Nicht einen einzigen?" sagte Luizzi, indem er das Wort schelmisch betonte und Laura mit einer Miene voll Spottes betrachtete.

„Nicht einen einzigen, Herr Baron," antwortete sie, „und nicht einmal Sie."

Luizzi kam über diese Worte ziemlich in Verlegenheit und antwortete linkisch genug:

„Ich habe diese Vermuthung nie gehabt, gnädige Frau!"

„Und Sie haben Unrecht; denn Sie sind vielleicht der einzige Mensch, für den man einmal der Verleumdung das Recht lassen wollte, nichts als die Wahrheit zu sein."

„Und ohne Zweifel habe ich ungeschickter Weise diesen guten Willen vernichtet."

„Dieses kann ich Ihnen heute Abend nicht sagen, denn ich sehe meinen Vater kommen und ich muß zu ihm gehen."

„Werde ich es nie erfahren?" sagte Luizzi.

„Heute ist Samstag, und Montags ist der letzte Ball der Oper; wenn Sie sich da zu derselben Stunde einfinden wollen, habe ich vielleicht Ihnen etwas zu eröffnen; was ich jetzt meinem Vater zu sagen habe, hindert mich, Sie früher zu sehen."

Frau von Farkley entfernte sich und ließ Luizzi sehr verlegen über das zurück, was er gehört hatte. Ehe er weg ging, war er die Zielscheibe des Witzes aller Stutzer, welche er kannte, und Herr von Mareuilles sagte ihm unter Anderem fast mit verächtlichem Tone:

„Es scheint, mein lieber Armand, daß Sie viele Zeit zu verlieren haben."

„Warum, wenn es Ihnen gefällig ist?" sagte der Baron.

„Zwei Maskenbälle für Frau von Farkley ist in Wahrheit viel zu viel, und wir haben Ihr Rendezvous für den Montag vernommen; Sie würden der größte Tölpel sein, wenn Sie morgen zu Mittag nicht bei ihr wären, um sich zu entschuldigen, jetzt nicht dort zu sein."

Luizzi sann einen Augenblick nach, dann betrachtete er, indem er sich der Verlegenheit entreißen wollte, in welche ihn die seltsame Unterredung mit dieser Frau versetzt hatte, Mareuilles mit ernster Miene und sagte:

„Sind Sie sicher, Herr von Mareuilles, in diesem Augenblicke nicht eine Albernheit auf meine Rechnung zu begehen?“

Herr von Mareuilles gerieth bei diesen Worten Luizzi's in lebhafte Verwirrung, aber der Baron konnte nicht erkennen, ob die Schande, offenbar der Lüge bezüchtigt zu werden, oder der Unwille, derselben fälschlich bezüchtigt worden zu sein, es war, welche den Wicht erblassen machte. Wie es schien, glaubten alle Freunde Mareuilles an dieses letzte Gefühl, denn sie brachen alle in ein Gelächter aus, indem sie ihm sagten:

„Ah, sehr gut, sehr gut! Betrübe Dich wenigstens nicht; Luizzi ist vortrefflich, auf Ehrenwort; er glaubt an die Tugend unserer schönen Laura, er ist im Stande, sie in dritter Ehe zu heirathen; denn Sie wissen, theurer Herr Baron von Luizzi, daß sie schon von zwei Männern Wittwe ist.“

Mareuilles, der in dem ersten Augenblicke bereit geschienen hatte, Luizzi durch eine Herausforderung zu antworten, nahm plötzlich eine gutmüthige Miene an, reichte dem Baron die Hand und sagte:

„Wohlan, mein lieber Armand, keine Kindereien; diese Frau hat ein noch viel größeres Unrecht, als das, viele Liebhaber zu haben, nämlich das, sich zu compromittiren und auf eine unwürdige Art bloßzustellen. Ihr erster Mann wurde wegen ihr im Zweikampfe getödtet, der zweite deßgleichen, und es ist nicht ihre Schuld, wenn sich nicht viele unter uns gegenseitig die Hälse wegen einer Tugend gebrochen haben, über welche wir wenigstens die gute Meinung hegten, daß sie vor Allem einer Erörterung bedürfe, ehe wir zum Aeußersten schreiten würden. Frau von Farkley hat Ihnen übrigens ein Stelldichein auf übermorgen bestimmt; über-

morgen ist der Fastnachtmontag und wenn Sie am Dienstag Morgens noch Lust haben, sich für sie zu schlagen, so steht dieser Tag zu Ihrer Verfügung, aber nur dieser Tag, verstehen Sie wohl, denn ich thue die Sachen gern zu ihrer Zeit, und ich erkläre Ihnen, daß mit dem Aschermittwoch für mich die Thorheiten des Faschings beendigt sind."

Luizzi war unzufrieden mit sich, mit der ganzen Welt, er wußte in der That nicht, was er denken solle, er war ungeduldig über die ewige Verkehrtheit, in der er sein Leben hinbrachte und er sagte:

„Meiner Treu, ich antworte Ihnen weder ja, noch nein; Dienstag Morgens."

„Dienstag Morgens," sagten alle diese jungen Narren hohnlachend, „wir werden Sie zum Frühstücke einladen, Baron, und wir hoffen, daß Frau von Farkley uns würdigen wird, die Honneurs an unserer Tafel zu machen."

So viele Zuversicht machte Luizzi verwirrt; er schrack vor dem Gedanken zurück, daß die Welt mit so viel Verachtung von einer Frau sprechen könne, welche es nicht verdient habe; er kehrte mit dem festen Entschluß nach Hause, nur aus sich selbst seine Meinung über Andere zu schöpfen, und er schlief mit diesem klugen Entschlusse ein.

Aber es stand irgendwo geschrieben, daß neue Ereignisse ihn zwingen würden, unwillkürlich von demselben abzugehen.

Am folgenden Morgen stellte ihm sein Kammerdiener in dem Augenblicke, in welchem er aufstehen wollte, mehrere Briefe zu; der eine derselben war von Frau von Marignon, und sein Styl sowohl, als sein Inhalt erstaunten ihn höchlich.

Dieser Brief enthielt folgendes:

„Mein Herr!

„Als Herr von Mareuilles Sie bei mir vorstellte, erbat er sich die Erlaubniß hiezu. Der Name, den

Sie führen und die Rücksichten, welche er in Anspruch nimmt, sind, ich muß es Ihnen sagen, keine hinreichende Autorität, daß Sie glauben konnten, sich dieser Pflicht entheben zu dürfen. Zuverläßig ist der Künstler, den Sie eingeführt haben, ohne mich davon in Kenntniß zu setzen, ein Mann von ungeheurem Talent; aber es gibt Rücksichten, welche über alle Verdienste erhaben sind und über alle Namen, und obgleich der Ihrige glänzend ist, mein Herr Baron, so ist er es doch nicht in dem Grade, um Sie von den Rücksichten zu befreien, welche die Welt allen denen auferlegt, die suchen, von ihr geachtet zu werden. Verzeihen Sie einer Frau, welche ihrem Alter nach Ihre Mutter sein könnte, wenn sie Ihnen einen Rath ertheilt, dessen Ihre Jugend bedarf, und glauben Sie an die Aufrichtigkeit meines Bedauerns, Sie nicht mehr unter die Personen zählen zu können, welche die Güte haben, meinen Salon mit ihrer Ge-Gegenwart zu beehren."

Als Luizzi diesen Brief las, der ihm einen so bestimmten Abschied gab, sprang er in seinem Bette auf und stieß die tollsten Ausrufungen aus.

„Zum Henker!" sagte er, „bin ich ein Narr oder dumm geworden? Was ist es denn mit diesem Sänger, den ich bei Frau von Marignon eingeführt habe? Worin habe ich gegen die Schicklichkeit so verstoßen, daß sie mich von sich jagt, denn man jagt mich wirklich. Ist es, daß ich mich an die Seite der Frau von Farkley gesetzt habe? Diese Frau ist doch kein öffentliches Mädchen und ich bin ihr Spielball nicht. Es heißt sich bloßstellen, wenn man sie betrachtet, wenn man mit ihr spricht."

Nach diesen Betrachtungen suchte er eine Feder, um Frau von Marignon zu antworten, aber in demselben Augenblick, in welchem er seinen Brief begann, fiel es ihm ein, daß die Impertinenz, die man sich gegen ihn erlaubt, eine strenge Zurechtweisung verdiene.

„Ha," sagte er zu sich, „man rechnet es mir zur Schande, daß ich mich neben Frau von Farkley gesetzt habe, man jagt sie und mich weg; nun, zum Henker, ich will Frau von Marignon lehren, daß man, wenn man eine Frau von Bergh und eine Frau von Fantan zu intimen Freundinnen macht, in der Beurtheilung anderer Leute, welche sich bei Ihnen vorstellen, weniger scrupulös sein darf."

Und indem er sich in diesem Gedanken bestärkte, fügte er bei:

„Und Frau von Marignon selbst, wer ist sie denn? Woher stammt sie? Wie ist ihr Leben? Das muß ich auf der Stelle wissen, und sie muß mich um die Gnade bitten, daß ich ihr die Ehre erzeige, sie wieder zu besuchen."

Luizzi ließ seine Glocke ertönen, und sogleich erschien der Teufel.

„Herr Satan," sagte der Baron zu ihm, „keine Einleitungen, keine Betrachtungen, keine moralische oder unmoralische Abhandlung: Du wirst mir auf der Stelle das Ende der Geschichte der Frau von Bergh, dann jene der Frau von Fantan und endlich die der Frau von Marignon erzählen."

„Das heißt, Dir drei Geschichten erzählen, drei Geschichten von Frauen! Dazu sind wenigstens drei Wochen erforderlich; Du mußt mir einen Aufschub bewilligen."

„Nein, ich will, ich verlange, daß Du sogleich anfängst, und da der Schall dieser Glocke die Gabe hat, Dir die ewigen Qualen viel schmerzhafter zu machen, so werde ich sie so schrecklich machen, daß Du ohne Verzug gehorchen wirst."

„Auf der Stelle anzufangen, ist das Geringste, aber sie zu Ende zu bringen, das ist teuflisch; ich bin bereit, sie anzufangen, wenn Du mir sagen willst, wenn ich sie geendet haben soll; ich habe drei Wochen von Dir verlangt."

„Nicht drei Tage gebe ich,“ antwortete Luizzi.

„Ich bedarf deren nur zwei,“ entgegnete der Teufel; „heute ist Sonntag, es ist Mittag, also Dienstags zu derselben Stunde, wenn Du von Frau von Farkley weg sein wirst, das heißt, wo Deine Freunde hieher kommen werden, um eine Erklärung zu fordern, da kannst Du auch der Frau von Marignon antworten, denn Du wirst Alles wissen, was Du zu wissen verlangst.“

„So sei es,“ sagte Luizzi, „und weil diese Erzählung lang werden muß, so fange soglcich an.“

„Ich werde überdies trachten, sie so viel als möglich abzukürzen,“ entgegnete der Teufel, „und wenn Du mir dazu helfen willst, so wird es Dir leicht sein.“

„Wie das?“

„Indem Du mich nicht unterbrichst und mich nach meinem Belieben erzählen läßst.“

„Es sei!“

Luizzi legte sich zu Bett, der Teufel setzte sich in einen weiten Lehnstuhl, zog die Klingel und sagte dem Kammerdiener Luizzi's:

„Der Baron ist für Niemand zu Hause, verstehen Sie wohl, für Niemand.“

Der Kammerdiener entfernte sich, der Teufel zündete eine Cigarre an, kehrte sich gegen Luizzi und sagte zu ihm:

IX.

Fortsetzung des ersten Armsessels.

„Hast Du Molière schon gelesen?“

„Satan, Satan, Du mißbrauchst meine Geduld;

ich habe Dich um das Ende der Abenteuer der Frau von Bergh gefragt."

"Ich gelange dahin, Herr Baron, ich gelange dahin."

"Ohne Zweifel, aber auf Umwegen, welche mich langweilen."

"Und die Du unendlich verlängerst."

Luizzi bezähmte seine Ungeduld und antwortete:

"Sprich zu, sprich, wie Du es verstehst."

"Also," sagte der Teufel, "hast Du Molière schon gelesen?"

"Ja, ich habe ihn gelesen, gelesen und wieder gelesen."

"Nun, da Du ihn gelesen, gelesen und wieder gelesen hast, so sage mir, ob Du jemals bemerkt hast, daß dieser spaßhafte Dichter den bedeutungsvollsten Gedanken seiner Zeit hatte? Hast Du bemerkt, daß dieser Schriftsteller, welcher von Allem in so derben Ausdrücken sprach, die keuscheste Seele seiner Zeit war? Hast Du jemals bemerkt, daß dieser so drollige Herr das melancholischste Herz seines Jahrhunderts war?"

"Ja, ja, ja, ja," sagte Luizzi mit Entrüstung, und als wenn er nur eine einzige der von dem Teufel gestellten Fragen vernommen hätte. "Ja, ja," fügte er hinzu, "ich habe das Alles bemerkt; aber was willst Du daraus folgern?"

"Ganz und gar nichts," entgegnete der Teufel, "aber ich will Dich noch einmal fragen, ob Du bemerkt hast, daß dieser Schriftsteller tiefe Gedanken, eine reine Seele und ein menschliches Herz habe, da er in einem Stücke, betitelt: der eingebildete Kranke, die Stelle hat:

""Herr Purgon hat mir versprochen, mir zu helfen, meiner Frau ein Kind zu erzeugen.""

"Ja, ich kenne diese Stelle," antwortete Luizzi, "aber ich sehe nicht..."

"Du siehst nichts?" versetzte der Teufel, ihn un-

terbrechend, „vergiß nicht, wenn Du jemals, wie Du im Sinne hast, diese Mittheilungen drucken und veröffentlichen läßt, diese Stelle als Motto der Anekdote vorzusetzen, welche ich Dir erzählen will.“

„Von Frau von Bergh?“ sagte Luizzi.

„Von Frau von Bergh,“ versetzte der Teufel.

„Nun!“ rief Luizzi.

„Wir sind daran!“ sagte der Satan.

„Als Bergh todt war, blieb Natalie einige Zeit vor dem Leichname stehen, und die erste Frage, die sie an sich stellte, war die, ob sie ihren Vater zum Vertrauten ihres Verbrechens machen solle. Natalie war ein viel zu kluges Mädchen, als daß sie lange ungewiß hätte bleiben können; sie kannte das Geheimniß ihres Vaters, ihr Vater wußte das ihrige nicht, und sie beschloß zu schweigen. Dazu war für sie ein sehr ungewöhnlicher Muth erforderlich, nämlich der, bei der Leiche die Nacht hinzubringen, sie zu entkleiden, in das Bett zu legen und Alles so zu machen, daß man, wenn man am andern Morgen in das Zimmer kam, glauben konnte, daß sie an seiner Seite geschlafen habe.

„Nach dem, was ich Dir erzählt habe, wird es Dir nicht als etwas Außerordentliches erscheinen, daß von Bergh's Tod nicht das geringste Erstaunen erregte, und daß er in aller Form begraben wurde, ohne daß man sich weiter über die Art seines Todes erkundigte. Selbst Firion hatte nicht den leisesten Verdacht und glaubte an die wirkliche Verzweiflung seiner Tochter. Indessen beunruhigte ihn doch eine Sache, über die er sehr gerne Aufklärung gehabt hätte, nämlich zu wissen, ob von Bergh lediglich an seiner Medicin gestorben sei, oder ob die dem Sterbenden so unklug geweihte Brautnacht dazu beigetragen habe, ihm vollends den Rest zu geben.

„Firion erhielt bald die bestimmteste Lösung seines Zweifels.

„Am Tage nach dem Tode von Bergh's drang er

in das Zimmer seiner Tochter; diese hatte die Vorhänge schließen lassen, indem sie durchaus nicht bis zu ihr ein Licht wollte dringen lassen, welches ihr unerträglich geworden, seit sie das einzige Wesen verloren hatte, welches sie lieben konnte. Mit solchen Reden empfing sie ihren Herrn Vater, dieser hörte sie mit einer Miene wahrer Zerknirschung an und antwortete in derselben Weise. Da ließ Natalie mitten unter ihren Seufzern die, für ein junges Mädchen wenigstens außerordentlichen Worte fallen:

„Wenn er mir wenigstens ein Pfand seiner Zärtlichkeit gelassen hätte, daß ich nach ihm in dieser Welt ein Wesen lieben könnte, welches mich an ihn erinnerte!...“

„Der Vater Firion glaubte, mit allen möglichen rednerischen Vorsichtsmaßregeln die Frage umhüllt zu haben, die er jetzt an seine Tochter that, indem er sanft zu ihr sagte:

„Armes Kind! Hast Du denn nicht einige Hoffnung, dieses Glück verwirklicht zu sehen.“

„Natalie konnte sich nicht enthalten, ihrem Vater in das Gesicht zu sehen, und mit fester Stimme, in die weder Seufzer, noch Thränen, noch Klagen sich mischten, zu antworten:

„Nein, mein Vater, nein; ich habe keine solche Hoffnung, aber ich habe eine andere, die Sie besser, als irgend jemand verstehen werden, weil sie besser, als irgend jemand wissen, was es heißt, sein Kind lieben.“

„Firion war immer auf seiner Hut, denn er wußte nie, wie weit die Grillen der reizenden Natalie gehen konnten. Der Ton, den sie angenommen hatte, verursachte ihm ein wahrhaftes Entsetzen, indessen verbarg er seine Gesinnungen und antwortete ihr so väterlich, als er konnte:

„Ich bin glücklich, von Dir zu vernehmen, daß Dir noch eine Hoffnung bleibt, und ich bin überzeugt,

daß diese Deiner würdig und vernünftig ist, daß sie nicht auf Utopien des Gefühls beruht, die wohl ein Glück wären, wenn sie existirten, die aber nicht existiren."

„Sie haben Recht, mein Vater," versetzte Natalie, indem sie ihren Worten und ihrem Gesichte alles mögliche Gefühl gab, „o, Sie haben Recht, ich weiß jetzt, daß die Liebe ein unmöglicher Traum sei, ich weiß, daß sie eine egoistische, eine grausame Leidenschaft ist, daß die niederträchtigen Berechnungen der Welt ihr göttliches Wesen verfälscht haben. Nein, ich will nicht mehr lieben und auch nicht mehr hoffen, geliebt zu werden; aber es gibt eine viel höhere, viel heiligere, viel innigere Zuneigung, als die Liebe, und dieser will ich mein Leben weihen. Mein Vater!" fügte sie Thränen vergießend bei, „mein Vater, Ihre Zärtlichkeit für mich hat mich über diese heiligste Zuneigung aufgeklärt; mein Vater, ich will Mutter werden."

„Diese Erklärung machte, daß Firion von seinem Stuhle aufsprang, besonders weil in der Art, mit der sie ausgesprochen wurde, viel mehr Närrisches lag, als in dem Wunsche selbst. Er erholte sich ein Wenig von seiner Bestürzung und antwortete seiner Tochter:

„Nun, mein Kind, wenn die Trauerzeit vorüber sein wird, und wenn Du es durchaus willst, so werde ich Dir nach den zehn Monaten, welche das Gesetz den Wittwen auferlegt, ehe sie sich wieder verheirathen dürfen, einen neuen Gemahl geben, und von jetzt an will ich eine passende Partie suchen.

„Bei dieser Antwort betrachtete Natalie ihren Vater mit einer Miene voll von Neugierde und Ueberlegung, dann aber sagte sie mit dem Tone eines Clienten, der seinen Advokaten über den Sinn einer Gesetzstelle fragt, die zu umgehen er ein Mittel gefunden zu haben glaubt, zu ihrem Vater:

„Aber warum legt man den Frauen diese Frist auf, ehe man ihnen erlaubt, sich wieder zu verheirathen?"

„Firion schien über diese Frage sehr verlegen, aber er war einer von den Menschen, welche denken, eine Frau könne und müsse das Leben und die Verpflichtungen kennen, die ihr das geschriebene Gesetz auferlegt. Nachdem er also seine Tochter so verständlich über die an sie gestellte Frage hatte antworten hören, glaubte er eben so verständlich über diese Frage sprechen zu können, und er sagte:

„In den zehn Monaten, welche dem Tode eines Gatten folgen, kann ein Kind geboren werden, obwohl in der Regel die Schwangerschaft einer Frau nicht länger als neun Monate währt, da nun dieses Kind dem verstorbenen Manne gehört, so hat die Vorsicht des Gesetzes nicht erlaubt, daß die Frau neue Verbindungen eingehe, so lange sie nicht ganz gewiß über ihre Lage gegenüber der Familie ist, welche sie verläßt und der Familie, in welche sie eintreten will."

„Natalie wurde sehr nachdenkend, während Firion mit offener Miene fortfuhr:

„Dieses kommt von Rücksichten auf das Vermögen, von Erbfolgerechten, von Standesfragen her, die viel zu lang sind, als daß ich sie Dir erklären könnte."

„Ich glaube Ihnen, mein Vater," sagte Natalie, „ich glaube Ihnen. Wenn ich also in zehn Monaten von heute an Mutter würde, so wäre mein Kind das von Bergh's."

„Ohne Zweifel," sagte der abermals sehr staunende Vater.

„Gesetzlich wollte ich sagen," bemerkte Natalie.

„Firion fing an, sie nicht mehr zu verstehen, oder er fing eigentlich an, zu fürchten, daß er sie verstehe, und er sagte zu Natalien:

„Morgen reisen wir ab, morgen kehren wir nach Paris zurück, und da wirst Du Männer finden, die Deiner, Deines Reichthums würdig sind, Männer, die Dich in eine so erhabene Stellung versetzen, daß das

Glück der Eitelkeit das der Liebe ersetzen wird, auf welches Du verzichten willst.“

„Mein Vater, ich werde keinen andern Namen führen, als den des einzigen Mannes, den ich geliebt habe.“

„Aber dann,“ sagte Firion, der in seine letzte Verschanzung zurückgeworfen war, „was willst Du sagen, Natalie?“

„Mein Vater,“ entgegnete die interessante Jungfrau-Wittwe, indem sie vor ihrem Vater unter Thränen und Seufzern auf die Knie sank, „mein Vater, ich habe es Ihnen gesagt, ich will Mutter werden.“

„Ein Verbrechen!!“ rief Luizzi.

„Mein Theurer, Sie sind dumm!“ sagte der Teufel aufgebracht. „Sie haben nicht den geringsten Begriff von den Hülfsquellen des Lebens; Sie sind von der zügellosen Manier der Literatur unserer Zeit; Sie machen auf der Stelle aus einer mir sehr unterhaltend scheinenden Sache ein unausstehliches Drama; in allem dem liegt nicht das Geringste von Verbrechen.“

„Wohlan denn, laß sehen,“ sagte Luizzi ungeduldig, „laß sehen, erzähle mir den Schluß dieser Unterredung.“

„Der Schluß dieser Unterredung,“ versetzte Satan, „dauerte gerade die zwei Minuten, um die Du mich durch Deine einfältige Unterbrechung gebracht hast; und da Du weißt, daß zwischen uns die Augenblicke kostbar sind, so werde ich Dir nicht den Schluß dieser Unterredung, sondern nur ihr Resultat erzählen.“

„Ich höre Dich, ich höre Dich,“ entgegnete der Baron, der sich diesmal selbst fest versprach, nicht zu unterbrechen, was auch der Teufel Tolles erzählen möge.

Und der Teufel fuhr fort:

„Am folgenden Morgen ging Vater Firion in die Umgebungen von B., er lief quer feld, redete die Bau-

ern an, die ihm begegneten, und plauderte freundlich mit ihnen. Der erste war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, häßlich und rhachitisch; Firion verließ ihn alsbald. Der zweite war dick, kurz und robust, aber abscheulich schmutzig und arm. Der dritte war ein Greis von sechzig Jahren; Firion ging eilig vorüber. Er wollte sich nach einer andern Seite wenden, als er plötzlich einen herrlichen jungen Mann von vier- oder fünfundzwanzig Jahren bemerkte, der mit einer Emsigkeit arbeitete, die eine ungewöhnliche Kraft ankündigte, und der mit einer Stimme sang, die eine starke Brust versprach. Nachdem ihn Firion schweigend betrachtet hatte, nahte er sich ihm und sagte:

„Wie?" rief Luizzi, durch seinen Uebermuth hingerissen, „wie? Er sagte ihm ...?"

„Sie sind ein Schwachkopf!" versetzte der Teufel, „und Sie vergessen, daß Firion ein Mann von Geist war. Firion sagte zu dem schönen Burschen:

„Mein guter Freund, wollen Sie Stellvertreter sein?"

„Stellvertreter, für wen?" sagte der junge Mann.

„Für einen meiner Neffen, den die Conscription getroffen hat."

„Danke, danke, ich bin als Sohn einer Wittwe frei," antwortete dieser, „und ich habe keine Lust, für einen andern ein Geschäft zu treiben, das mir auf eigene Rechnung mißfallen hätte; übrigens werden Sie in der Gegend genug junge Leute finden, die geneigt sind, auf Ihr Geschäft einzugehen."

„Das wird, bei Gott, schwer sein, weil mein Neffe ein sehr schöner Junge ist und weil die Regierung schlechterdings verlangt, daß man ihr Männer gebe, die denen, welche man ihr weggenommen hat, vollkommen gleich sind."

„Meiner Treu," sagte der Bursche, indem er sich in die Brust warf und aufrecht hinstellte, „es wird,

wie Sie sagen, schwer sein und ich glaube, daß es Sie viel kosten wird."

„O," entgegnete Firion, „der Preis macht nichts; einem Burschen, wie Du, würde ich wohl tausend Thaler bezahlen."

„Ich glaube es wohl," sagte der Bauer, indem er seinen Spaten ergriff und sich zur Arbeit anschickte, eine vortreffliche Weise, um zu hören, ohne den Anschein hiezu zu haben. „Ich glaube es wohl," sagte er, „es ist eine alte Wittwe in der Gegend, die mir mehr, als das zubringen würde, wenn ich sie heirathete."

„Gut," sagte Firion, „ich habe mich versprochen, nicht tausend, sondern zweitausend Thaler wollte ich sagen."

„Ihr Neffe hat einen guten Onkel," sagte der Bauer, indem er sich bis auf die Erde bückte und ein Liedchen pfiff, das gerade nicht auf die Umstände zu passen schien.

„Dreitausend Thaler," sagte Firion.

„Die könnten wohl für den großen Rothen recht sein, der auf der andern Seite des Wegs ist."

„Viertausend Thaler!" sagte Firion.

„Der Bauer stützte sich jetzt auf seinen Spaten und sagte mit einer Miene, die er nicht mehr in seiner Gewalt hatte:

„Wie viel macht das, viertausend Thaler?"

„Das macht zwölftausend Frank."

„Zwölftausend Frank, das ist ein schönes Geld; und wie viel Renten hat man aus zwölftausend Frank?"

„Sechshundert Frank."

„Sechshundert Frank!" sagte der Bauer, indem er nachdachte und zu rechnen schien. „Das macht täglich drei Frank und fünf Sou?"

„Nein, drei Frank und fünf Sou tägliche Rente machen fast zwölfhundert Frank jährliche Rente," ent-

gegnete Firion, der alle seine Millionen nicht ohne eine gewisse Fertigkeit im Rechnen erworben hatte.

„Nun," sagte der Bauer, „wie viel Geld müßte man haben, um täglich drei Frank fünf Sou und jährlich zwölfhundert Livre Rente zu haben?"

„Vierundzwanzigtausend Franc."

„Wenn Sie vierundzwanzig tausend Frank geben, so bin ich Ihr Mann!"

„Ist es wahr?"

„Das ist wahr."

„Nun so folge mir auf der Stelle zu dem Arzte."

„Was soll das mit Ihrem Arzte heißen?"

„Mein guter Freund, ich kaufe die Katzen nicht im Sacke, und da Du gezwungen sein wirst, vor dem Recrutirungsrathe eine Untersuchung zu bestehen, so will ich nicht, daß man Dich wegen eines Fehlers im Körperbau, den ich nicht kenne, verwerfe."

„Wenn es das nur ist," sagte der Bauer, „so kommen Sie; ich bin ein anständiger Mensch an Körper und Geist; verstehen Sie, ich habe nichts zu verbergen, ganz und gar nichts."

„Ich bin entzückt," sagte Firion, „vorwärts, komm!"

„Und ohne weitere Auseinandersetzung führte Firion den Bauern zu dem berühmtesten Arzte des Bades."

In diesem Augenblicke hielt der Teufel inne und sagte zu Luizzi:

„Du unterbrichst mich nicht mehr."

„Weil ich, wie es scheint, verstehe," erwiederte Luizzi, „und weil ich keine Ergänzungen Deiner Erzählung nothwendig finde."

„Nun, was verstehst Du?"

„Herr Satan," antwortete Luizzi, „es gibt Sachen, die der Teufel erzählen oder denken kann, bei welchen aber ein Mensch sehr in Verlegenheit kommen würde, wenn er sie in geeigneten Ausdrücken sagen

sollte; übrigens ist Alles, was Du mir erzählst, so ungewöhnlich ....“

„Worin ungewöhnlich?“ sagte der Teufel; „das einzige Ungewöhnliche ist, daß es sich nicht alle Tage so ereignet, daß ein Familienvater für seine Tochter dieselbe Sorgfalt sich nimmt, die der Staat für seine Regimenter sich gibt. Bei dieser Gelegenheit erinnerst Du mich an ein Stück des ehrbarsten Mannes eurer Literatur, welches vor einigen Monaten gespielt wurde.*) Er wollte eine solche Scene auf's Theater bringen, aber alle Maulaffen des Parterre's haben die Scene als unmoralisch auf's Schmählichste ausgepfiffen. Ich habe Alles gesagt, denn was das Zieraffenthum betrifft, so gehen die Weiber noch über die Männer. Unter den drei oder vierhundert Unvernünftigen, welche sich darüber empörten, daß ein Vater sich mit allem dem beschäftigte, was seinen künftigen Schwiegersohn betraf, gab es bestimmt hundertundfünfzig, die nicht so ehrenvoll wie dieser Bursche Firions aus dem medicinischen Besuche hervor gegangen wären, wenn sie ihn hätten machen müssen.“

„Das Alles scheint mir sehr nett,“ sagte Luizzi, „aber die Entwicklung scheint mir schwer herbei zu führen, besonders mit Natalien.“

„Mit Natalien war die Entwicklung die leichteste Sache von der Welt. Es bedarf nichts, als mit sich wohl über das einverstanden zu sein, was man will. Ich habe Dir schon gesagt, daß die Weiber das Unrecht begehen, mit den Männern nicht offen zu sein, sie haben aber noch das weitere Unrecht, gegen sich selbst nicht offen zu sein. Sie treiben die Verschmitztheit so weit, sich selbst zu betrügen, und es gibt darunter einige, die, nachdem sie alle Vorbereitungen zu ihrem Falle getroffen haben, doch zuletzt sich überreden, daß sie überrumpelt worden seien.“

---

*) Der falsche Bonhomme von Lemercier.

„Ich bin ganz Deiner Ansicht," sagte der Baron, „aber dennoch begreife ich nicht, wie unter solchen Umständen ein Mädchen, wie Natalie, die Vorbereitungen zu ihrem Falle machen konnte."

„Guter Freund," sagte der Teufel mit verächtlicher Miene, „Du bist selbst nicht im Stande, eine komische Oper zu schreiben; es gibt tausend sehr einfache, und tausend sehr sinnreiche Mittel, um zu einem solchen Ziele zu gelangen."

„Vielleicht," sagte Luizzi, „aber wenn die Hindernisse nicht von der Schamhaftigkeit des Weibes herrührten, so konnten sie aus der Enthaltsamkeit des Bauern hervor gehen. Es handelt sich, wie mir scheint, darum, diesem Tölpel begreiflich zu machen, daß er einer Frau gefallen könne, daß ihn der Vater derselben um 24,000 Franken gekauft habe, und daß er dafür eine Wittwe trösten könne, die am Abende zuvor ihren Mann verloren hatte. Glaubst Du, daß dieses sehr leicht sei?"

„Die in solche Ausdrücke gekleidete Frage," sagte der Teufel, „wäre, ich gebe es zu, eine schwer zu lösende gewesen. Leute niedrigen Standes hegen gegen Frauen von einem gewissen Range eine eben so dumme Verachtung, als eine dumme Ehrfurcht; sie glauben gerne, daß sie als Liebhaber alle Männer ihrer Welt, welche berechtigt sind, sie zu besuchen, haben, und daher ist es nur Schlimmes, was sie von ihnen denken. Auf der andern Seite aber können sie sich nicht vorstellen, daß die Schwachheiten dieser Frauen bis zu Menschen ihrer Gattung hinab steigen können, und in dieser Hinsicht müssen sie sich, damit sie zu begreifen wagen, daß sie ihnen gehören wollen, hingeben, oder vielmehr auf die deutlichste Weise sich ihnen anbieten. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, war jedoch die Sache schwer zum Ziele zu führen. Aber in einer kleinen, abgelegenen Wohnung befand sich eine hübsche, lebhafte, willfährige Magd, in dieses Haus führte Fi-

rion den Bauern, nachdem sie von dem Arzte weggegangen waren, die Magd machte gegen den Neuangekommenen die Ehrenbezeugungen der Hausfrau, und ließ dabei geschickt durchblicken, daß ihr Wohnzimmer ganz nahe bei dem liege, welches man dem Stellvertreter bestimmt hatte."

„Was!" sagte Luizzi, „Natalie spielte eine solche Rolle! Dieses Weib erniedrigte sich so weit, durch Koketterien die Liebe eines Burschen aufzuregen."

„Lieber Baron," entgegnete der Teufel, „Sie sind von lauter tollen Erklärungen besessen; ich bemerke Ihnen, daß es eine ungeheure Lächerlichkeit ist, sich einer Rede oder einer Erzählung in ihrem Laufe zu bemächtigen, um sie auf eine der Wahrheit widerstreitende Weise zu beendigen. Es gibt in der Welt viele Menschen, welche diese traurige Gewohnheit haben. Ich weiß nicht, wie es Andere damit halten, aber mir machen sie die Wirkung wie jene Tölpel, die die Finger in eure Schüssel bringen, in euer Brod oder in eure Pfirsche beißen und dann den übrig gebliebenen Bissen zurück geben, indem sie sagen: „Ha, das gehört nicht mir, nehmen Sie Ihr Eigenthum, was daran geblieben, ist gut, Sie können es vollends essen." — Traue Du diesem Hange nicht, er kann tödtlich sein. Es gibt Menschen, die Dir nie verzeihen werden, daß Du ihnen die Wirkung eines witzigen Einfalls geraubt hast. Wenn übrigens etwas Anziehendes oder vielmehr Ungewöhnliches in der Handlungsweise des Fräuleins Firion liegt, so ist es, bei Gott, nicht das, daß sie am Tage nach dem Tode ihres Mannes einen Liebhaber gehabt hat; die Geschichte der Matrone von Ephesus ist eine Zeitgenossin der heiligen Schrift, und die Menschheit ist, seit sie existirt, immer von demselben Fleische. Was die Geschichte Fräuleins Firion sehr als Ausnahme erscheinen läßt, ist das, daß sie den nicht kannte, nie gesehen hat, nicht sehen und nicht kennen

wollte, der ihr das heiligste und stärkste Gefühl, die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, geben sollte."

„Was!" rief Luizzi.

„Ja, mein Lieber," entgegnete der Teufel. „Nachdem die junge Magd dem Bauern hinlänglich begreiflich gemacht hatte, daß die schönen Bursche für die schönen Mädchen geschaffen seien, fand Firion Mittel, ihn bei eingetretener Nacht weit von seiner Wohnung auf eine Stunde lang weg gehen zu lassen. Während dieser Zeit fuhr ein Wagen von derselben weg, und ein anderer kam an; als dann der Bauer zurück kam, wachte Firion allein, das Mädchen war schlafen gegangen. Firion entfernte sich und empfahl dem großen Bengel, in sein Zimmer zu gehen und sich nieder zu legen. Aber er irrte sich an der Thüre und ging nicht in sein Zimmer, er fand das der hübschen Magd und drang in dieses mitten in der tiefsten Finsterniß ein."

„Und da war Natalie?" sagte Luizzi mit einer sehr ehrenwerthen Art des Erstaunens und des Unwillens.

„Wer kann sagen, daß es Natalie war?" entgegnete der Teufel. „Der Bursche konnte es nicht, der vor Anbruch des Tages aus dem Zimmer weg ging und am folgenden Morgen durch Firion auf zwanzig Stunden von da weg geschickt wurde."

„Wenn es nicht der Bursche kann," sagte Luizzi, „so kann es wenigstens Firion."

„Er ist todt."

„So kann es Natalie selbst, nicht wahr?"

„Es gibt noch etwas anderes," sagte der Teufel, „nämlich, daß neun Monate und zwei Tage nach dem Tode des Barons von Bergh in den Civilstandsregistern des dritten Arrondissements der Stadt Paris eine Inscription erfolgte, welche die legale Geburt des Herrn Anatole Isidor von Bergh constatirte, dieses hübschen, kleinen, jungen Mannes, welchem die Dumm-

köpfe, die das Glück hatten, den verstorbenen Baron von Bergh gekannt zu haben, sagen, daß er seinem Herrn Vater ungeheuer gleiche."

„Also," sagte Luizzi, aufs Höchste erstaunt, „war diese Frau ....."

„Diese Frau war," antwortete der Teufel, „was ich gesagt habe: Giftmischerin und Ehebrecherin; denn wenn auch der Ehebruch zunächst darin besteht, daß man die Kinder eines Andern in die Familie seines lebenden Mannes einschmuggelt, so scheint es mir doch noch viel origineller, sie in die Familie des verstorbenen Mannes einzuschwärzen. Das ist der Ehebruch nach dem Tode des Mannes, eine neue Sache."

„Und niemand in der Welt kann einem das Verbrechen in das Gesicht sagen, und einen Vorwurf damit machen?" sagte Luizzi.

„Niemand, Dich ausgenommen, und ich überlasse es Dir, ob Du es thun willst."

„Und dann," sagte Luizzi, „hat sie keine andern Launen gehabt?"

„Keine andern!"

„Aber das ist ein unmögliches Ereigniß."

„Ein kaltes Herz, ein kalter Geist und ein kalter Körper werden hinreichen, Dir es begreiflich zu machen. Wenn Natalie zu einer andern Zeit geboren worden wäre, oder wenn sie eine strenge Erziehung erhalten hätte, so würde sie wahrscheinlich entweder eine jener geworden sein, welche die Verehrung einer Tugend, die ihnen die Natur sehr leicht gemacht hatte, bis zu einem barbarischen Despotismus trieben, oder eine jener tugendhaften alten Jungfern, welche zur Klasse der Weiber gehören, wie die Taubstummen zur Menschheit; sie haben von der Liebe so wenig einen Begriff, als diese von dem Schalle. Gleich diesen sehen sie nur, was körperlich ist; das Einverständniß, welches zwischen zwei Liebenden besteht, erscheint ihnen wie das durch die Stimme herbeigeführte Einverständniß den Tauben

erscheint, und da nichts weder dem einen noch dem andern den Sinn zu geben vermag, welcher ihnen fehlt, so werden sie neidisch auf die, welche ihn besitzen. Daher kommt es auch, daß die Taubstummen und die alten Jungfern fast immer argwöhnisch, schmähsüchtig und unbarmherzig sind. In Deinem ganzen Leben, Baron, mußt Du unvollständigen Geschöpfen mißtrauen; nur diese sind die wahrhaft bösen."

X.

Kleine Niederträchtigkeit.

Als Luizzi auf diese neue Theorie des Teufels antworten wollte, trat sein Kammerdiener ein und behändigte ihm, während er Herrn von Mareuilles meldete, ein Billet. Ehe Luizzi seinem Kammerdiener den Befehl, niemand vorzulassen, wiederholen konnte, erschien der Dandy auf der Schwelle des Schlafzimmers und rief lachend, und indem er mit seinem Rohre auf das von Luizzi noch nicht geöffnete Billet zeigte:

„Ich wette, daß es von Laura ist."

„Ich glaube nicht," sagte Luizzi mit Laune, „denn es scheint mir, daß ich diese Handschrift kenne, und niemals habe ich einen Brief von Frau von Farkley erhalten."

Indem Luizzi seinen Blick von seiner Zimmerthüre ab und auf sein Bett wendete, bemerkte er, daß der Fauteuil, den einen Augenblick zuvor der Teufel inne gehabt hatte, leer war.

„Nun, wo ist er denn?" rief der Baron in der ersten Aufregung der Ueberraschung.

„Wer denn?“ sagte Mareuilles.

„Ach, der Herr,“ sagte Luizzi, „dem ein Name nicht schnell genug einfiel, um diesen statt dessen zu nennen, den er nicht aussprechen durfte, der Herr, der so eben da war.“

„Ha, Sie sind närrisch geworden!“ entgegnete der Dandy. „Ich habe niemand gesehen. Uebrigens bitte ich Sie um Verzeihung, daß ich Sie so früh störe; aber gestern, nachdem Sie aus der Oper weggegangen waren, hörte ich von Frau von Marignons Entschlüsse hinsichtlich Ihrer, und ich komme, um mit Ihnen darüber zu sprechen. Ich will Ihnen, mein lieber Freund, keine Predigt halten, indem das unter jungen Leuten nicht gewöhnlich ist; aber in der That haben Sie mich auf eine sehr wenig verpflichtende Weise blosgestellt. Sie wissen, unter welchem Titel ich bei Frau von Marignon eingeführt bin; Sie wissen, daß ihre Tochter eine sehr ansehnliche Partie ist, an welche meine Familie schon sehr lange für mich denkt. Ich führe meine jugendlichen Thorheiten mit der möglichsten Vorsicht aus, damit sie mir nicht schaden; Sie werden daher zugestehen, daß es unerträglich ist, wegen derer von Andern compromittirt zu werden.“

„Meiner Treu,“ erwiederte Luizzi, „ich bin entzückt, daß das Ihnen, mein lieber Herr von Mareuilles, mißfallen hat; denn ich habe von Frau von Marignon ein Billet erhalten, das nur eine Frau ohne Mann und ohne Sohn schreiben konnte. Wenn Sie in Ihrer Eigenschaft als künftiger Schwiegersohn die Verantwortlichkeit Ihrer Grobheit auf sich nehmen wollen, so werden Sie mir wahrhaft einen Dienst erweisen.“

„Wenn dieses,“ antwortete Herr von Mareuilles, „geschehen kann, ohne dem Eintrag zu thun, was wir uns für den Dienstag zugesagt haben.“

„Nicht mehr als billig,“ versetzte Luizzi, „und da ich glaube, daß es eine eben so große Thorheit ist, sich wegen der Verehrung der Welt der Frau von Marig-

non zu schlagen, als wegen des Vertrauens, welches ich in Frau von Farkley setzen kann, so werden Sie wohl finden, daß der morgende Tag ein Faschingstag ist."

„Sie machen Witze, Herr von Luizzi," sagte Herr von Mareuilles verächtlich.

„Und Sie Albernheiten," antwortete der Baron.

„Zuverläßig nicht so, wie Sie," sagte Mareuilles lachend. „Denn Sie haben die Albernheit, zu glauben, daß eine Frau, die Ihnen am Morgen nach dem Tage schreibt, an welchem sie Sie zum erstenmale gesehen hat, nicht dasselbe gegen mich oder viele Andere eben so gut thun konnte."

„Aber dieses Billet ist nicht von Frau von Farkley," antwortete Luizzi, welcher mehr und mehr die Handschrift zu erkennen glaubte.

„Nun," sagte Mareuilles, „wenn dies der Fall nicht ist, so habe ich zufällig einmal Unrecht gehabt; aber ich bin dennoch so sehr von dem Gegentheil überzeugt, daß ich mich verpflichte, mich bei ihr zu entschuldigen, wenn ich mich getäuscht habe; wenn es aber von Frau von Farkley ist, so gebe ich Ihnen den freundschaftlichen Rath, aus dem Allem nicht einen ernstlichen und kränkenden Scandal zu machen, und zu Frau von Marignon zu gehen, um ihr Ihr Bedauern über das Stattgehabte auszusprechen, sich selbst aber nicht wegen einer Frau, wegen welcher es sich der Mühe nicht lohnt, so bloszustellen, daß man mit den Fingern auf Sie zeigt."

Luizzi antwortete nicht, erbrach das Siegel ungeduldig und betrachtete die Unterschrift. Es war die der Frau von Farkley. Es ist schwer, das Gefühl des Unwillens und des Schmerzes auszusprechen, welches sich Luizzi's bei diesem Anblicke bemeisterte. Wenn er die inneren Gefühle des menschlichen Herzens besser gekannt hätte, würde er, daß ihm diese Frau nicht gleichgültig sei, durch den Zorn begriffen haben, den

er darüber empfand, daß er sie die schlimme Meinung bestärken sah, welche man von ihr hegte. Er las das Billet, sein Inhalt war folgender:

„Mein Herr.

Ich fürchte, daß ich mich zu dem Ihnen bestimmten Rendezvous morgen Abends auf dem Balle der Oper nicht begeben kann. Wenn Sie nach der Erklärung der letzten Worte, welche ich zu Ihnen gesprochen habe, verlangen, so kann ich sie Ihnen jetzt geben; belieben Sie daher diesen Abend mich bei Ihnen zu erwarten, ich werde um zehn Uhr dort sein."

Luizzi war verblüfft und in dem Erstaunen, in welches ihn die Schamlosigkeit dieser Frau versetzte, reichte er schweigend Herrn von Mareuilles dieses Billet hin, und dieser brach sogleich in ein schallendes Gelächter aus.

„Das übersteigt alles Glaubliche!" rief er. „Aber halt, wenn Sie mir folgen wollen, so bleiben Sie nicht zu Hause, gehen Sie vielmehr zu Frau von Marignon. Ich werde ihr in aller Zartheit das Opfer melden, welches Sie ihr bringen; sie wird Ihnen sehr verpflichtet hiefür, und Alles wird vergeben sein."

„Sie haben Recht," sagte Luizzi, „obgleich es mich Ueberwindung kostet, Frau von Farkley nicht zu zeigen, daß ich nicht ihr Gimpel bin, obgleich ich bedaure, ihr die Lection nicht geben zu können, die sie verdient."

„Das Beste und das Grausamste wird sein," entgegnete Mareuilles, „wenn Sie ihr antworten, daß Sie sie erwarten, daß Sie aber in der That sie nicht erwarten."

Luizzi glaubte die Hälfte dieses Raths befolgen zu müssen, er behielt sich in Folge seiner Gedanken vom vorigen Abende vor, die andere Hälfte zu befolgen, oder nicht zu befolgen; das heißt, er fing damit an, der Frau von Farkley zu antworten, daß er sie bei sich erwarte.

Als der Abend herbeikam, hatte Luizzi seinen Groll verloren; er rief sich diese Frau in der Oper ins Gedächtniß zurück, wie sie da so anmuthig, so lieblich war; er machte es sich zum Vorwurfe, den leeren Ansichten der Welt einige Stunden eines Genusses opfern zu wollen, der seiner Meinung nach äußerst anziehend werden mußte.

Luizzi war eines jener Geschöpfe, welche bestimmt sind, ein sehr bewegtes Leben in Mitte der gewöhnlichsten Begebenheiten hinbringen zu müssen. Dergleichen Menschen machen aus der geringsten Entscheidung einen Gegenstand innerer Kämpfe. Sie zögern, über die Straße zu gehen eben so lang, als Cäsar zögerte, den Rubicon zu überschreiten, und weil sie sich für diesen ihren innerlichen Kampf sehr interessiren, so glauben sie, eine äußerst interessante Handlung vollbracht zu haben. So brachte der Baron zwei Stunden damit zu, um vor sich selbst die Sache seines Vergnügens gegen obige Betrachtungen zu vertheidigen.

An den Ruf der Frau von Farkley dachte er durchaus nicht; es schien ihm kein großes Verbrechen, ein scandalöses Abenteuer so vielen andern scandalösen Abenteuern Laura's beizufügen. Das Einzige, was er bedauerte, das war das Ergötzen an ihrer Niederlage. In dem Kampfe, den er an diesem großen Tage zu kämpfen hatte, stritten nur Selbstsucht und Eitelkeit mit einander.

Er besiegte indessen sein Bedauern, jedoch nur darum, weil er sich einbildete, es sei vielmehr Wind damit zu machen, diese Frau nicht besiegt zu haben, als damit, sie besiegt zu haben. Um neun dreiviertel Uhr ging er von seiner Wohnung weg und als es zehn Uhr schlug, kündigte man den Baron von Luizzi bei der Frau von Marignon an.

Es ist unmöglich, den Eindruck zu schildern, welcher sein Eintreten zu dieser Stunde verursachte; alle Blicke richteten sich zu gleicher Zeit auf die Uhr, und

Luizzi wurde dann mit dem schmeichelhaftesten Beifallklatschen empfangen. Alle Damen empfingen ihn mit Anmuth und unerhörter Zuvorkommenheit, und Frau von Bergh trieb die Bewunderung dieses Zuges von Heldenmuth so weit, daß sie ihm ihren Sohn Anatol von Bergh vorstellte. Frau von Marignon reichte dem Barone die Hand und bat ihn fast um Entschuldigung wegen des Briefs, den sie ihm geschrieben hatte; Fräulein von Marignon, die an Luizzi nie ein Wort gerichtet hatte, zog ihn mit entzückender Vertraulichkeit über die neuen Albums zu Rathe, die man ihr geschickt hatte, und Frau von Fantan lud Luizzi ein, sie mit seinen Besuchen zu beehren. Diese Einladung schlug Herrn von Mareuilles Laune etwas nieder, er war über den Erfolg, den er seinem Freunde Luizzi bereitet hatte, erschrocken, und nahm daher Gelegenheit, ihm ganz leise zu sagen:

„Fräulein von Fantan ist eine sehr junge und eine sehr schöne Person, und wird sehr reich werden; merken Sie sich das wohl."

Der Taumel Luizzis war so groß, daß zwei Stunden für ihn dahin schwanden, ohne daß er etwas anderes als die Freude über seinen Erfolg empfand; nie trug er den Kopf höher, nie sprach er größere Worte. Während dieser beiden Stunden war er wahrhaft der König der Unterhaltung bei Frau von Marignon; er hatte muntere Einfälle, Witz, treffende Worte, und um Mitternacht verließ er stolz, triumphirend, voll von der besten Meinung über sich selbst diesen Salon, aus dem er am Abende zuvor fast heimlich und mit einer gewissen Reue weggegangen war. Am Abende zuvor hatte er mit der Welt für eine Frau zu kämpfen versucht, welche die Welt verdammt hatte, und diesen Abend hatte er dieselbe Frau, der größten Schmach vor derselben Welt preisgegeben.

Dieses erklärt vielleicht, warum, wie Molière sagt, der Mensch ein abscheuliches Thier ist.

Die wenigen Minuten, welche zwischen Luizzis Wohnung und der der Frau von Marignon lagen, waren nicht hinreichend, um den Baron von seinem Entzücken nüchtern zu machen, und noch nie hatte er seinem Kammerdiener mit mehr Anstand, mit mehr Selbstgefälligkeit seine Handschuhe, seinen Hut und seinen Mantel hingeworfen, als an diesem Abende. Luizzi war der Mann nicht, um einem Diener gegenüber Albernheiten zu begehen; aber er war in diesem Augenblicke so sehr von sich selbst eingenommen, daß er plötzlich mit einem ganz eigenthümlichen und albernen Tone ausrief:

„War diesen Abend jemand da?“

„Ja, Herr Baron, eine Dame,“ antwortete der Kammerdiener.

„Es ist wahr,“ sagte Luizzi mit staunender Miene, „ich hatte es vergessen; ich begreife nicht, wie ich es vergessen habe, und was hat sie gesagt?“

„Sie hat gesagt, daß sie die Zurückkunft des Herrn Baron abwarten wolle.“

„Ah,“ sagte Luizzi, dessen zuversichtlicher Ton durch diese Neuigkeit plötzlich geändert wurde, „und wie lange hat sie gewartet?“

„Aber, Herr Baron, sie hat bis jetzt gewartet,“ sagte der Diener, „sie befindet sich in Ihrem Zimmer.“

„In meinem Zimmer?“ versetzte Luizzi.

„Ja, Herr Baron, ich will sie benachrichtigen, daß Sie nach Hause gekommen sind.“

„Das ist unnütz,“ sagte der Baron verstimmt, „das ist unnütz, lassen Sie mich allein, und kommen Sie nicht eher, als bis ich Ihnen läute.“

Der Baron ging sogleich in sein Zimmer.

XI.

Zweiter Armsessel.

Wer sie will, der wird sie haben.

Das Gefühl, welches in dem Herzen des Barons herrschte, als er die Thüre öffnete, war eine ziemlich unzusammenhängende Mischung von Zorn, Ueberraschung und Aerger. Diese Frau wollte ihm den Erfolg verderben, den er bei Frau von Marignon erlangt hatte, und es war wahrscheinlich, daß sie nicht aus derselben Ursache geblieben sei, welche sie hergeführt hatte. Luizzi erwartete wenigstens eine Scene, und er war daher sehr erstaunt, als er statt einer erzürnten Frau, wie er sich Frau von Farkley vorgestellt hatte zu finden, eine in Thränen zerfließende fand, die, als sie sich ihm nahte, die Hände faltete und ihm in einem verzweifelten Tone sagte:

„O, mein Herr, mein Herr, Ihnen war es vorbehalten mich mit meinem letzten Unglücke niederzuschmettern."

„Mir, Madame?" entgegnete Luizzi mit einer sehr freien Miene; „ich weiß in der That nicht, was Sie sagen wollen, von welchem Unglück Sie sprechen?"

Frau von Farkley betrachtete Luizzi erstaunt und sagte ruhig zu ihm: „Betrachten Sie mich wohl, mein Herr, erkennen Sie mich?"

„Ich erkenne Sie für eine sehr schöne Dame, welche ich gestern bei Frau von Marignon gesehen, welche ich in der Oper getroffen habe, und von der ich nicht hoffte, das Glück zu haben, Sie diesen Abend bei mir zu empfangen."

„Was war denn," entgegnete Laura, „der Grund,

aus welchem Sie sich bei Frau von Marignon neben mich gesetzt haben?“

Luizzi senkte bescheiden die Augen, und antwortete mit der bescheidenen Impertinenz eines Mannes, welcher fürchtet, sich mit einem Erfolge zu rühmen:

„Aber, es sollte Ihnen nichts Außerordentliches scheinen, zu sehen .... daß jeder, wer es auch sei, Sie kennen zu lernen sucht.“

Bei dieser Antwort veränderte sich das Gesicht der Frau von Farkley, eine plötzliche Blässe überzog dasselbe, und sie antwortete mit aufgeregter Stimme:

„Ich begreife Sie, mein Herr. Es darf mir nichts Außerordentliches scheinen, daß... jeder, wer es auch sei, verlangt, mein Geliebter zu werden!“

„O, Madame!“

„Das war Ihr Gedanke, mein Herr,“ entgegnete Frau von Farkley, welche nur mit Mühe ihr Schluchzen unterdrückte.

Fast zu gleicher Zeit aber schien sich Laura durch eine heftige Anstrengung ihrer Nieren zur Herrin über ihre Aufregung zu machen, und sie entgegnete mit einer Stimme, welche eine Munterkeit peinlich affectirte:

„Das war Ihr Gedanke, mein Herr; aber ich glaube nicht, daß Sie seine ganze Kühnheit ermessen haben. Wissen Sie, daß es sehr gefährlich ist, der Liebhaber einer Frau zu werden, wie ich bin?“

„Ich bin nicht weniger muthig, als ein Andrer,“ antwortete Luizzi mit einem Lächeln voll von der höchsten Impertinenz.

„Sie glauben,“ sagte Frau von Farkley, „wohlan, ich schwöre Ihnen, mein Herr, daß Sie Furcht haben werden, wenn ich Ihre Huldigungen annehme.“

„Belieben Sie, meinen Muth auf die Probe zu stellen,“ sagte Luizzi, „und Sie werden sehen, wessen er fähig ist.“

„Nun,“ sagte Frau von Farkley, indem sie aufstand, „ich werde Ihre Gebieterin sein, mein Herr;

allein vorher müssen Sie das wissen, was Sie ohne Zweifel schon argwohnen, daß ich ein verlorenes Weib bin."

„Wer sagt dieß?" versetzte Luizzi, indem er die Aufregung der Frau von Farkley zu beschwichtigen suchte.

„Ich, mein Herr, die ich mich nicht täusche; ich, mein Herr, die ich schon viele Jahr all' die Verläumdungen erduldet, deren Opfer ich geworden bin; ich, mein Herr, die sie einmal mit Recht verdienen will, die ich Sie dazu ausgesucht habe und die Ihnen gehört ... wenn Sie es wagen, mich zu nehmen."

Diese so rasche und so bestimmte Erklärung überraschte den Baron, und einige Augenblicke lang war er sehr in Verlegenheit; Frau von Farkley setzte sich wieder und sagte mit schmerzlichem Lächeln:

„Ich habe Ihnen wohl gesagt, mein Herr, daß Sie Furcht haben würden."

„Davon ist nicht die Rede," sagte Luizzi, indem er sich zu sammeln suchte, „aber ich gestehe Ihnen, daß ein so großes und so plötzliches Glück mich überrascht hat, daß ich weit entfernt war, zu erwarten ..."

„Sie lügen, mein Herr," entgegnete Frau von Farkley, „Sie hielten es nur für weniger leicht, und Sie rechneten auf die Ehre einer Vertheidigung, deren ich mich, wie Sie sehen, zu entheben weiß."

Luizzi war außer sich, er hatte sich eine so große Schamlosigkeit nicht vorgestellt, oder er setzte wenigstens nicht voraus, daß wenn ihn Frau von Farkley habe foppen wollen, sie es in seinem Hause und zu einer solchen Stunde thun würde. Er schwieg einen Augenblick, und sagte endlich: „in der That Madame, ich begreife Sie nicht ..."

„Dann bleibt mir nichts übrig," sagte Frau von Farkley, „als mich zurück zu ziehen, nur," fuhr sie fort, indem sie die Hand auf ihre Handschuhe legte, „messe ich Ihnen genug Ehre bei, daß Sie bestätigen werden, und zwar auf eine Weise, daß man Ihnen

glaubt, daß die Frau, welche Nachts zehn Uhr zu Ihnen kam und Morgens ein Uhr weg ging, Ihnen nicht nachgegeben hat, wie man sagt, daß sie so vielen andern nachgegeben habe."

Laura stand auf, um weg zu gehen, und in diesem Augenblicke erkannte Luizzi die ungeheure Lächerlichkeit, mit welcher er sich dieser Frau gegenüber bedeckt hatte. Er errieth auch, daß die Ungereimtheit, welche den glücklichen Erfolg für ihn bei Frau von Marignon herbei geführt hatte, bei seinen Freunden für eine Einfältigkeit gelten werde. Was übrigens ein Verstoß gegen den guten Geschmack um zehn Uhr Abends war, wurde zur brutalen Grobheit um Mitternacht. Man kann das von einer hübschen Frau gegebene Rendezvous nicht annehmen; aber man jagt sie nicht aus dem Hause, wenn man sie darin findet. Er ergriff also die Hände der Frau von Farkley, nöthigte sie in dem Augenblicke zum Niedersitzen, in welchem sie weg gehen wollte, und sagte ihr mit mehr Artigkeit, als er bisher gezeigt hatte:

„Ich weiß wahrhaftig nicht, welche Thorheiten wir uns da beide sagen, Sie haben Recht, über die Grobheit meiner Abwesenheit erzürnt zu sein; aber gehört sie unter die Fehler, welche sich nicht mehr verbessern lassen? Eine oder zwei Stunden üblen Benehmens, oder vielmehr wahrhaften Deliriums sollten nicht zu Gunsten einer Hingebung oder einer Liebe verziehen werden können, welche Sie so trefflich einzuflößen wissen?"

Frau von Farkley nahm ihren Platz wieder ein und antwortete in einem immer noch ernsten Tone:

„Ich bin sehr neugierig, zu sehen, wie Sie, mein Herr, dieses üble Benehmen und dieses Delirium, wie Sie es zu nennen belieben, erklären werden."

In diesem Augenblicke kam Luizzi ein seltsamer Gedanke; es war der Gedanke, dessen Ausführung er sich für den Fall zugesichert hatte, wenn er Madame

Dilois wieder finden würde. Frau von Farkley um zehn Uhr, wo sie sich ihm vorgestellt hatte, besiegt zu haben, sie besiegt zu haben, wie so viele Andere, denen sie nachgegeben, oder denen sie sich hingegeben hatte, das hatte nichts sehr Anziehendes; aber diese Frau zu besitzen, nachdem man ihr gezeigt hatte, daß man nicht wolle, sie dahin zu führen, daß sie ernstlich an eine aufrichtige und fast thörichte Leidenschaft glaube, nachdem man sie mit vollständiger Verachtung beschimpft hatte, das schien Luizzi eine ganz neue und originelle Sache, welche die Mühe lohne, versucht zu werden, besonders einem so geschickten Weibe, wie Frau von Farkley, gegenüber. Von diesem Augenblicke an verlangte er sie, wie wenn er sie geliebt hätte.

Diese Betrachtungen durchflogen des Barons Kopf wie ein Blitz, und er versetzte, indem er sich sanft gegen Laura neigte:

„Nein, Madame, nein, es ist keine so schwere Sache, Ihnen dieses üble Benehmen und dieses Delirium zu erklären. Sie waren freimüthig genug gegen mich, daß ich Ihnen diese Erklärung geben kann; aber ich gestehe Ihnen, daß es mir, wenn Sie es nicht so vollständig gewesen sein würden, eine Unmöglichkeit geblieben wäre, mich vor Ihnen zu rechtfertigen."

„Ich werde entzückt sein, zu sehen," erwiederte Frau von Farkley, „daß mir, einmal in meinem Leben, meine Freimüthigkeit zu etwas gedient habe; denn sie wird mir gedient haben, mein Herr, wenn Sie mir beweisen können, daß Ihre Abwesenheit nicht eine Beleidigung war, und daß Alles, was Sie mir seit Ihrer Zurückkunft sagten, nicht eine neue Beschimpfung ist."

„Ich werde mich Ihrer Freimüthigkeit nicht bedienen, um gegen Sie zu fehlen. Ja, Madame, meine Abwesenheit war eine Beleidigung, und meine Worte waren eine Beschimpfung."

„Und Sie wollen sie entschuldigen?" sagte Frau von Farkley bitter.

„Ich weiß nicht, wohin ich damit gelangen werde," sagte Luizzi; „jedenfalls werde ich Ihnen die Wahrheit sagen, und dann werden Sie über mich urtheilen."

„Ich höre Sie."

„Sie haben mir ein sehr ernstes Wort gesagt und ich bitte Sie aus dem Grunde meines Herzens um Verzeihung, daß ich es Ihnen wiederhole; Sie haben mir gesagt: „Ich bin ein verlorenes Weib."

Dieses Wort, welches Frau von Farkley in der Hitze ihres Zorns ausgesprochen hatte, machte sie, als es jetzt aus Luizzi's Mund kam, erblassen; er bemerkte es, wurde gerührt und nahte sich ihr; aber sie wies ihn durch ein leichtes Zeichen der Hand zurück und sagte mit erstickter Stimme zu ihm:

„Es ist nichts, fahren Sie fort."

„Wohlan, Madame," entgegnete Luizzi, gleich einem Manne, der sich zu sprechen zwingt, „dieses Wort erklärt Ihnen mein Benehmen."

„Ja," sagte Laura traurig, „ich begreife Ihre Verachtung, dennoch ist es selten, daß ein Mann eine Frau, wer sie auch sei, so grausam, besonders dann verletzt, wenn diese Frau ihm durchaus kein Uebel zugefügt hat."

„O, das ist es nicht, Madame," entgegnete Luizzi.

Und von diesem Augenblicke an, faßte er den Gedanken, den er bis ans Ende festhielt, mit einem Tone voll Rührung zu sprechen, und fuhr fort:

„O, das ist es nicht Madame, was mich dahin gebracht hat, Sie zu beleidigen. Was mich so grob, so unwürdig, so grausam gemacht hat, ist das, daß ich fühlte, daß ich Sie zu lieben beginne."

„Sie!" rief Laura, welche den Ausdruck einer hoffnungsvollen Bangigkeit nicht unterdrücken konnte. „Sie mich lieben?"

„Ja, Madame," versetzte Luizzi, indem er sich in der Rolle seiner Comödie begeisterte; „ja Madame,

und Sie müssen einsehen, daß ich in dem Augenblicke, in welchem ich diese Liebe in mir entstehen fühlte, zittere, mich fürchten mußte, wie Sie gesagt hatten; denn, wie Sie ja auch gesagt, Sie sind verloren. Und dennoch sind Sie schön, von einer so mächtigen Schönheit, welche die Einbildungskraft verwirrt. Sie haben einen jener unerklärlichen Reize an sich, welche es verursachen, daß sich die Männer wie Sklaven zu Ihren Füßen niederlegen; Sie sind eine jener Frauen, für die man, wie es mir scheint, sein Leben einsetzen können muß und noch mehr, seine Ehre und seinen Ruf. So, als Sie mir mit einemmale in das Herz und in die Gedanken wie ein verlornes Weib und wie als ein Weib gekommen sind, welches ich anbeten könnte, um alles darüber zu vergessen, so, Madame, habe ich in dem Augenblicke noch, wo ich die Kraft in mir fühlte, es zu können, vor dieser Liebe zurückgeschaudert, sie hat mich entsetzt. Die einzige Berührung, welche ich dadurch empfunden habe, gab mir im Voraus den Gedanken an die Leiden, welche sie mich ertragen lassen würde, wenn ich ihr mein ganzes Leben hingegeben haben werde. Eine solche Liebe muß abscheulich eifersüchtig werden, denn ich fühle, daß sie es schon gewesen ist; nicht eifersüchtig, wegen der Zukunft und wegen der Gegenwart, sondern eifersüchtig wegen der Vergangenheit, eifersüchtig über das, was keine Macht der Welt, selbst nicht Gottes Macht, ungeschehen machen kann. Man tödtet den Liebhaber einer Frau, die uns betrügt; man kann den Liebhaber tödten, dessen Erinnerung uns verhaßt ist; aber das, was man nicht tödten kann, Madame, das ist ein verlorner Ruf, das ist ein, wenn nicht schuldbelastetes, doch verirrtes Leben. Begreifen Sie den Schrecken einer unbedingten Liebe, einer Liebe, die sich ganz hingibt, einer Liebe gegenüber, welche die Vergangenheit durch Bruchstücke streitig macht, von welchen zehn, zwanzig, dreißig Liebhaber, jeder einen Theil zurückfordern können? Das

wäre eine Strafe der Hölle, eine Strafe, welcher ich Ihren Haß vorziehen würde."

Frau von Farkley erblaßte und zitterte, während Luizzi so sprach, er bemerkte es, und sagte sanfter:

„Ich scheine Ihnen ziemlich ungeschliffen, nicht wahr? Und ich würde es weniger gewesen sein, wenn ich Sie eben so wenig geachtet hätte, wie es Andere thun, wenn ich in Ihnen nicht eine Frau gesehen hätte, die mehr als eine Liebe von einigen Tagen nur verdient, wenn ich nicht durch jenen unerhörten Reiz beherrscht worden wäre, welcher Sie umgibt und in diesem Augenblicke mich so verwirrt macht, daß ich Dinge sage, welche Sie nicht hören sollten."

Während er so sprach, betrachtete Frau von Farkley Luizzi mit einer furchtsamen Freude und mit einem Entzücken, von welchem sie sich nicht losreißen zu können schien. Endlich machte sie eine heftige Anstrengung und antwortete dem Baron:

„Armand, täuschen Sie mich nicht? Armand, denken Sie, daß Sie in Ihren Händen die letzte Hoffnung eines Lebens halten, welches voll von Unglück war. Denken Sie, Armand, daß mich betrügen, mich morden heißt. Armand, antworten Sie mir, wie Sie Gott antworten würden, lieben Sie mich so, wie Sie sagen?

Der Baron, welcher seine Rolle leidenschaftlich genug spielte, war darüber erfreut, genau zu sehen, wie Laura die ihrige spiele, und antwortete ihr in der höchsten Begeisterung:

„Ja, Laura, ja, ich liebe Sie so; es ist die Leidenschaft eines Unsinnigen, eine Leidenschaft der Hölle."

„Nein," rief Laura, „der Himmel ist es, welcher sie Ihnen eingeflößt hat; Armand, diese Liebe ist ein Sühnopfer, und diese Liebe wird ein Glück sein, denn Sie werden vor derselben nicht zu erröthen haben."

Luizzi hatte bei diesen Worten alle Mühe, um nicht Grimassen zu machen; er legte sich in seinen Fauteuil zurück und wartete auf eine sehr romantische Geschichte, aus welcher Frau von Farkley weiß wie eine Taube hervorgehen würde. Aber statt fortzufahren hielt Frau von Farkley plötzlich inne.

„Nicht diesen Abend, Armand, nicht diesen Abend,“ sagte sie mit einem sanften, traurigen und glücklichen Ausdrucke, „morgen werde ich Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen; ein einziges Wort wird indessen genügen, Sie Ihnen zu erklären; aber dieses Wort auszusprechen, habe ich das Recht noch nicht; auf morgen.“

Luizzi hielt sie nicht zurück, er begnügte sich, ihr zu antworten:

„Auf morgen! an welchem Orte?“

„Nicht hier,“ entgegnete Laura, „aber ich werde es Ihnen sagen lassen; denn jetzt kann ich hieher nicht mehr anders zurückkehren, denn als Baronin von Luizzi.“

Armand hatte die Nachsicht, bei diesen letzten Worten nicht in ein Lachen auszubrechen, und er blieb gefaßt, bis er sie weg geführt hatte, aber als er in sein Zimmer zurück kehrte, konnte er sich nicht enthalten, zu sich selbst zu sagen:

„Das ist doch zu arg, und meine List hat einen zu schönen Erfolg gehabt. Frau von Farkley, Baronin von Luizzi! Entweder muß ich ein sehr guter Schauspieler sein, oder diese Frau muß mich für einen großen Einfaltspinsel halten.“

So weit war Luizzi mit seinem Selbstgespräche gekommen, als er den Teufel sah, der auf dem Armsessel saß, von welchem er diesen Morgen verschwunden war. Er rauchte ruhig die angefangene Cigarre aus.

„Ah! bist Du da,“ sagte der Baron lachend, „warum bist Du denn diesen Morgen geflohen, als wenn Du Dich selbst geholt hättest?“

„Glaubst Du, daß es mich nicht ärgert, meine Zeit mit Dir verlieren zu müssen und nun soll ich noch bei einer Unterhaltung mit einem Herrn von Mareuilles der Dritte sein?“

„Du hast in der That Recht,“ sagte Luizzi, „ich hatte vergessen, daß er es war, der Dich in die Flucht gejagt hatte. Und was willst Du hier?“

„Nun, die Geschichte der Frau von Fantan Dir erzählen, die Du von mir verlangt hast.“

„O! meiner Treue,“ sagte Luizzi, „ich habe keine Lust, sie zu hören. Es sind ohne Zweifel nur abscheuliche Abenteuer? Ich bemerke, daß das Leben der Frauen aus etwas anderem nicht zusammengesetzt ist, und ich gestehe Dir, daß ich anfange, davon satt zu sein.“

„Baron,“ versetzte der Teufel, „Du hast eine große Thorheit begangen, indem Du mich zwangst, zu erzählen, wenn ich nicht will; nimm Dich in Acht, nicht noch eine größere dadurch zu machen, daß Du Dich dann weigerst, mich zu hören, wenn ich sehr vertraulich sein will. Siehe auf, es ist Ein Uhr, Du hast noch eine Stunde, um mich zu hören, und eine Stunde, um ...“

„Herr Satan,“ sagte Luizzi, den Teufel unterbrechend, „ich habe Lust, zu schlafen, übrigens habe ich nicht mehr nöthig, unanständig gegen Frau von Marignon zu sein, ich kümmere mich sehr wenig darum, was Frau von Fantan gewesen sein kann, und ich bitte Dich folglich, mich in Frieden zu lassen.“

Satan gehorchte und Luizzi legte sich mit vergnügter Seele, wie ein Kaufmann zu Bette, welcher zur Verfallzeit bezahlt hat, oder wie der Feldgeistliche eines Regiments, welcher ein Dutzend alter Soldaten zum erstenmal hat communiciren lassen.

XII.

Fortsetzung des zweiten Armsessels.

Korrespondenz.

Als am Montag Morgens Luizzi erwachte, erhielt er folgenden Brief:

„Armand!

„Ich bin glücklich durch ein Glück, das Sie sich nicht vorstellen können; glücklich, den endlich gefunden zu haben, welchem ich Alles sagen, welchem ich mein ganzes Leben erklären kann; dieses Glück reißt mich hin, denn ich habe geschworen, dieses Geheimniß nicht früher zu enthüllen, als bis der, der eben so sehr als ich dabei betheiligt, es erlaubt haben wird. Aber als ich von Ihnen weg ging, fühlte ich mein Herz so voll von einer süßen Hoffnung, daß ich nicht warten konnte. Ich schreibe Ihnen. Ich schreibe Ihnen eine seltsame Mittheilung, denn ich werde die Namen derer, die sie betrifft, nicht einsetzen; Ihr Herz, Ihre Erinnerungen, Ihr Schmerz, ich will nicht sagen, Ihre Reue, werden sie errathen. Hören Sie mich also, Armand, hören Sie mich, Sie, der Sie gesagt haben, daß Sie mich lieben!

„Erinnern Sie sich noch der fast thörichten Unterhaltung, welche wir gestern Abend auf dem Ball der Oper gehabt haben, und in welcher ich Ihnen sagte, daß eine Frau, die einmal ihre Pflichten vergessen hat, dafür gelten kann, sie tausendmal vergessen zu haben? Und heute nun will ich Ihnen zeigen, wie eine Frau, welche niemals einen Fehltritt begangen hat, durch einen unerhörten Zusammenfluß von Umständen in das Verderben gestürzt werden kann."

„Hm, hm," sagte Luizzi bei dieser Stelle, „das scheint mir eine sehr geschickte Wendung. Ich wünschte nur, daß die Geschichte der Frau von Farkley, welche

ich jetzt lesen soll, nicht eine fünfzigste Auflage der Werke der Frau von Farkley sei, und daß sie sich die Mühe gegeben habe, eine noch nicht herausgegebene für mich zusammen zu setzen."

Nach dieser Betrachtung setzte sich Luizzi bequem in seinen Lehnstuhl, wie der Abonnent eines Lesekabinets, dem man eine Novelle, eine Erzählung oder einen Roman nach der Mode geschickt hat.

Diese Novelle, diese Erzählung oder dieser Roman fing also an:

„Sie wissen, daß ich die natürliche Tochter des Herrn Marquis von Andeli bin, ich habe es bis zu dem Tage nicht gewußt, an welchem mich das Unglück niedergeschmettert hatte. Sie wissen nicht, wer meine Mutter ist, und ich weiß nichts als ihren Namen, meine Mutter war aus einer vornehmen Familie von Languedoc und sie verheirathete sich sehr jung an einen Mann, welcher, da er gezwungen war, den Armeen zu folgen, sie sich selbst überlassen mußte. Sie hatte eine Tochter, aber die Liebe dieses Kindes konnte dieser glühenden Seele nicht genügen, sie traf den Marquis von Andeli, dieser liebte sie und sie liebte den Marquis. Zu jener Zeit hatte er eine sehr glänzende Administrativstelle in der Stadt inne, welche meine Mutter bewohnte. Er verlor diese Stelle und war gezwungen, sich sechs Monate vor meiner Geburt von ihr zu trennen. Meine Mutter kam in einer Bauernhütte nieder, in welcher sie sich verborgen hatte. Die Frau, welche ihr Hülfe leistete, trug mich fort und vertraute mich einer andern alten Frau an, die mich bis in mein fünfzehntes Jahr erzog, ohne mir über meine Geburt etwas zu enthüllen; man sagte, daß sie mich auf der Schwelle ihrer Thüre gefunden und aus Barmherzigkeit aufgenommen hätte. Ich glaubte es, und ich sah nichts, was mich hätte Verdacht schöpfen lassen, daß dieses die Wahrheit nicht sei. Ich zählte schon fünfzehn Jahre, als die

erste Tochter meiner Mutter sich verheirathete. Es ist unnütz, Ihnen zu sagen, wie sie meine Existenz erfuhr; aber eines Tages sah ich in mein erbärmliches Haus eine der schönsten und der reichsten Personen unserer Stadt eintreten. In einer Unterredung, bei welcher ich unglücklicher Weise nur einen Theil der Wahrheit erfuhr, sagte sie mir, daß ich die Tochter einer sehr hochgestellten Person aus ihrer Familie sei und daß sie deren Fehltritt beweine, ohne ihn verdammen zu können. Damals wußte ich noch nicht, was eine Mutter sei und welche Ehrfurcht ihr Name einflöße, und ich glaubte, daß allein der Stolz auf ihren Rang diese Frau hindere, mir den meinigen zu sagen; denken Sie, wie sehr ich erstaunte, als sie beifügte:

„Die Verirrungen Ihrer Mutter haben noch nicht aufgehört. Sie wurde Wittwe, sie hat ihren Wittwenstand wie ihre Ehe entehrt. Ein anderes Kind wurde von ihr verlassen, ein anderes Kind muß im Elende leben, ein anderes Kind ist einem Unglück überliefert, in welchem es vielleicht kein solches Mitleid finden wird, wie es Sie beschützt; Sie müssen sich dieses Kindes annehmen. Es ist Ihre Schwester, geben Sie ihm die Mutter, die ihm fehlt, ich werde Ihnen für Beide das Vermögen liefern, welches Sie nicht haben.“ Ich nahm es an, Armand, ich nahm es an.

„Die erste gute Handlung, welche ich in meinem Leben ausüben konnte, führte mein erstes Unglück herbei.“

„Ich zählte fünfzehn Jahre, ich war schön. Man erkannte an meinen fünfzehn Jahren nicht, daß die Barmherzigkeit einer sechzigjährigen Frau mich aufgezogen habe, und weil man mir nicht ein wenig Tugend zuerkennen wollte, beschuldigte man mich eines Verbrechens. Ich hatte gesagt, daß ich die Mutter dieses Kindes sein werde, man machte mich zur wirklichen Mutter.“

„Glücklicherweise wußte ein ehrbarer Mann, welcher in demselben Hause mit mir wohnte, besser als irgend Jemand, daß das Leben, welches ich geführt hatte, einen solchen Fehler unmöglich mache. Er schlug alle die Reden, welche über mich gingen, nieder und beehrte mich mit seinem Namen. Mein Vater, der endlich von meinem Leben Kenntniß erhalten hatte, bezahlte ihn für diesen Dienst, wenn sich ein solcher bezahlen läßt, dadurch, daß er mir eine sehr beträchtliche Mitgift zusicherte. So lebte ich einige Zeit lang glücklich und fast angesehen, oder vielmehr von der Verläumdung vergessen."

„Ein anderes, ziemlich außerordentliches Ereigniß führte mein Unglück herbei oder bereitete es vor. Der Vater meiner jungen Schwester, dessen Namen ich nicht kannte, der Vater dieses Kindes, welches ich wie meine Tochter, ungeachtet des vielen Verdrusses, die sie mir eingetragen, liebte, ihr Vater also, hatte schon früher in eine andere Familie als in die meiner Mutter Unordnung gebracht, und die edle Fremde, welche mir schon eine Waise anvertraut hatte, setzte mich davon in Kenntniß, daß ein junger Mann, der eben so verlassen worden war, wie ich und wie meine Schwester, im Elende fast verschmachte.

Ich, die ich wußte, was es schreckliches um ein so vereinzeltes Leben ist, welches sich an gar keine Liebe stützt, ich wollte auch ihm zu Hülfe kommen und öffnete ihm das Haus meines Mannes; ich gab ihm eine anständige Stellung und eine Familie. Diese zweite gute Handlung, war die Ursache meines zweiten Unglücks. Ein Mann, der mir für das hätte danken sollen, was ich gethan, ein Mann, der mir hätte sagen sollen: „Ich danke Ihnen, für das, was Sie für diesen Unglücklichen gethan haben," dieser Mann warf unbedacht eine viel zu grausame Bedeutung auf das Gerede des Publikums, welches mir meinen Schützling schon zum Vorwurf machte. Ein

schändlicher Scherz entwischte ihm und die Waise, die ich gerettet hatte, wurde mir als Liebhaber gegeben. Mein Mann erfuhr es, seine beleidigte Ehre, sein Zorn forderten keine Erklärung, er forderte den jungen Mann heraus, und tödtete ihn; einige Tage darauf war er enttäuscht und verlangte von dem Verläumder der Ehre seiner Frau Rechtfertigung hierüber, so wie über das Blut, welches er vergossen hatte."

Bei dieser Stelle des Briefes der Frau von Farkley wurde Luizzi betroffen; das glich so sonderbar dem, was sich in Toulouse ereignet hatte, daß er fühlte, ein plötzlicher Schrecken bemächtigte sich seiner. Aber indem er die Daten verglich, indem er sich erinnerte, daß es nicht zwei Monate seien, daß er so unklug mit der Ehre der Madame Dilois gespielt hatte, sammelte er sich wieder. Und wie die schlechten Handlungen eine unendliche Kunst besitzen, Entschuldigungen für sich zu finden und eine unendliche Kunst, andere zu verdammen, so sprach er für sich:

Frau von Farkley wird dieses Abenteuer, welches mir zu Toulouse begegnet ist, erfahren haben, und darum legt sie sich dieses selbst bei und rahmt es in ihr vergangenes Leben ein, um mir dieses glaublicher zu machen. Aber die List ist zu plump, und ich werde mich nicht durch sie fangen lassen.

Von dieser kleinen Regung von Bangigkeit befreit, nahm Luizzi den Brief wieder vor und las, was folgt:

„Indessen hatte ich mich nach diesem unheilvollen Zweikampfe und in der ersten Regung des Entsetzens zu der zurück gezogen, welche mir meine Geburt und den Namen meines Vaters eröffnet hatte; in der ersten Aufregung meiner Verzweiflung hatte ich ihr einen Vorwurf darüber gemacht, daß Sie mir dieses Kind, welches mir alle meine Schmerzen verursacht, zugeführt habe; aber ich hatte ihr nichts als Thränen zu erwiedern, als sie mir sagte:

„Dieses Kind ist Ihre Schwester, dieses Kind ist... unsere Schwester."

„Unsere Schwester!" sagte ich.

„Ja," entgegnete sie, „wir Drei sind alle die Kinder einer sehr strafbaren Mutter."

„Edle und heilige Märtyrerin, unglückliche Schwester, die Du nicht mehr bist, habe ich mich über das zu beklagen, was ich gelitten, ich, der Du damals das Geheimniß Deines Lebens sagtest?

„Aber in diesem Augenblicke verkannte ich es und rief:

„Und was ist aus Der geworden, die uns so dem Unglück überliefert hat?"

„Sie hat Frankreich verlassen. Ich wollte nicht erfahren, was aus ihr geworden, ich weiß nicht, unter welchem Namen sie ihr Leben verborgen hat, und Gott möge uns davor bewahren, es jemals zu erfahren! Aber," fuhr sie fort, „was Du nicht weißt, ist etwas noch Erschrecklicheres, daß der Mann, welcher Dich verderben will, der Bruder dieser Waise ist, die Du gerettet hast."

„Ich kehrte nach Hause, um zu erfahren, daß er todt sei; damals schrieb ich unkluger Weise den verhängnißvollen Brief, welchen man veröffentlicht hat. Ich floh aus dem Hause meines Mannes und ich erfuhr, daß er den Tod in einem zweiten Zweikampfe gefunden, ich erfuhr, daß er wußte, ich sei unschuldig.

„Sie werden mich jetzt verstehen, Armand, Sie werden den Brief begreifen, welchen ich Ihnen geschrieben habe, den Sie ohne Zweifel nicht erhielten, weil Sie darauf nie geantwortet haben... Denn jetzt hat diese Geschichte kein Geheimniß mehr für Sie, nicht wahr? Sie errathen Alles? Ich will Ihnen die Mittheilungen meiner armen Schwester nicht ins Gedächtniß rufen; ach, die Unglückliche gestand mir Alles. Ich werde Ihnen nichts mehr darüber

sagen; zu schmerzliche Erinnerungen würden sich an meine Erzählung knüpfen, und heute, Armand, will ich mich nicht unnützen Anklagen hingeben."

Luizzi rieb sich die Augen, er war nicht gewiß, ob er wache. Er fühlte eine Art Blödsinn, der sich seiner bemächtigte. Er war in dem Zustande eines Mannes, welcher träumt und die Schatten verfolgt, die ihm unaufhörlich entwischen. Er stand auf, ging im Zimmer umher, suchte eine Erklärung dessen, was er gelesen, und war gezwungen, entweder an seinen Wahnsinn oder an den Wahnsinn der Frau zu glauben, welche ihm geschrieben hatte. Endlich, um sich aus diesem schrecklichen Zustande, in welchem er seinen Kopf verlor, los zu reißen, setzte er das Lesen dieses Briefes fort und las:

„Ich gehe zu einem andern Abschnitte meines Lebens über. Mein Vater, welcher von allen meinen Unglücksfällen unterrichtet worden, rief mich zu sich. Er führte mich nach Italien und ließ mich Herrn von Farkley heirathen. Er ließ mich meinen Taufnamen ändern, damit nichts der Welt in das Gedächtniß rufe, wer ich gewesen, und die Verleumdungen, deren Gegenstand ich war. Aber zu Mailand erkannte mich ein Landsmann, welcher sich Ganguernet nannte, und zwei Tage später wußte man nicht nur die wahre Geschichte meines Lebens, sondern auch die, welche die Gerüchte hinzu gefügt hatten. Man beschimpfte mich, man stieß mich aus der Welt. Mein Mann wollte mich vertheidigen, er kam darüber um. Begreifen Sie jetzt, daß eine Frau, von welcher man sagen kann, daß ein Liebhaber und zwei Ehemänner wegen ihrer schlechten Aufführung im Zweikampfe umgekommen sind, für ein verlorenes Weib gelten und als solche behandelt werden kann? Ich breche ab. Diesen Abend werden Sie kommen, um mich zu besuchen, nicht wahr? Mein Vater wird da sein. Ich

werde Ihre Verzeihung erhalten, und vielleicht wird er einwilligen, Ihnen zu sagen, was aus meiner Mutter geworden ist. Er hat mir gesagt, daß sie noch lebe und daß er wohl wissen werde, sie zu zwingen, von nun an die Tochter zu beschützen, welche sie zu Grunde gerichtet.

„Lieben Sie mich, Luizzi, lieben Sie mich; viele Thränen liegen zwischen uns, und ungeachtet des Versprechens meines Vaters sind Sie noch meine einzige Hoffnung.

Laura.“

Luizzi's Kopf verwirrte sich mehr und mehr, er fühlte seine Gedanken in seinem Kopfe herum irren, wie eine vom Schwindel ergriffene Masse; er konnte sie weder beruhigen, noch sammeln, und in einem Anfalle von Verzweiflung rief er:

„Es ist unmöglich, so lange zu warten; ich werde darüber ein Narr.“

In einem convulsivischen Anfalle von Wuth klingelte er mit der höllischen Glocke. Der Teufel erschien nicht, aber die Glocke seines Zimmers schien ihm wie ein unheilvolles Echo zu antworten. Diese Laute machten ihn erstarren, und er stand unbeweglich an seinem Platze, als Frau von Farkley in das Zimmer eintrat.

„Laura, Laura!“ rief er. „In des Himmelsnamen, erklären Sie mir diesen Brief, ich fühle, mein Verstand geht zu Grunde. Laura, Laura, wer sind Sie? Welchen Namen haben Sie früher getragen?“

„Sie fragen mich?“ antwortete Frau von Farkley im Tone zierlichen Spottes. „Ha, das heißt, das Vergessen seines Unrechts zu weit treiben.“

„Laura, um des Himmelswillen, wer sind Sie? Wie nannten Sie sich als Ihnen dieses Kind zugestellt wurde?“

„Ich nannte mich Sophie. Die Kinder des Ehebruchs haben keine zwei Namen.“

„Aber als Sie verheirathet waren?“

„Nannte ich mich Sophie Dilois."

„Sie? Aber es ist kaum zwei Monate..." dann fuhr er fort: „ach, das ist unmöglich... Das ist..."

Die Thüre des Zimmers öffnete sich und Luizzis Kammerdiener stellte ihm einen Brief zu. In Folge einer Bewegung, die stärker war als er, öffnete er denselben und las:

„Sie werden gebeten, dem Leichenbegängnisse, dem Gottesdienst und der Beerdigung der Frau von Farkley beizuwohnen, welche Montag Morgens .. Februar 182* statt haben werden."

Luizzi ließ diesen Brief fallen und wandte sich kalt und vernichtet gegen die Frau, welche an seiner Seite war. Es schien ihm, als verliere sie sich wie ein leichter Dunst, und seinem Blicke begegnete Satans Gesicht mit jenem feurigen Lächeln bewaffnet, welches ihm schon so viel Böses verursacht hatte. Luizzi wollte sich in seiner Wuth auf ihn stürzen, eine übermenschliche Kraft hielt ihn fest genagelt an seinem Platze.

„Wirst Du mir dieses schreckliche Geheimniß erklären, Satan?" rief Armand, vor Wuth und Verzweiflung schnaubend.

„Die Erklärung ist sehr leicht, denn es ist eine Geschichte von Zahlen und von Ziffern," sagte der Teufel hohnlächelnd. „Im Jahre 1795, in einem Alter von sechzehn Jahren, gebar Frau von Crémancé eine legitime Tochter, welche Lucie genannt wurde. Im Jahre 1800 gebar sie im Ehebruche ein Mädchen, welche Sophie genannt wurde. Im Jahre 1815, nachdem sie Wittwe geworden, gebar sie eine natürliche Tochter, die Du bei Sophie gesehen hast, und der Du selbst einen Namen geben kannst, denn sie ist die Tochter Deines Vaters, des edeln Barons von Luizzi."

„Dieses Kind wäre meine Schwester?"

„Und Charles war Dein Bruder, ein anderes von Deinem Vater im Ehebruch erzeugtes, von ihm verlas-

senes Kind, ein Kind des tugendreichen Barons von Luizzi."

„Aber ich bin, es ist höchstens zwei Monate, allen diesen lebenden Wesen begegnet, ich habe vor zwei Monaten Sophie gesehen, und heute finde ich sie wieder verheirathet und unkenntlich. O, es ist unmöglich, sage ich Dir, Du betrügst mich."

„Heute betrüge ich Dich nicht, mein Meister, aber ich habe Dich betrogen."

„Du!"

„Du erinnerst Dich des ersten Tages, an welchem wir uns gesehen haben, und an welchem ich Dir sagte: Du sollst Dein Leben gehörig schonen. Armer Narr, der Du mir es einmal hingegeben hast!"

„Du habest sechs Wochen davon genommen, sagtest Du mir."

„Sieben Jahre habe ich davon genommen."

„Sieben Jahre!"

„Es sind sieben Jahre, daß Lucie gestorben ist, sieben Jahre daß Dilois, sieben Jahre daß Charles, Dein Bruder todt ist; es sind sieben Jahre, daß Du sie alle drei durch einen Spott gemordet hast."

„Und Laura, Laura!" rief Luizzi, dessen Kopf kaum diese, Schlag auf Schlag folgenden schrecklichen Ereignisse fassen konnte.

„Laura?" versetzte der Teufel, ist erst vor zwölf Stunden gestorben, sie war so sehr Märtyrerin in diesem Leben, daß Gott selbst sie jenseits des Grabes nicht verfolgen kann. Der Schimpf, den Du ihr gestern zugefügt hast, hat ihrer Entmuthigung den letzten Schlag gegeben; sie kam hieher, um dieses Leben zu erzählen, welches Du nicht begriffen hättest, sie wußte, warum Du nicht zu Hause warst und wem Du sie opfertest. Es sind zwölf Stunden, daß Du sie getödtet hast."

„Aber diese Frau, welche ich gestern Abends da gesehen habe..."

„Das war ich," versetzte der Teufel lachend; „eine

Art von Mitleid hatte mich für diese Frau angewandelt; ich kam, um die Scene auszuführen, welche stattgehabt hätte, wenn sie Dich erwartet haben würde. Ich habe mich, wie es scheint, ziemlich gut aus der Sache gezogen."

„Und dieser Brief?"

„Ist eine Autographie meiner Hand; Du kannst in Deinen Memoiren ein Fac-Simile abdrucken lassen."

„Elender! Erbärmlicher, der ich bin!" rief Luizzi. „Welche Verbrechen! Welche Verbrechen! Ich kann sie nicht wieder gut machen."

„Du kannst es," versetzte der Teufel, indem er mit seinen Flammenblicken auf Luizzi wie eine Kokette liebäugelte, die einen Dumkopf überreden will: „Du kannst es. Es bleiben Dir noch zwei Pflichten als ehrbarer Mann zu erfüllen. Die erste ist, über das Kind Deines Vaters zu wachen, welches die unglückliche Sophie in einem Kloster untergebracht hat; bedenke, was ihr die Welt an Leiden vorbehalten haben kann, was ihre beiden Schwestern gelitten haben. Die zweite ist: Sophie wegen der Beschimpfung zu rächen, welche ihr die Freundinnen der Frau von Marignon zugefügt, welche das, was sich ereignete, verursacht haben. Aber wirst Du es wagen, mein Meister?"

„O, gib mir diese Macht," rief Luizzi schluchzend und Töne der Wuth ausstoßend, „ich werde das Böse, durch das Böse wieder gut machen; denn ich sehe endlich ein, daß das Gute mir verboten ist. Sage mir, was die Frauen sind, die so grausam die von mir getödtete Unglückliche beschimpft haben?"

„Ich habe Dir die Geschichte, einer derselben erzählt."

„Aber die andern, die andern?"

„Die Andern?" sagte der Teufel, indem er sich schaukelte. „Die, deren Geschichte ich Dir um ein Uhr Nachts erzählen wollte, als Laura noch lebte, und ich

glaubte in Dir Theilnahme an ihrem Schicksal erregt zu haben?“

„Diese da!“ rief der Baron.

„Dieselbe,“ entgegnete der Teufel, „deren Geschichte gemacht hätte, daß Du zu Laura gelaufen wärest, um sie um Gnade zu bitten, Dich ihr zu weihen, um sie von ihrer Verzweiflung vielleicht zu retten, wenn Du mich hättest hören wollen!“

„Ja, Ja!“ sagte der bestürzte Baron, „rede, rede!“

XIII.

Dritter Armsessel.

Der Teufel setzte sich, als wenn er eine lange Erzählung beginnen wolle, dann sagte er in leichtfertigem Tone:

„Frau von Fantan nannte sich im Jahre 1815 Frau von Crémancé.“

„Ihre Mutter! Ihre Mutter! Entsetzlich!“ sagte Armand von einem krampfhaften Zittern bei dem Gedanken an so viele Verdorbenheit ergriffen.

Der Teufel fing an zu lachen, und Luizzi, niedergeschmettert und vernichtet, fühlte seinen Kopf sich verwirren, sein Herz schwach werden, und er sank ohnmächtig nieder.

XIV.

Die guten Bedienten.

Luizzi blieb sechs und dreißig Tage besinnungslos. Es war viel, ohne zu essen; daher war auch das erste Gefühl, als er wieder zu sich kam, ein schrecklicher Appetit. Er wollte schellen, aber er konnte weder Arm, noch Bein rühren. Nun, sagte er zu sich, noch ein Sturz; es scheint mir indessen, daß ich nicht aus dem Fenster gefallen bin, wie das erstemal, und es kann nichts anderes, als eine allgemeine Erschlaffung der Glieder sein.

Der Baron versuchte auf's Neue eine Bewegung und bemerkte, daß man ihn fest an sein Bett angebunden habe. Er rief mit schwacher Stimme, aber niemand kam. Nur eine Frau, welche oben am Kopfende seines Bettes saß und eine große Brodkrumme in ein großes Glas gezuckerten Weins tauchte, stand gemächlich auf, betrachtete ihn, schluckte einen Bissen ihres Brodes hinunter, einen Schluck von ihrem Weine und setzte sich wieder ruhig nieder. Sie stellte ihr Glas neben sich, nahm einen Band von einem Roman, und begann in demselben zu lesen, indem sie bei jeder Phrase brummte. Armand würde sich bald die Augen gerieben haben, um zu sehen, ob er vollständig wache, aber nach dem Ausdrucke der guten Frau von Brod und von Wein, war er hermetisch angebunden.

„Pierre! Louis!“ rief der Baron; „Louis! Pierre!!“

Ein schallendes Gelächter, von einem Klirren von Gläsern begleitet, antwortete dem Baron allein:

„Louis! Pierre!... Lumpenpack! Hört Niemand?“ fuhr Luizzi mit erneuerter Heftigkeit fort.

„Gott, was er rasend ist!“ murmelte die Frau.

Und ohne sich aus ihrer Bequemlichkeit zu reißen,

nahm sie einen ungeheuern Schwamm, den sie in einen Kübel Eiswasser tauchte, und heftig auf das Gesicht Armands drückte. Das Mittel wirkte, es machte den Baron nachdenkend.

„Gut," sagte er zu sich selbst, „ich war krank, ich habe ohne Zweifel eine Hirnentzündung gehabt, aber ich muß vollständig genesen sein, denn ich fühle auch nicht ein bischen Mattigkeit im Körper, durchaus keine Hemmung im Denken. Ich erinnere mich vollständig Alles dessen, was mir begegnet ist, und ich könnte es von einem Ende bis zum andern erzählen." Und indem er sich seine Erinnerungen selbst aufzählte, wie ein Bettler, der seinen Reichthum an den Fingern abzählt, sprach er ganz laut für sich:

„Ich erinnere mich recht gut: Frau von Fantan ist Frau von Cremancé; Laura, Madame Dilois; die Unglückliche ist todt, ich habe sie getödtet!..... o, Satan! Satan!"

„Nun," brummte die Wärterin, „das Ding befällt ihn wieder, es ist quälend."

Luizzi rief: „Herr Pierre! Herr Pierre!"

Pierre erschien, in den Schlafrock seines Herrn gehüllt, und indem er ein Rheimserbisquit in ein Glas Champagner tauchte.

„Was beliebt, Madame Humbert?" sagte er taumelnd und stotternd.

„Es muß nach den Blutegeln fortgeschickt werden, Herr Crostencoupe hat es mir sehr empfohlen, wenn das Delirium wieder kommen sollte, siebzig auf den Magen zu setzen, und zu gleicher Zeit die Senfpflaster auf dem innern Theil der Schenkel und auf den Fußsohlen zu erneuern."

„Hat er das gethan, der Doctor, hat er Blutegel und Senfsamen verordnet?" sagte der Kammerdiener. „Der Baron muß viel Geld haben, der Doktor Crostencoupe ist der Mann, ihn seine Erbschaft in Apothekerrechnungen verzehren zu lassen."

„Die Gesundheit kann nicht theuer genug bezahlt werden, Herr Pierre, es ist das höchste der Güter der Erde!“ sagte Madame Humbert.

„Das ist gleichviel, ich wollte lieber mein ganzes Leben krank sein, als dreißig Sou für einen abscheulichen Blutegel bezahlen.“

„Man sieht wohl, daß Herr Crostencoupe die Rechnungen macht; in meiner letzten Krankenpflege, bei einem einzelnen Manne, habe ich sie nicht anders als zu dreizehn Sou das Stück bezahlt. Es ist wahr, daß der Verstorbene nichts als ein Kastanienhändler war, der nur dreimal fallirt hatte.“

„Es scheint, daß es dort Butter gab.“

„Keine sehr fette, Herr Pierre. Es gab nichts, woran so viele Affengesichter hätten lecken können.“

„Es scheint mir, daß der Baron viel ruhiger ist. Können Sie ihm nicht die Blutegel ersparen?“

„Wofür! Ich habe gesagt, daß er das Delirium hat, seine Erzählungen von den Damen wieder anfing; Sie wissen schon; übrigens was gekauft ist, ist gekauft, ich kann dem Apotheker seinen Absatz nicht rauben.“

„Es ist nicht die Börse des Barons, welche Sie schonen sollen, sondern seine Haut, sein Bauch und sein Magen sind verhagelt, wie ein altes Sieb. Man könnte sagen, daß er Blattern von Blutegeln gehabt hat; setzen Sie sie auf seine Rechnung, aber nicht auf seinen Bauch.“

„Man wird Ihre Verordnung sogleich befolgen, Herr Pierre. Das würde wahrscheinlich Herr Crostencoupe morgen nicht bemerken; er sucht die Löcher, er macht diesem Mann seine Rechnung darüber. Gerade fällt mir bei, nehmen Sie ein Hundert Blutegel statt siebzig, weil immer einige darunter sind, die nicht anbeißen...“

„Und die Sie mit sich nach Hause nehmen, Madame Humbert, um sie wieder gelegentlich anzuwenden.

„Halt, wollen Sie, daß ich Sie hier mit dem Rohre in der Hand spazieren gehen lassen soll?"

„Sagen Sie, Madame Humbert, es kommt mir ein Gedanke."

„Was gibt es?"

„Haben Sie, der Sie so viele Kranke behandelt haben, noch nie Blutegel gesehen, wenn sie sich geliebt haben."

„Wollen Sie schweigen, dummes Vieh!" sagte Madame Humbert, indem sie seine Stimme nachahmte, „gehen Sie und holen Sie mir das, was ich Sie geheißen habe, und schicken Sie mir ein kleines Glas Wein und ein Bisquit."

„Wollen Sie Champagner?"

„Ich danke, ich hasse das Moussiren, es macht mir Magensäure. Geben Sie mir immer von demselben."

„Bordeaux?"

„Ja, Bordeaux."

„Sie haben einen närrischen Geschmack. Das ist Cocowein, welcher einschläfert."

„Apropos! Vergessen Sie meinen Kaffee nicht, ich fühle mich ganz schläfrig."

„Gut, gut, man wird Ihnen geben, was Sie nöthig haben. Ich selbst werde Ihnen Alles hieherbringen. Louis wird in die Apotheke gehen."

„Der Kutscher? Er ist seit heute morgen nicht nüchtern geworden."

„Gut, man muß die Sache nehmen, wie sie ist; er fährt nie so gut, als wenn er hagelvoll ist. Er wird sich selbst gut führen, wenn er einen kleinen Spitz hat."

„Der Wein schadete Ihnen auch nicht sehr, Sie sind demohngeachtet liebenswürdig."

„Ich? bin ich denn bespitzt?"

„Ganz und gar nicht. Ihre Augen leuchten blos wie Thorwege."

„Drum sehe ich Sie um so besser, Madame Humbert," sagte der Kammerdiener, indem er sich der Krankenwärterin nahte, welche, was gegen die Gewohnheit ist, weder zu alt noch zu häßlich war, dreißig Jahre, und eine gut genährte Wohlbeleibtheit hatte. Es war etwas besseres, als Herr Pierre verdiente.

„Ei! Ei! Herr Pierre, der Wein macht Sie gar zu zärtlich."

„Ach, wenn Sie es ein wenig sein wollten."

„Und was würde Herr Humbert dazu sagen?"

„Gibt es denn einen Herrn Humbert?"

„Wie beliebt? Ob es einen gibt? Woher glauben Sie etwa, daß ich den Namen, Madame Humbert genommen habe? Etwa aus einem Almanache oder aus der Kraxe eines Lumpensammlers?"

„Werden Sie darüber nicht böse, es gibt so viele Madamen ohne Herren."

„Das ist möglich. Aber ich bin nicht von dieser Categorie, verstehen Sie, Herr Pierre."

„Hindert das etwas, Madame Humbert?" rief Pierre.

„Wollen Sie gehen und mir meine Blutegel holen, garstiger Rothkopf; wenn Sie es nochmal wagen, mich so anzugreifen, so versetze ich Ihnen Eine auf die Nasenspitze."

„Oh, das wird es ändern, und Sie auch."

„Sagen Sie doch keine Dummheiten."

„Ich würde lieber eine machen."

„Dummkopf!" rief Luizzi mit erzürnter Stimme.

Dieses Wort hemmte plötzlich die verliebten Unternehmungen des Kammerdieners. Er blieb ganz verblüfft stehen, dann fing er zu lachen an, und sagte:

„Bin ich denn dumm! Ich vergesse, daß er ein Narr ist."

„Er hat mehr Verstand als Sie. Halt, es schlägt

Mitternacht, die Apotheke wird geschlossen, und ich habe keine Blutegel."

„Man geht dahin, und man kommt zurück;" antwortete Pierre.

Er ging hinaus und warf mit der Hand der Madame Humbert einen zärtlichen Kuß zu.

„Hm, dummer Kerl," brummte die Krankenwärterin, „wenn ich einen Liebhaber wollte, müßte er ein wenig lebendiger sein, als Du."

Diese Betrachtung hinderte indessen Madame Humbert nicht, den Tisch zu recht zu stellen, welcher am Bette Luizzi's stand, dann zwei gute Lehnstühle vor denselben zu stellen, ein nicht unzweideutiges Zeichen ihrer Hoffnung, noch einige Augenblicke mit diesem galanten Kammerdiener zuzubringen.

Unsere Leser werden vielleicht über das Schweigen Luizzis während dieser ganzen Unterhaltung staunen; aber unsere Leser werden nicht vergessen, daß es nicht das erstemal war, daß sich Luizzi in einer solchen Lage befand, in welcher er hinter sich eine Lücke seines Lebens hatte, die leer an Erinnerungen war. Der Eisschwamm, welchen man ihm auf das Angesicht gelegt hatte, und die unmittelbare Drohung mit siebzig Blutegeln, hatten ihm hinlänglich Kenntniß gegeben, daß er, wenn er sich nur etwas rühre, wie ein Wahnsinniger würde behandelt werden. Ebenso sah er ein, daß er in der Unwissenheit, in welcher er über das sich befand, was ihm seit seiner letzten Zusammenkunft mit dem Teufel begegnet war, solche Dinge sagen könnte, die den Anschein erregten, daß er in der That den Verstand verloren habe. Er zog daher vor, Stillschweigen zu beobachten, und zur Hälfte überlegend, zur Hälfte auf das lauschend, was gesagt wurde, suchte er nach einem Mittel, sich aus der schlimmen Lage, in der er sich befand, zu befreien. Er glaubte den Augenblick, in welchem er sich jetzt mit Madame Humbert allein befand, günstig, und um ihr zu beweisen, daß er seinen vollen

Verstand habe, schickte er sich an, in einem schmachtendem Tone mit ihr zu sprechen.

„Madame Humbert, ich habe Durst."

„Gott, welch' ein Schwamm von einem Menschen," versetzte die Krankenwärterin, „es sind noch keine fünf Minuten, daß ich Ihnen zu trinken gegeben habe."

„Entschuldigen Sie, Madame Humbert," versetzte Luizzi sanft; „es sind mehr als fünf Minuten, denn es ist ja schon eine halbe Stunde, daß Sie mit Pierre plaudern."

„Halt," entgegnete Madame Humbert, indem sie eine Wachskerze nahm, um den Baron besser zu sehen. „Halt, sollte man nicht sagen, daß er seinen Verstand hat, wenn er so spricht."

„Ich habe auch meinen vollen Verstand, Madame Humbert, und ein Beweis davon ist, daß ich Sie bitte, einen meiner Arme loszubinden, damit ich mir selbst beim Trinken helfen kann."

„Das ist dieselbe Geschichte, wie gestern," sagte Madame Humbert, „um mir die Tisane wieder auf die Nase zu schütten und mir eine Haube um sechszehn Franken, ganz neu, noch aus dem vorigen Jahre, zu zerreißen. Da nehmen Sie, trinken Sie und schweigen Sie."

„Ich schwöre Ihnen, Madame Humbert," versetzte Luizzi, „ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen durchaus kein Leid zufügen werde, und daß ich bei vollem Verstande bin."

„Es ist schon gut, es ist schon gut," sagte die Krankenwärterin. „Trinken Sie jetzt, und dann schlafen Sie."

„Was gibt es?" sagte Pierre, indem er mit einer Flasche unter jedem Arme eintrat, in der einen Hand eine Salatschüssel voll Zucker und in der andern einen Teller mit Bisquit haltend."

„Das gibt es," sagte Madame Humbert, indem sie sich in dem Augenblick zurück wandte, in welchem

sie dem Kranken eine Tisane reichte. „Das gibt es, daß er in einem seiner lichten Augenblicke ist und mich bittet, ihn loszubinden."

„Thun Sie das nicht," entgegnete Pierre. „Sie müssen sich an das letzte Mal erinnern, es hat uns Mühe genug gekostet, ihn wieder zu Bett zu bringen; es hat mir für meinen Theil ein gutes Dutzend Fußtritte eingetragen."

„Und es soll Dir auch nicht daran fehlen, dummer Kerl," rief Luizzi zornig, „wenn ich wieder auf sein werde."

Der Kammerdiener stellte sich zu Fuß des Bettes Luizzi's und hielt immer noch seine Flaschen unter dem Arme, seine Salatschüssel und seinen Teller in den Händen. Er betrachtete den Baron, indem er ihm in seinem Rausche Gesichter schnitt, und sagte dann ganz zierlich:

„Das ist mehr als ein Trinkgeld, ich danke."

„Elender!" rief der Baron, indem er eine heftige Bewegung machte, um sich aufzurichten.

In diesem Augenblicke stieß er an die Tasse, welche ihm Madame Humbert darreichte, und schüttete sie aus. Die Krankenwärterin rief zornig:

„Muß man einen so närrischen Menschen durch solche Neckereien aufregen. Es war die letzte Tasse Tisane, und ich sparte sie, damit man die ganze Nacht daran haben sollte. Nun muß ich entweder eine andere machen, oder er muß die Nacht ohne eine solche zubringen."

„Halt, er wird sie so zubringen," versetzte Pierre.

„Das können Sie leicht sagen, aber er wird die ganze Nacht über Durst schreien, so daß ich die ganze Nacht hindurch nicht ein bischen werde schlafen können; übrigens wird es nicht lange währen, es ist ein Kessel über dem Feuer, und in diesen will ich meinen Schierlingstrank setzen."

„Einen Augenblick," versetzte Pierre, „Ihr war-

mes Wasser muß zunächst dazu dienen, diesen kleinen Brocken Zucker schmelzen zu machen."

„Warum das?" fragte Madame Humbert.

„Weil ich außer der Bouteille Bordeaux noch einen ausgezeichneten Cognak mitgebracht habe, aus welchem wir in dieser kleinen Salatschüssel brennenden Branntwein machen wollen, den wir dann ohne Gabel verschlucken."

„Haben Sie eine Wuth auf brennenden Branntwein," sagte Madame Humbert, „weil Sie alle Abende damit wieder anfangen, das wird damit enden, daß es Ihnen Leib und Seele verbrennt, so daß Sie eines Tages Feuer fangen werden, wie ein Pack von altem Werg."

„Das Feuer ist ganz genommen," versetzte der Kammerdiener, indem er eine foppende Miene gegen Madame Humbert annahm.

„Fangen Sie Ihre Dummheiten wieder an?" entgegnete diese.

„Ich spreche von dem Feuer des Punsches," sagte Pierre mit einer boshaften Miene, „sehen Sie, welche schöne blaue Flamme es macht."

„Es ist wahr, das macht Sie ganz grün; Sie sehen aus, wie ein Todter...." plötzlich stieß Madame Humbert einen Schrei aus und fuhr dann mit wahrem Entsetzen fort: „Gott, was Sie dumm sind, Pierre; löschen Sie doch das Licht nicht so aus, das macht mir wüthende Furcht."

Der Kammerdiener, welcher eine liebenswürdige Posse spielen wollte, hatte in der That die Lichter ausgeblasen und sich hinter die Punschpfanne gesetzt. Sein durch einen unheilverkündenden Schein beleuchtetes Gesicht hatte eine grünliche Färbung angenommen, und die abscheulichen Grimassen, die er schnitt, um seinem Scherze mehr Reiz zu geben, gab ihm ein entsetzliches Aussehen. Er ließ einen tiefen und rauhen

Ton aus seiner Brust hervor kommen, und Madame Humbert, welche ganz entsetzt war, rief:

„Hören Sie auf, Pierre, es ist genug; zünden Sie die Lichter wieder an.“

„Hau! hau! hau!“ machte Pierre mit einer Grabesstimme.

„Das ist abscheulich,“ rief Madame Humbert, „kann man solche Dummheiten machen!“

„Hau, hau, hau...“ machte Pierre mit einer noch viel stärkeren Stimme.

„Wenn Sie nicht ein Ende machen, dann werde ich rufen,“ sagte Madame Humbert, wahrhaft zitternd und gegen die Thüre sich wendend.

„Sie werden nicht da hinausgehen,“ sagte Pierre mit einer hohlen Stimme, „ich bin aus der Hölle gekommen; um Dich und Deinen Kranken zu holen.“

„Wollen Sie schweigen,“ rief Madame Humbert, „Pierre, Pierre, schweigen Sie doch!“

„Ich bin nicht Pierre, ich bin der Teufel!“

„Satan, bist Du es,“ rief Luizzi, dessen durch eine lange Krankheit aufgeregte Einbildungskraft sich leicht durch eine Scene ergreifen ließ, die für ihn nichts Uebernatürliches hatte.

Bei diesem Ausrufe des Barons stießen der Kammerdiener und die Krankenwärterin ein furchtbares Geschrei aus, und stürzten gegen einander, während Luizzi in seinem Delirium zu schreien fort fuhr:

„Satan, komm zu mir, Satan, ich rufe Dich!“

„Sie haben was Schönes gemacht,“ sagte Madame Humbert zitternd. „Sie haben ihn in einen schlimmeren Zustand zurückversetzt, als er seit acht Tagen war; er fängt, wie ein Besessener an, den Teufel anzurufen.“

„Es wäre immerhin drollig,“ sagte Pierre mit einer Stimme, welche er vergebens zuversichtlich zu machen suchte. „Es wäre immerhin drollig, wenn der Teufel erschienen wäre.“

„Vorwärts, machen Sie der Sache ein Ende,“ entgegnete Madame Humbert ungeduldig, „oder ich werde jemand rufen.“

Sie zündete die Lichter an, während Pierre den brennenden Branntwein in die Gläser einschenkte.

„Da,“ sagte er, „nehmen Sie das, das wird Sie etwas stärken. Denn Sie haben eine schreckliche Furcht gehabt.“

„Machen Sie sich doch nicht so groß,“ versetzte die Krankenwärterin. „Sie sind weiß wie Leinwand. Geben Sie mir noch ein kleines Glas davon; als er den Teufel gerufen hat, hat es mir einen so schrecklichen Stich gegeben, daß meine Beine noch unter mir zittern.“

Indem sie so sprach, setzte sie sich an den Tisch. Pierre setzte sich neben sie, und während er ihr ein Glas Punsch einschenkte, sagte er:

„Es ist doch nicht das erstemal, daß Sie den Baron hörten, wie er den Teufel rief.“

„Bei Gott, nein,“ versetzte Madame Humbert, indem sie ihr Glas in kleinen Zügen trank, „seit dem Beginne der Krankheit hat er es nicht anders gemacht.“

Die Art von Verblendung der Augen, welche den Baron befallen, hatte sich bei dem Entsetzen der Krankenwärterin und des Kammerdieners verloren, und da er fest überzeugt war, daß er von ihnen nichts erlangen würde, wenn er vernünftig spreche, ergab er sich in das Schweigen und entschloß sich, ihre Unterhaltung, was sie immer auch sagen möchten, ruhig anzuhören; er hoffte so, etwas über sich selbst zu erfahren.

„Es ist doch immer eine tolle Narrheit,“ sagte Pierre, „sich einzubilden, daß man den Teufel zu seinen Befehlen habe.“

„Es gibt noch viel außerordentlichere Sachen als dieses, und ich, die ich zu Ihnen spreche, ich habe

noch viel staunenswerthere gesehen. Ich habe während eines ganzen Jahres ein junges Mädchen aus der Gascogne bedient, welche sich vorstellte, ein Kind geboren zu haben und während sieben Jahren in einem unterirdischen Gemache eingesperrt gewesen zu sein."

Ungeachtet seines Entschlusses, zu schweigen, war Luizzi durch diese Nachricht so sehr erstaunt, daß er plötzlich rief: „Nicht wahr, Henriette Buré?"

Die Krankenwärterin schauderte heftig zusammen, und Pierre sagte zu ihr:

„Was haben Sie denn?"

„Es ist ihr Name," versetzte die Krankenwärterin, „woher Ihr Herr dieses wohl weiß?"

„Er ist auch Goscogner; er wird sie in seiner Heimath kennen gelernt haben, lassen Sie ihn ruhig mit sich selbst plappern, und erzählen Sie mir diese Geschichte da."

„Ich weiß nicht mehr darüber, außer das noch, daß sie durch einen Herrn ihrer Familie dahin gebracht wurde. Uebrigens ist sie nicht böse, und sie thut nichts anderes, als daß sie ihre Geschichte von früh Morgens bis zum Abend schreibt."

Was Luizzi da hörte, erregte ein wahrhaftes Entsetzen in ihm. Er sah ein, daß man mit einer solchen Andichtung des Wahnsinns die Enthüllung gewisser Verbrechen bis zum Grabe hindern könne. Er bedachte, daß er selbst als wahnsinnig betrachtet werde, und daß vielleicht Leute um ihn seien, welche ein Interesse dabei haben, diese Meinung zu bestärken. Er erkannte, daß er aus einer Krankheit hervorgehe, in welcher ein Delirium lange Zeit geherrscht habe. Während dieser Zeit konnte er die Abenteuer der Frau von Bergh und der Frau von Fantan erzählt haben, und wenn das Gerücht hievon bis zu diesen beiden Frauen gedrungen war, so war es nicht zweifelhaft, daß sie mehr als irgend jemand behaupten mußte, daß er wahnsinnig sei. Er überlegte ferner, daß sie nicht blos einige Tage

nöthig hätten, um diese Meinung über ihn zu verbreiten, und er mußte fürchten, daß sie alle Mittel versuchen würden, einen Mann aus der Welt verschwinden zu lassen, der gezeigt hatte, daß er das Geheimniß aller ihrer Niederträchtigkeiten kenne.

Das Schweigen, welches auf die Antwort der Madame Humbert gefolgt war, gab Luizzi Zeit, alle diese Betrachtungen anzustellen. Dieses Schweigen war durch das Verzehren einiger leicht mit Punsch angefeuchteter Biscuite herbeigeführt worden, und Pierre begann:

„Es ist immerhin seltsam, daß ein Mensch so mit einemmal und ohne zu sagen, „aufgepaßt," seinen Verstand verliert."

„Hat Ihr Herr vor diesen letzten sechs Wochen nie Zeichen des Wahnsinns an sich gehabt?"

„Nein," sagte Pierre, „übrigens ist es wenig mehr als vierzehn Tage, daß ich in seinen Diensten war. Er war fast wie die ganze Welt, ausgenommen, daß er, wenn er sich eingeschlossen, die Gewohnheit hatte, mit sich selber zu sprechen."

„Und hat Sie das nicht aufmerksam gemacht?" sagte Madame Humbert.

„Nein," versetzte der Kammerdiener, „weil ich gerade von einem Deputirten herkam, welcher den ganzen Tag damit zubrachte, vor einem großen Spiegel, der einer kleinen Rednerbühne gegenüber war, die er sich in seinem Salon hatte errichten lassen, sich zu üben, um Beredtsamkeit zu erlangen."

„Der muß die Miene eines merkwürdigen Lichtknechtes gehabt haben," versetzte die Krankenwärterin.

„Im Gegentheil," bemerkte der Kammerdiener, „er ist ein Advokat von einem großen Rufe und gilt für einen Mann, der mehr Geist hat, als er groß ist."

„Das gilt mir gleich, es muß immer ein dummer

Mensch sein, der sich vor einen Spiegel stellt und mit sich selbst spricht."

Luizzi bemerkte, daß die Unterhaltung sich weit von dem entferne, was ihn interessire und er wollte sie auf sich selbst zurückbringen; er forderte daher noch einmal zu trinken.

„Was er diesen Abend durstig ist;" sagte Madame Humbert launig.

„Die Tisane, welche Sie ihm gegeben, muß ihn herrlich erfrischt haben; sie ist ganz auf die Betttücher ausgeschüttet worden."

„Halt, das ist wahr, und ich habe vergessen, eine andere zu machen; jetzt ist kein Wasser mehr in dem Kessel, ich muß daher Feuer anschüren."

„Machen Sie sich diese Mühe nicht, Madame Humbert, ich will Alles besorgen. Wo ist das Paket, welches ich hinein thun muß."

„Links dort, auf dem Kamine, nahe bei der silbernen Glocke, welche eine so närrische Form hat."

Bei diesem Worte erhob Luizzi den Kopf und bemerkte seinen Talisman. Der erste Gedanke, der ihm kam, war ein lebhaftes Verlangen; aber nach und nach, und je mehr er über seine Lage nachdachte, in welche ihn die Mittheilungen des Teufels versetzt hatten, versprach er sich, ihn nie mehr zu Hülfe zu rufen. Während Pierre die Tisane bereitete und Madame Humbert das Kosten des brennenden Branntweins fortsetzte, trat der Kutscher ein, trug in einer Hand ein Glas mit Blutegeln, und in der andern Hand einen ungeheuren Pack von Senfmehl. Dieser Anblick flößte mehr als alle Betrachtungen Luizzi den Gedanken ein, sich ruhig zu verhalten, er schauderte, wenn er daran dachte, daß man solche örtliche Mittel bei ihm anwenden wolle, und damit diesen beiden vortrefflichen Dienern nicht in den Sinn komme, ihm Hülfe leisten zu wollen, stellte er sich schlafend und um die Komödie noch vollständiger zu machen, versuchte er selbst ein leichtes Schnarchen.

„He!" machte Pierre, indem er sich umwandte. „Gott verdamm mich, ich glaube er röchelt."

„Gewiß," sagte der Kutscher, indem er gegen das Bett ging.

„Nicht möglich!" sagte Madame Humbert, indem sie sich mit Mühe in ihrem Stuhle erhob.

„Das sollte mich nicht in Staunen versetzen," entgegnete Pierre, welcher herbeikam, um den Kranken zu betrachten. „Es ist länger als acht Tage, daß er uns so albernes Zeug vorschwätzt, fühlen Sie ihm doch den Puls."

Madame Humbert stand auf, aber der brennende Branntwein hatte mehr gewirkt, als sie gedacht hatte; sie gelangte stolpernd an das Bett und statt das Handgelenke des Kranken zu ergreifen und da den Puls zu suchen, der noch sehr kräftig schlug, brachte sie ihren Finger auf den Rücken der Hand. Sie fühlte hier keinen Schlag der Pulsader und sagte mit einer Doctorsmiene:

„Meiner Treue, ich glaube, daß es um ihn geschehen ist."

„Requiescat in pace," sagte Pierre, indem er ihm ein Tuch über das Gesicht warf, „meine Butter ist fertig."

„De profundis," antwortete der Kutscher näselnd, „die Pferde haben ihren Haber und ihr Heu ausgefressen."

„Einen Augenblick," sagte Madame Humbert, „ich bin verantwortlich; berühre keiner die Effecten, das kann wieder zu sich kommen; das baare Geld, von diesem sage ich nichts."

„Es gibt kein baares Geld," sagte Pierre.

„Woher weißt Du es?" versetzte der Kutscher. „Hast Du denn die Commode und die Sekretäre untersucht?"

„Ich habe Dir gesagt, daß ich weiß, daß keines vorhanden ist."

„Gut, gut, gut," sagte der Kutscher, „rechne Du darauf; die Polizeikommissäre sind gewiß nur für die Hunde gut? Du wirst mir auf der Stelle meinen Theil geben, oder ich gehe auf die Polizei und plaudere."

„Du denk' daran, ich werde Dich fragen lassen, ob die Pferde seit sechs Wochen sechshundert Bunde Heu und zwanzig Säcke Hafer gefressen haben."

„Pierre hat Recht," sagte Madame Humbert, „er mischt sich nicht in die Angelegenheiten des Stalles, und Sie mischen sich nicht in die Angelegenheiten des Zimmers."

„Wie viel hat er Ihnen gegeben, weil Sie seine Partie nehmen?"

„Ganz und gar nichts! Verstehen Sie? Ich bin eine ehrsame Frau; ich habe niemals etwas genommen, außer was mir die Kranken gegeben haben und Herr Pierre ist mein Zeuge, daß mir in dem Augenblicke erst der Verstorbene ein halbes Dutzend silberner Bestecke angeboten hat, um mich für die außerordentliche Sorgfalt zu lohnen, welche ich ihm ohne Unterlaß geweiht habe."

„Ist darüber etwas geschrieben?" sagte Louis.

„Nein, weil er immer hermetisch an sein Bett gebunden ist."

„Nun," versetzte der Kutscher, „wenn Sie nie mit einem andern Silber, als mit diesem essen, so werden Sie großer Gefahr ausgesetzt sein, Ihre Suppe mit den Fingern zu speisen."

„Und doch ist es wahr," entgegnete Pierre; „es ist sehr traurig, daß man ihm nicht die Idee beibringen konnte, ein Testament zu machen; ich wette darauf, daß er uns alle seine Renten vermacht hätte."

„Es ist möglich," entgegnete Louis, „er war ein wenig dumm; aber was geschehen, ist geschehen; wir wollen nicht weiter daran denken, vielmehr trachten, uns wie ehrbare Leute, die wir sind, unter uns zu arrangiren."

„Gut," sagte Pierre, „setzen wir uns hieher und plaudern wir leise, es ist nicht nöthig, daß der Stalljunge uns höre."

„O, den habe ich schnarchend auf dem Kanapee des Salons gelassen, und wenn er aufwacht, so kommt er gewiß nicht, um uns zu stören, sondern er eilt, sich in sein Bett zu verkriechen."

Schließe doch die doppelte Thüre," entgegnete der Kammerdiener, „und dann versammeln wir uns zu einem Rathe.

Luizzi hörte an der Bewegung der Stühle, daß die drei Sprechenden um den Tisch sich gesetzt hatten, und das Anstoßen der Gläser zeigte ihm, daß die Uebungen im brennenden Branntwein wieder begonnen haben.

„Laß hören," sagte Louis, „sei aufrichtig, Pierre; was hast Du in dem Sekretäre gefunden?"

„Zehntausend fünfhundert Franken," entgegnete der Kammerdiener, „und nicht einen Sou weiter."

„Auf Ehrenwort?"

„Auf Ehrenwort! Und Du, wie viel hast Du am Hafer und am Heu gehabt?"

„Eilfhundertzweiundzwanzig Frank."

„Das ist nicht schwer," sagte Madame Humbert.

„Potz tausend!" sagte der Kutscher, „jeder bringt, was er hat."

„Meiner Treue, für einen Millionär," versetzte Madame Humbert, „werdet Ihr da keine reiche Erbschaft machen."

„Es ist wahr," versetzte Louis, „daß ein gutes Testament für uns besser gewesen wäre. Und gibt es denn keine Mittel, eines zu bekommen?"

„Ich kann nicht genug schreiben," sagte Pierre, „und überdieß hatte der Herr eine Schrift, wie Fliegenfüße, eine ganz närrische."

„Und haben Sie keine von ihm da?" sagte Madame Humbert.

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Kammerdiener,

„ich habe die Schrift des Herrn nur da gesehen, als er mir kleine Billete gab, um sie weg zu tragen.“

„Zum Henker,“ rief Louis, indem er auf den Tisch schlug, „was die Leute, die etwas gelernt haben, glücklich sind! Wenn ich daran denke, daß ich Lumpen von Eltern gehabt habe, welche mich nicht einmal das Schreiben lernen ließen, und daß ich vielleicht deßhalb mein Glück verfehle.“

Ungeachtet des Abscheus, welchen eine solche Unterhaltung in Luizzi erregte, gab ihm doch der Gedanke an sein Testament eine neue Hoffnung. In dem Augenblicke, in welchem der Kutscher mit Heftigkeit auf den Tisch schlug, stieß er einen langen Seufzer aus, und die drei Sprecher erschracken und lauschten aufmerksam.

„Louis, Pierre,“ murmelte der Baron leise.

„Er ist nicht todt,“ sagten sie alle Drei, und Pierre, welcher der festeste auf den Beinen war, zog das Betttuch von dem Gesichte seines Herrn herab.

„Ach! Du bist es mein guter Pierre,“ sagte Luizzi, als wenn er zu sich komme; „wo bin ich denn? was ist mir begegnet?“

„Halt!“ sagte Madame Humbert ganz leise, „man sollte glauben, der Verstand sei ihm wieder gekommen.“

„Wer ist diese Dame?“ fragte der Baron, an Pierre sich wendend.

„Ich bin Ihre Krankenwärterin,“ antwortete Madame Humbert sich verneigend.

„Ich war also wohl lange Zeit in Gefahr,“ sagte der Baron; die Bedienten betrachteten sich gegenseitig und waren nicht gewiß, ob es eine wirkliche Rückkehr des Verstandes sei. Indessen sagte Louis:

„Es ist jetzt sechs Wochen, daß Sie zu Bette sind, Herr Baron.“

„Und seit dieser Zeit wacht Ihr jede Nacht bei mir, meine Kinder?“

„Gewiß und wahrhaftig," sagte Pierre, „wir haben während Ihrer Krankheit nur wenig den Tag hindurch geschlafen."

„Ihr sollt den Lohn für Euern Eifer empfangen," sagte Luizzi, „ich mag nun genesen, oder ich mag sterben, ich fühle mich sehr schwach."

„Ich war weg gegangen, um die Blutegel zu holen, wenn Sie dieselben befehlen; es wird vielleicht helfen."

„Ich glaube, daß das unnütz ist," sagte Luizzi, „ich möchte vor Allem ein Wort an meinen Notar schreiben können."

Die Bedienten sahen sich gegenseitig an.

„Ich fürchte den Tod nicht," fuhr Luizzi fort; „aber man weiß am Ende doch nicht, was begegnet, und es ist nothwendig, daß ich in meine Angelegenheiten ein wenig Ordnung bringe. Ich werde Euch nicht vergessen, meine Kinder, ich werde Euch gewiß nicht vergessen."

Die List Luizzi's hatte, so plump sie war, allen möglichen Erfolg; denn sie wandte sich unmittelbar an die Habsucht, und man muß es gestehen, daß diese Leidenschaft, wenn sie auch die erfindungsreichste ist, sich Mittel zu verschaffen, wenn es sich um ihr alleiniges Unternehmen handelt, dennoch auch am leichtesten sich durch die am wenigsten verborgenen Köder fangen läßt. Das ist das Eigenthümliche aller gefräßigen, physischen oder moralischen Instinkte.

Das Verlangen, welches der Baron so eben ausgesprochen hatte, wurde plötzlich vollzogen. Indessen bemerkte er, daß Pierre und Madame Humbert mit leiser Stimme eine Berathschlagung hielten, während ihm Louis Tinte und das nöthige Papier gab. Ein neuer Schrecken bemächtigte sich des Barons. Mußte er nicht fürchten, daß wenn er einen Notar kommen und diesen das Testament aufnehmen lasse, die ihn umgebenden Elenden, wenn sie einmal überzeugt seien, daß

er für sie günstig verfügt habe, nur den Augenblick, wo sie davon Nutzen ziehen könnten, beschleunigen wollen würden. Er hielt inne, um ein Mittel zu finden, welches ihn vor dieser neuen Gefahr sichere.

„Der Herr Baron schreibt nicht," sagte Louis, indem er ihn forschend betrachtete.

„He! wie willst Du denn, daß er schreiben soll," sagte Pierre; „Du weißt doch, daß er die Hände nicht frei hat."

Und sogleich nahte er sich und machte die Decken und die Bande los, welche die Arme des Barons festhielten. Luizzi zog seine Hände aus seinem Bette mit einer wahrhaft kindischen Freude; aber diese Freude schwand sogleich wieder, als er die schreckliche Magerkeit seiner Arme betrachtete. Der Kranke, dessen Gesicht von Tag zu Tag abnimmt und welcher mittelst eines Spiegels den Verheerungen der Krankheit folgt, macht sich nur schwer einen klaren Begriff von der stufenweisen Veränderung seiner Züge; aber der, der sich plötzlich nach einem langen Zwischenraume wieder sieht, der empfindet häufig einen Schrecken, der ärger ist, als das Uebel selbst, welches ihn so zugerichtet hat. So geschah es Luizzi, kaum hatte er seine Arme gesehen, als er mit einer erschreckten Stimme rief:

„Einen Spiegel, gebt mir einen Spiegel."

Der dienstbeflissene Knechtsinn, der in den Seelen der Bedienten die gemeine Gleichgültigkeit vertrieben hatte, welche sie zuvor beobachteten, widerstand dem Verlangen des Barons nicht, Madame Humbert nahm einen Spiegel herab und stellte ihn vor den im Bette sitzenden Luizzi. Als er sich jetzt sah mit seinem blassen Gesichte, mit seinem langen Barte, seinen in Unordnung befindlichen Haaren, seinen eingefallenen und vom Fieber glühenden Augen, seiner spitzigen Nase, seinen bleichen Lippen, blieb er einen Augenblick starr in seinem Betrachten versunken. Dieser angebliche Muth, mit welchem unser Held sich so reichlich versehen glaubte,

war plötzlich verschwunden, und er verirrte sich sogar so weit, daß er, bitterlich weinend, ausrief:

„Ach, mein Gott! mein Gott! mein Gott!"

„Dann ließ er den Spiegel fallen und sank auf sein Bett in einem Zustande gänzlicher Entkräftung und wahrhafter Verzweiflung zurück; große Thränen entrollten seinen Augen, und er verbarg sie sogar vor der habsüchtigen Neugierde seiner Bedienten nicht; denn in diesem Augenblicke hatte seine Feigheit seine Eitelkeit, diesen Muth des größten Theils der Menschen, besiegt. Es schien, daß diese treuen Diener Luizzi's durch die krampfhafte Aufregung desselben wahrhaft in Schrecken gesetzt wurden, denn Madame Humbert sagte ihm mit der süßesten Stimme:

„Wollen der Herr Baron nicht an Ihren Notar schreiben?"

„Ich bin wohl sehr krank?" sagte Luizzi, indem er die Krankenwärterin unruhig betrachtete.

„Nein, mein Herr, nein, aber die guten Vorsichtsmaßregeln sind immer gut, wenn sie ergriffen werden, und immer ist es gut, zu sterben, nachdem man seine Sachen mit Menschen und mit Gott in Ordnung gebracht hat."

„Mit Gott!" rief Luizzi, in Thränen ausbrechend, „mit Gott! Ich mit Gott mich versöhnen! Niemals! Niemals; die Hölle hat sich meiner bemächtigt und..."

„He! fängt das wieder an," sagte Pierre, „das war eine vergebliche Freude; wir wollen sehen, er muß wieder angebunden werden."

„O," versetzte Luizzi, fast weinend, „bindet mich nicht, ich bitte Euch darum; ich will nichts mehr sagen, ich will schweigen, aber bindet mich nicht. Ich will schreiben, ich will an meinen Notar schreiben."

Diese neue Zusicherung that nochmals ihre Wirkung, und Luizzi nahm die Feder, welche man ihm darreichte. Aber er sah das Papier nicht, seine Hand vermochte nicht mehr die Feder zu führen, er konnte

kaum einige Worte hinwerfen, und sank dann durch diese letzte Anstrengung erschöpft auf das Bett zurück.

„Eile Dich, Louis," sagte Pierre leise, „es ist keine Zeit zu verlieren."

Der Kutscher lief eilig fort und schlug die Thüre hinter sich mit Geräusch zu.

„Laßt mich nicht allein," sagte Luizzi zitternd. „Laßt mich nicht allein."

Pierre und Madame Humbert saßen schweigend an dem Bette, sie gaben auf die geringsten Bewegungen des Kranken Acht, sie beeilten sich, sein Kopfkissen zurecht zu richten und ihn auf die bequemste Art zu legen. Alle Unordnung war im Zimmer verschwunden, denn Pierre hatte, während Luizzi schrieb, alles so geordnet, daß dieser, als er wieder um sich blickte, durchaus keine Spur mehr von der nächtlichen Orgie entdeckte, deren Zeuge er gewesen. Da sein Kopf durch die Krankheit und durch die heftigen Eindrücke sehr geschwächt war, welche die so eben erlebte schmachvolle Scene auf ihn gemacht hatte, kostete es ihn Mühe, ein genaues Bewußtsein aller seiner Erinnerungen zu behalten, und bald kam er dahin, sich zu fragen, ob es nicht noch eine Erscheinung seines Deliriums sei. Ueber diese Zweifel beruhigt, gab er sich einer fieberhaften Schlafsucht hin, welche ihm bald sein ausgeplündertes Haus, bald Miriaden von Blutegeln vorstellten, die ihn von allen Seiten verfolgten. Endlich wurde die Müdigkeit über ihn Herr, er schlief plötzlich ein, und erwachte erst am folgenden Morgen, als der Tag begann. Es war der Schall der heftig bewegten Glocke seines Zimmers, welcher ihn aus dem Schlafe riß; dann sah er Pierre eintreten, welcher mit geschäftiger Miene und ganz leise der Madame Humbert sagte:

„Der Notar kommt."

Louis trat einen Augenblick später ein, und Madame Humbert sagte leise zu ihm:

„Er schläft."

Der Baron entschloß sich, den Irrthum seiner Bedienten zu benützen, um sich über das zu vergewissern, was während der Nacht vorgegangen war. Er lauschte daher auf das, was sie über ihn unter einander sagen würden.

„Du bist lange aus gewesen," sagte Pierre zu Louis.

„Weil ich den Notar nicht zu Hause fand; man sagte mir, er sei in einem Concerte in dem Faubourg Saint-Germain, und ich mußte von dem Boulevard in die Straße Babylone laufen. Als ich da ankam, ließ ich nach ihm fragen, aber ein Lackei sagte mir, daß er ihn in den Salons nicht habe finden können. Ich wollte zurück gehen, da sagte mir ein Kutscher, einer meiner Freunde, der mich fragte, wen ich suche, daß er die Equipage des Notars habe weg fahren sehen und daß er den Befehl vernommen habe, ihn auf die Place Royal zu einem seiner Clienten zu fahren, welcher einen großen Ball gab. Ich lief dahin, und es hat mir Mühe gekostet, ihn her zu bekommen, weil nicht mehr als vier oder fünf bei einer Partie Ecarté vereinigt waren. Ich mußte da noch eine gute Stunde warten, weil die Partie etwas hitzig war; endlich erwischte ich ihn auf dem Durchgange, und ich bringe ihn hier mit den seidenen Strümpfen und dem Claque."

„Gut," sagte Pierre, „vorausgesetzt, daß der Baron nicht rückfällig geworden ist, so ist Alles da, was erforderlich ist."

„Hat er etwas bemerkt?" sagte Louis.

„Nicht im mindesten," entgegnete der Kammerdiener, „er hat geglaubt, daß wir im besten Wachen begriffen gewesen seien."

In diesem Augenblicke ließ sich das Geräusch einer Stimme in dem Salon vernehmen, und der Doctor Crostencoupe trat ein, gefolgt von dem Notar Bachelin.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß es unmöglich ist,"

sagte der Doctor in einem befehlenden Tone; „Diese Dummköpfe müssen einen Moment ruhiger Narrheit für die Rückkehr des Verstandes gehalten haben. Er hat eine hitzige und bleibende Hirnhautentzündung, wir sind von einer Genesung sehr ferne.“

„Zum Teufel,“ schrie der Notar, „da lohnte es sich nicht der Mühe, mich aus meiner Ordnung zu bringen, und mich zu einer solchen Stunde aufstehen zu lassen. Wenn man einen Theil der Nacht über seinen Geschäften gewacht hat, ist es durchaus nicht angenehm, mit Anbruch des Tags aufzustehen.“

„Sie haben vollkommen Recht,“ versetzte der Arzt; „aber Ihre Gegenwart ist, wie ich glaube, hier ganz unnütz.“

„Ich würde darüber trostlos sein,“ entgegnete der Notar, „indessen will ich Herrn von Luizzi sehen und mich von seinem Zustande überzeugen.“

Beide nahten sich ihm und Luizzi öffnete die Augen, um den Arzt zu sehen, dem er anvertraut worden war. Es war ein Mann von sehr schlankem Wuchs und kahler Stirn, obgleich er in einem vorgerückten Alter nicht zu stehen schien; er war mit einer ausnehmenden Eleganze gekleidet und trug den Kopf auf eine ganz theatralische Weise. Er stellte sich an das untere Ende des Bettes des Barons, betrachtete ihn unverwandt, zog die Augenbrauen leicht zusammen, zeigte mit dem Finger auf den Kranken und sagte mit einer ganz doctormäßigen Miene:

„Sehen Sie, die Züge sind vorstehend, das Gesicht ist purpurroth und geschwollen, die Augen sind roth und feuerig, der Augapfel rollt, die Respirationsbewegung ist sehr unregelmäßig und zitternd, die Haut ist feucht; die Krankheit hat sich an Intensität nicht vermindert.“

„Ich glaube, daß Sie sich täuschen, Doctor,“ sagte der Baron sanft.

„Sehen Sie,“ entgegnete Herr Crostencoupe lä-

chelnd, „er ist noch im Delirium, er sagt, daß ich mich täusche."

„Ich schwöre Ihnen, Doctor," versetzte Luizzi, „daß ich alle meine Geisteskräfte habe, und der beste Beweis, den ich Ihnen liefern kann, ist der, daß ich Ihnen die Gründe sage, welche mich bestimmt haben, meinen Notar rufen zu lassen." Sogleich fing der Baron dem Arzte zu erzählen an, wie er von seinen Bedienten gepflegt worden sei, und welche Absichten sie auf den Fall seines Todes haben.

„Heiliger Gott!" rief Madame Humbert, „das ist einmal ein närrischer Einfall; ich habe die Nacht ganz ruhig und ganz allein an seiner Seite zugebracht, und war gezwungen, Louis aufzuwecken, welcher im Vorzimmer schlief."

„Ein Beweis liegt darin," sagte Pierre in finsterem Tone, daß man nur in dem Sekretaire und in den Schränken nachzusehen braucht, ob etwas fehlt."

„Schon gut, schon gut," sagte Herr Crostencoupe, „Sie haben nicht nothwendig, sich zu vertheidigen; es ist ganz gewiß, daß der Wahnsinn fortfährt."

„Aber Sie sind wahnsinnig!" rief Luizzi wüthend, indem er sich von seinem Bette erhob.

„Wie, Ihr habt ihn losgebunden?" rief der Doktor lebhaft, indem er diese heftige Bewegung gewahrte.

„Ei der tausend, es war nothwendig, damit er an den Herrn Notar schreiben konnte," sagte Madame Humbert.

„Vorwärts, legt ihn wieder in seine Bande!" sagte der Doctor.

„Elender, reizen Sie diese nicht dazu an!" rief Luizzi mit steigender Wuth.

„Eilen wir uns, eilen wir uns! Laßt Euch durch das Geschrei nicht irre machen," versetzte der Arzt.

„Was gibt es, was gibt es," rief der Notar, der

plötzlich aufwachte und auffuhr, denn ermüdet von der Nacht, die er, wie er zu sagen beliebte, bei seinen Geschäften zugebracht, hatte er sich in einen Armsessel gesetzt und war während Luizzis Erzählung eingeschlafen.

„Mein Gott," rief der Arzt, „das Fieber wird ärger, als es je war."

„Herr Bachelin," schrie Luizzi, „kommen Sie mir zu Hülfe, das ist ein vorbedachter Mord."

„Sie hören es, entgegnete der Doctor, „der Wahnsinn ist vollständig."

„Schicken Sie mir einen andern Arzt," sagte Luizzi, „diesen da kenne ich nicht; der ist ein Ränkemacher; ein Elender; ich befinde mich in den Händen von Menschen, die auf meinen Tod speculiren."

„Bindet ihn fester als je;" sagte der Arzt, während der Baron sich so gut als möglich vertheidigte. Endlich waren seine Kräfte erschöpft, er verlor vor Wuth den Athem, kraftlos und keuchend fiel er auf sein Bett zurück.

„Armer Mensch," sagte der Notar, indem er ihn betrachtete, „ich habe ihn früher so stark und so munter gesehen. Das wird eine schöne Erbschaft für die Crémancé's."

„Niemals," entgegnete Luizzi, „mein Vermögen soll niemals an eine Familie übergehen, welcher die niederträchtige Frau von Fantan angehört."

„Gut," sagte der Arzt, „so ist die Sache mit einmale abgemacht; entfernen Sie sich, mein Herr, der Gedanke an ein Testament muß ihn nur noch mehr aufregen."

Der Notar warf im Hinausgehen einen mitleidigen Blick auf den unglücklichen Luizzi und nahm seine letzte Hoffnung mit weg.

So wie der Arzt allein war, begann er, indem er sich an Madame Humbert wendete:

„Sagen Sie, welchen Erfolg die Blutegel und die Senfpflaster diese Nacht gehabt haben."

„Ich habe sie nicht angewendet, denn die Nacht war sehr ruhig.“

„Das ist kaum glaublich, niemals war der Puls so aufgeregt; Sie werden sie sogleich anwenden. Sie können hundert ansetzen.“

„Sehr wohl, sagte Madame Humbert.

„Ich werde diesen Abend wiederkommen und nachsehen,“ bemerkte der Arzt.

Er ging sogleich weg.

So wie er nicht mehr im Zimmer war, schauten sich die drei Diener an und schienen sich zu fragen; aber auf ein Zeichen Pierre's gingen auch sie hinaus und ließen Luizzi allein.

Der unglückliche Baron war also seinen Betrachtungen allein gegenüber. Er befand sich in den Händen eines unwissenden Henkers, der ihn nothwendiger Weise durch seine Heilmittel tödten mußte; er befand sich in der Gewalt seiner Diener, deren verbrecherisches Vorhaben er entschleiert hatte, ohne jemand davon überreden zu können, und die ein gewisses Interesse dabei hatten, daß er nicht wiedergenese, das nämlich, daß sie der Strafe entgingen, welche er herbeiführen konnte. Er hatte kein Mittel, seine Freunde in Kenntniß zu setzen, und konnte er überhaupt sagen, daß er Freunde habe? Das war ohne Zweifel seine Sache nicht. Seine Dienerschaft hielt im Vorzimmer eine Berathung, um ein nothwendig gewordenes Verbrechen zu vollenden. Was thun? Was beginnen? An wen sich wenden? An den Teufel. Luizzi schauderte noch vor dem Gedanken zurück, sich mit diesem höllischen Agenten zu benehmen; war er es nicht, der ihn in die schreckliche Lage versetzt hatte, in der er sich befand? Und würde ihn vielleicht der Teufel nicht blos darum aus derselben ziehen, damit er ihn in eine noch schrecklichere versetzen könne. Indessen war er doch sein einziges Auskunftsmittel, und in der gänzlichen Verlassen-

heit von aller menschlichen Hülfe rief der Baron den Satan. Aber Satan erschien nicht, und Luizzi erkannte, daß auch diese Hoffnung ihm geraubt sei. In der That war die gebietende Glocke außer seinem Bereiche, und er hatte eben so wenig Mittel, seinen höllischen Sklaven zum Gehorsam zu bringen, als seine menschlichen Diener.

In Folge dieser Unmöglichkeit wurde die Hoffnung, welche Luizzi, an jeder andern verzweifelnd, auf den Satan gesetzt hatte, scheinbar für ihn ein Mittel des Heils, welches ihm geraubt worden war, und nach dem er sich um so heftiger sehnte, je weniger er von demselben Gebrauch machen konnte; er beklagte bitter, den Augenblick nicht benützt zu haben, in welchem seine Bedienten ihm gehorchten, um diesen Talisman zu verlangen, und in einem Anfalle von Wuth schrie er:

„O! ich würde zehn Jahre meines Lebens darum geben, wenn ich diese Glocke haben könnte."

„Wahrhaftig?" sagte der Teufel, indem er plötzlich am Fuße seines Bettes erschien.

„Ha, Du bist es, Satan?" sagte Luizzi. „Befreie mich, rette mich."

Und Du wirst mir zehn Jahre Deines Lebens geben?"

„Hast Du mir nicht schon genug davon genommen?"

„Nicht genug, denn Du hast zu viele Thorheiten begangen.

„Du bist es, Niederträchtiger, der mich dazu gebracht hat."

„Indem ich Dir gehorchte?"

„Indem Du mir die Wahrheit verbargst."

„Während ich sie Dir sagte. Das eine bedenke, Baron, daß der, welcher diese Welt gemacht hat, ein geschickter Handwerker ist. Wenn er über die Augen der Menschen die Augenlieder gesetzt hat, so geschah es, damit sie nicht blind würden durch die blendenden Strah-

len der Sonne. Wenn er ihnen Unwissenheit, Irrthum und Leichtgläubigkeit gab, so geschah es, daß sie nicht Dummköpfe und Wahnsinnige vor dem blitzenden Scheine der Wahrheit würden."

„Wenn es sich so verhält, so habe ich nichts mehr zu fragen."

„Das geht Dich an."

„Kann ich mich aus meiner Lage retten?"

„Du kannst es."

„Nun, so gib mir allein diese Glocke zurück."

„Zum Henker, nein, es ist hohe Zeit, daß ich sie nehme, ich bin frei.

„Warum bist Du denn gekommen?"

„Weil Du mir einen vortheilhaften Handel angeboten hast."

„Ich will ihn nicht eingehen."

„Du bist Herr darüber."

„Zehn Jahre meines Lebens?" sagte Luizzi schmerzlich; „niemals."

„Wozu hat es Dir denn gedient, weil Du so viel darauf hältst?"

„Eben, weil es mir bisher so wenig gedient hat, will ich mit dem Reste sparsam umgehen."

„Nun," versetzte der Teufel, „in Erwiederung dieser Rede will ich Dir einen guten Rath geben. Du hast in diesem Augenblicke die Höchste der Wahrheiten gesagt; der Mensch hängt nur darum so sehr an dem Leben, weil er einen schlechten Gebrauch davon gemacht hat; er glaubt ohne Unterlaß, daß der morgende Tag ihm bringen würde, was er an diesem Abende entschlüpfen ließ; und er jagt immer einer Sache nach, welche er hinter sich gelassen hat."

„Du hast Dich nicht verändert, Meister Satan, und Du predigst immer noch Moral. Welches ist der Rath, den Du mir geben willst?"

„Verheirathe Dich," sagte der Teufel.

„Ich!" rief Luizzi.

„Sieh', mein Meister, wenn Du nicht in diesem Augenblick allein wärst, würde Dir von Allem dem nichts begegnet sein."

„Das ist eine Schlinge, die Du mir legst."

„Das ist ein Handel, den ich Dir vorschlage. Nimm eine Frau, und ich ziehe Dich aus Deinem Bette, ohne etwas zu verlangen."

„Eine Frau aus Deiner Hand, das wäre ein trauriges Geschenk."

„Du sollst wählen, ich werde mich nicht im Geringsten darein mischen."

„Du weißt, daß ich schlecht wählen werde."

„Auf Satanstreue, ich habe nicht daran gedacht; allein ich habe den Vortheil für mich. Du bist eitel, Du bist schwach, Du bist reich, Du wirst in die Hände irgend einer Intriguantin fallen."

„Und welches ist die Frist, die Du mir auferlegst?"

„Sechs Monate."

„Und wenn ich am Ende dieser Zeit nicht gewählt haben werde?"

„Dann bekomme ich zehn Jahre Deines Lebens."

„Aber welchen Vortheil wirst Du daraus ziehen, wenn ich mich verheirathe?"

„Es ist meine Freiheit, die ich erkaufe," sagte Satan lachend. „Deine Frau wird Dir so viel zu schaffen machen, daß Du Dich nicht mehr mit mir beschäftigen kannst. Du bist eitel, Du wirst sie für schön halten, folglich wirst Du eifersüchtig sein. Eine ungeheure Eroberung. Du bist schwach, das heißt: Du wirst der Diener aller ihrer Launen sein; Du bist reich, das wird ihr das Recht geben, so viel zu haben, daß Du keine Zeit mit mir vertragen kannst."

„Du benützest Deine Vortheile, Satan; Du würdest es nicht wagen, so zu mir zu sprechen, wenn ich meine Glocke hätte."

„Du siehst also, daß ich nicht so sehr Teufel bin, als man es sagt, weil ich wie ein Mensch handle."

„Dein Rath, davon bin ich überzeugt, ist ein treuloser.“

„Sankt Paulus hat gesagt: Melius est nubere quam uri, es ist besser sich verheirathen, als verbrennen.“

„Aber sage doch endlich, muß ich hier zu Grunde gehen?“

„Wer weiß es?“

„Du willst gar zu pfiffig sein, Satan,“ entgegnete Luizzi lachend; ich habe Dich in Deiner eigenen Schlinge gefangen; Du hast zehn Jahre meines Lebens verlangt, ich habe also noch zehn Jahre zu leben.“

„Ja wohl! aber in welcher Weise?“ Du bist in den Händen eines Arztes, der Dich für wahnsinnig hält.“

„Er muß wohl das Gegentheil erkennen.“

„Glaubst Du denn, daß Henriette Buré wahnsinnig sei?“

„Wie beliebt?“ rief Luizzi. „Und du denkst, daß ich mein Leben in einem Irrenhause beschließen könnte?“

„Es gibt noch viel verständigere Menschen als Dich, die darin gestorben sind.“

„Du verläumdest die Gesellschaft, Satan.“

„Ich werde Dich einmal darüber urtheilen lassen.“

„Wann das?“

„Vielleicht morgen, vielleicht erst in zehn Jahren; es hängt von dem Entschlusse ab, den Du fassen wirst.“

„Aber Du kannst mir doch einen einzigen Gegenstand sagen? Ist die schändliche Scene, welche ich während dieser Nacht gesehen habe, wirklich wahr, oder war sie nur ein Erzeugniß meines Deliriums?“

„Du hast gut gesehen und hast gut gehört.“

„Das macht das Herz unruhig,“ sagte Luizzi.

„Weil Du krank bist Baron, und weil Du einen verwöhnten Geschmack hast.“

„Du, Prediger des Lasters, wirst Du es wagen, es selbst unter dieser gemeinen Form zu vertheidigen,“ versetzte der Baron.

„Gut,“ sagte der Teufel, „ich überlasse das der guten Gesellschaft.“

„Der guten Gesellschaft?“ entgegnete Luizzi.

„Der besten und der affenmäßigsten, mein Theurer,“ versetzte der Teufel, indem er mit seinen Lippen blies, wie wenn er von einem üblen Geruche angegriffen sei. „Du hast hier einen Vorgeschmack von der Literatur, die in einigen Jahren Aufsehen machen wird.“

„In Frankreich?“ fragte Luizzi, „bei dem anmuthigsten und geistreichsten Volke der Welt?“

„Ja, mein Meister, bei dem anmuthigsten und geistreichsten Volke; es wird sich bald eine Literatur schaffen, welche der Geschichte der Logen, der Mansarden und der Kneipen geweiht ist; die Helden werden die Portiers, die Kleiderhändler und die Toilettentrödler sein; die Sprache wird ein arges Rothwälsch, die Sitten werden die Laster der niedrigsten Klasse, die Portraits dumme Carricaturen sein.“

„Und Du glaubst, daß man dergleichen Werke lesen werde?“

„Man wird sie verschlingen, große Damen und Grisetten, Beamte und Bankagenten.“

„Und man wird dergleichen Produkte schätzen?“

„Diese Dummheit habe ich nicht gesagt. Es wird mit dieser Literatur, wie mit einer galanten Frau sein; man verachtet sie, aber man lauft ihr nach.“

„Das ist ein großer Unterschied.“

„Das ist ganz dieselbe Sache, Baron; es ist das Vorrecht der leichten Vergnügungen; um sich in der Liebe einer ausgezeichneten Frau zu gefallen, muß man eine Hoheit des Herzens und der Gedanken haben;

man muß sein Glück in einem Worte, in einem Blicke, in einer Bewegung, in etwas Zartem und Verschleiertem, in etwas Heiligem und Ernstem zu finden wissen. Mit einem Freudenmädchen dagegen kommt das Vergnügen im Galopp, frank und frei, ganz offen, Hals und Brust unanständig entblößt; man hat keine Mühe, es zu verfolgen, es wirft sich an euren Hals, es reizt euch an, reißt euch fort, es verwirrt euch. Am folgenden Morgen erröthet man darüber, am Abende fängt man es wieder an. Das nämliche gilt von der Literatur; man erzählt nicht jedem, dem man begegnet, daß man hinter einem schlechten Buche gewesen sei, aber man geht zu demselben zurück."

„Und können solche Scenen, wie ich sie gesehen habe, darin eine Stelle finden?"

„Mußt Du nicht meine Memoiren schreiben?"

„Und Du willst, daß sich ein solches Gemälde darin finde?"

„Warum nicht? Glaubst Du, daß ich bei der Entfernung, in der ich mich von der Menschheit befinde, einen großen Unterschied zwischen den Lastern der großen Herren und zwischen denen der Bauern mache? Glaubst Du, daß für den, der den Menschen in seiner ganzen Nacktheit sieht, das Kleid, welche seine Gebrechen bedeckt, eine Sache von Belang sei? Du hast die Habsucht in ihrem gemeinsten Ausdrucke gesehen, willst Du sie auch in dem sehen, was man Welt nennt?"

„Was verstehst Du unter Welt?"

„O, es gibt verschiedene Stockwerke darin; aber ich habe nie einen andern Unterschied, als die Haltung und das Geheimniß gesehen."

„Das heißt, daß es oben mehr Heuchelei gibt als unten. Das ist nichts, als ein Laster mehr."

„Mein guter Freund," sagte Satan, „die Heuchelei ist, wenn man sie recht nimmt, das große sociale Gut der Menschheit."

„Wie beliebt?“ sagte Luizzi.

„Höre, Baron, in einer Stadt, in welcher die Pest herrscht, ließe eine bedachtlose Verwaltung die Straßen mit Kranken und mit Leichnamen anfüllen, und es wird nicht zweifelhaft sein, daß diese Geißel in kurzer Zeit drei Viertheile der Bevölkerung hinwegrafft. Wenn aber die Verwaltung dagegen jede Spur der Krankheit verschwinden läßt, wenn die Sterbenden in den Hospitälern verborgen, die Opfer der Epidemie schnell bei Seite geschafft werden, so wird sich diese auf ihre eigene Kraft reducirt sehen. Mit dem Laster ist es, wie mit der Pest. Es hat seine Miasmen, welche die moralische Luft verpesten, und das nennt ihr das schlechte Beispiel. Tadle daher nicht die Heuchelei, welche die Wunden der Menschheit aufdeckt; sie ist die moralische Zuträglichkeit der Gesellschaft.“

„Und was ist denn die Tugend?“

„Die Tugend, mein Meister, ist die Gesundheit.“

„Wo ist sie?“

„Suche.“

„Und wie kann ich sie nach dem, was Du mir gesagt hast, entdecken? Wer bürgt mir dafür, daß die Heuchelei, diese geschickte Betrügerin, nicht schändliche Krankheiten verberge.“

„Schau unter die Kleider.“

„Das heißt, ich soll die Geschichten hören, die Du mir erzählen wirst. Ich habe nichts als Verbrechen darin gesehen.“

„Ich habe die Gegenstände nicht ausgesucht.“

„Aber wenn ich durch Zufall einem reinen Wesen begegnete, würdest Du es nicht durch Deine Erzählungen besudeln?“

„Ich werde weder lügen noch verleumden; das ist nur die Waffe der Schwachen und der Feigen.“

„Weil es denn so ist, Meister Satan, weil ich die Gewißheit habe, über jede Frau, der ich begegnen werde, die Wahrheit zu erfahren, nehme ich den Ver-

trag, den Du mir vorschlägst, jedoch nur unter der Bedingung an, daß ich zwei Jahre haben werde, um meine Wahl zu treffen."

„Es sei, zwei Jahre!" versetzte der Teufel.

„Das ist ausgemacht?"

„Ausgemacht."

„So heile mich jetzt."

„Darin vermag ich nichts," entgegnete Satan, „ich befasse mich nicht mit materiellen Gegenständen dieser Welt, das weißt Du wohl."

„So hast Du mich doch betrogen?"

„Du bist immer derselbe; mißtrauisch, weil Du falsch bist. Gehe, in drei Wochen wirst Du eben so gesund sein, als Du sein kannst."

„Und wie?" sagte Luizzi.

Der Teufel war nicht mehr da.

XV.

Eine schöne Kur.

Luizzi fand sich durch das plötzliche Verschwinden des Teufels sehr getäuscht; aber durch seine Verheißungen sicher gemacht, betrachtete er seine Lage mit viel ruhigerem Geiste und er begriff endlich, daß sie nicht so verzweifelt sei, als er sich vorgestellt habe, und daß der Schrecken ihn in den Hindernissen, welche er besiegen solle, Ungeheuer habe erblicken lassen. Einen Augenblick darauf kam Madame Humbert zurück; aber statt des warmen Glases mit Blutegeln, statt des Vorrathes von Senfmehl, welche er in den Händen der Matrone zu sehen erwartete, gewahrte er, daß sie eine

kleine Platte trug, auf welcher sich eine Tasse Bouillon und ein Glas vortrefflichen Weines befand. Wir haben gesagt, daß Luizzi mit einem schrecklichen Hunger aufgewacht war; der Anblick der Fleischbrühe erregte lebhaft seine Eßlust, und der Hunger gab dem Baron die Idee ein, Madame Humbert in das Geheimniß einzuweihen und sie so von der Verschwörung seiner Dienerschaft abtrünnig zu machen. So sehr ist es wahr, daß der Magen bei den meisten Menschen der Sitz des Genies ist. Er rief daher Madame Humbert und sagte zu ihr:

„Bringen Sie dieses vortreffliche Frühstück mir?"

„Ihnen, mein Herr? O, nein, Sie sind viel zu krank, um etwas zu nehmen."

„Fangen Sie wieder an, mich zu behandeln, wie wenn ich wahnsinnig wäre?"

„Gott und Herr!" entgegnete Madame Humbert, „ich weiß es wohl, daß der Herr Baron Ihren ganzen Verstand haben; es ist aber nicht weniger wahr, daß ich nicht erlauben kann, Ihnen zu essen zu geben. Meine Pflicht ist es, die Befehle des Arztes zu vollziehen."

„Ohne Zweifel," sagte Luizzi, „aber in Ihrem Interesse liegt es nicht."

„Nicht das Interesse ist es, welches mich leitet, Herr Baron."

„Um so schlimmer, denn wenn Sie mir diese Fleischbrühe gegeben hätten, würde ich sie Ihnen wie mit flüssigem Golde bezahlt haben."

„Und wenn der Doctor Crostencoupe es erführe?"

„Ich würde ihn zur Thüre hinaus werfen, wenn er etwas darüber sagte."

„Das heißt so viel, daß er mich zur Thüre hinaus werfen, und daß er Ihnen eine alte, häßliche Krankenwärterin geben würde, die Alles das thun müßte, was er will."

„Sie haben Recht, Madame Humbert, ich werde

ihm nichts sagen. Lassen Sie einmal diese Bouillon sehen."

Madame Humbert rückte die Tasse zurück und sagte:

„Man müßte ihm auch sagen, daß Sie die Mittel gebraucht haben."

„Ich werde es ihm sagen. Geben Sie mir diese Bouillon."

Sie nahm die Tasse und nahte sich mit derselben dem Bette.

„Auch Pierre und Louis könnten ihm hinterbringen, daß Sie die Verordnungen nicht befolgt haben," versetzte Madame Humbert mit verlegener Miene, und sie stellte die Tasse wieder auf die Platte.

„Ich werde Pierre und Louis verzeihen, wenn sie das Geheimniß bewahren wollen. Aber geben Sie mir diese Bouillon."

„Trinken Sie wenigstens langsam."

„Schon gut, schon gut."

„Warten Sie, ich muß Ihnen die Riemen los machen, mit welchen Sie festgebunden sind."

„Wohlan, Madame Humbert; Sie sind eine brave Frau."

Luizzi verschlang die Fleischbrühe und fühlte sich so erkräftigt dadurch, daß ihm zu gleicher Zeit die Hoffnung in das Herz zurück kam, wie die Wärme in den Magen drang.

Gegen Abend kam der Doctor Crostencoupe und fragte, ob man seine Verordnungen genau befolgt habe.

„Ach, Doctor," sagte Luizzi, als er ihn bemerkte, „was ich heute für ein seltsames Ding empfunden habe! Stellen Sie sich vor, es schien mir, als falle ein Schleier von meinen Augen, ich empfand ein schreckliches Jucken auf der Brust und ein furchtbares Brennen an den Schenkeln."

„Gut," sagte der Doctor, die Augenbrauen zu-

sammenziehend, „das sind die Blutegel und die Senfpflaster. Hernach?“

„Hernach, Doctor, fühlte ich, je mehr diese Schmerzen sich mehrten, meinen Kopf freier werden, und bald schien es mir, als gehe ich aus einer tiefen Nacht hervor.“

„Endlich,“ rief der Doctor Crostencoupe, „sind Sie gerettet, Herr Baron. Es handelt sich jetzt nur noch darum, auf demselben Wege zu beharren; noch zweihundert Blutegel und fünfzehnmalige Anwendung des Senfpflasters, und Sie werden im Stande sein, zu Pferd zu steigen.“

„Ich hoffe es, Doctor,“ sagte Luizzi.

„Aber was ich Ihnen ganz besonders empfehle, ist die strengste Diät.“

„Wie, Doctor, nicht die geringste Nahrung?“

„Nicht ein Glas Zuckerwasser. Die leichteste Nahrung brächte den Tod.“

„Den Tod!“ rief Luizzi aufgeschreckt.

„Den unmittelbaren und plötzlichen Tod.“

„Bah,“ machte der Baron in einem scherzenden Tone.

„Neue Congestionen gegen das Gehirn, Wahnsinn, Hirnwuth, Erweichung des kleinen Gehirns, Schlafsucht und Tod.“

„O, Molière!“ dachte Luizzi.

„Sie verstehen mich wohl, Madame Humbert?“ sagte der Doctor Crostencoupe.

„Ganz gewiß, ganz gewiß, Herr Doctor.“

„Auf morgen.“

Und er ging weg. Am folgenden Morgen kam er wieder und brachte eine ungeheure Schachtel Pillen und eine versiegelte Flasche, welche er auf das Bett des Kranken niedersetzte.

„Das muß Ihre Heilung vollenden. Von Stunde zu Stunde werden Sie eine dieser Pillen nehmen und

in den Zwischenräumen werden Sie nicht verfehlen, einen Kaffeelöffel voll von diesem Liqueur zu trinken."

„Ich werde es thun, Doctor, ich versichere Sie."

Herr Crostencoupe ging weg, und unmittelbar darauf brachte Madame Humbert für Luizzi Bouillon, welche dieser mit einer kindischen Freude nahm.

So vergingen acht Tage und während derselben ermangelte der Doctor nicht, alle Morgen und alle Abende einen Besuch zu machen und den pünktlichen Gebrauch seiner Pillen und seines Kühltrankes anzuempfehlen, während dieser pünktlich, von Stunde zu Stunde, zum Fenster hinaus geschüttet wurde. Der Baron versicherte, sich unter dieser Behandlung zu wohl zu befinden, um nicht derselben zu folgen. Am Ende der Woche wagte er es, den Arzt um die Erlaubniß zu bitten, ein wenig Bouillon nehmen zu dürfen."

„Bouillon!" versetzte der Doctor, „Bouillon! Sie wollen die Wirkung aller meiner Sorgsamkeit zerstören, Bouillon! Nehmen Sie Arsenik, dann wird es schneller geschehen sein."

„Seit acht Tagen," versetzte Luizzi lachend, „nehme ich Bouillon."

„Bah!" machte der Doctor, ohne sehr erstaunt zu sein.

Er sann nach und sprach dann:

„Ich begreife, daß die Pillen und der Syrup der Wirkung dieses verabscheuungswürdigen Nahrungsmittels zuvorgekommen sind. Ueber das, was Sie mir gesagt haben, bin ich entzückt; es beweist mir, daß diese Mittel noch viel wirksamer sind, als ich dachte."

„Also kann ich mit Bouillon fort fahren?"

„Ja; aber Sie müssen sie mit viel Wasser versetzen, und die Dosis der Pillen und des Syrups verdoppeln."

„Ich werde es nicht vergessen," entgegnete Luizzi.

Kaum war der Doctor weg gegangen, als der Baron mit triumphirender Miene rief:

„Madame Humbert, lassen Sie mir ein Cotelett machen, und werfen Sie alle Stunden zwei Pillen und zwei Löffel voll Syrup zum Fenster hinaus. Der Doctor will bezahlt sein."

Der Herr Doctor Crostencoupe kam am folgenden Morgen wieder und nachdem er ihm versichert hatte, daß eine doppelte Ration Pillen und Syrup verschluckt worden sei, wunderte er sich, wie der Kranke sichtlich zunehme.

Nach Ablauf einer Woche fing Luizzi dieselbe Comödie von Neuem an.

„Doctor," sagte er, „es scheint mir, daß es vielleicht Zeit sei, mir ein Cotelett oder den Flügel eines Huhns zu erlauben."

„Ha, ha, für dießmal nicht, Herr Baron. Den Magen einer peinlichen Verdauung zu unterwerfen, Unordnung in die nervösen Warzen des Magens zu bringen, die in einem so unmittelbaren Zusammenhange mit dem Gehirn stehen, das hieße die Krankheit in ihre ganze Wuth zurückführen wollen."

„Glauben Sie?"

„Ich bin davon überzeugt. Sehen Sie, das ist das Gewöhnlichste in dem Bereiche des Praktikers, es ist die Eselsbrücke der Medizin."

„Wohlan, ich will Ihnen sagen, Doctor, daß ich seit acht Tagen alle Morgen meine Cotelette speise."

„Das ist wunderbar," schrie Crostencoupe, indem er zurückschrack, „und Sie haben nichts darauf empfunden?"

„Nichts als ein vortreffliches Wohlbefinden."

„Zum Verwundern! Keine Beengung im Denken?"

„Nein."

„Kein Ohrenklingen?"

„Nein."

„Keinen Schwindel?"

„Nein, nichts, durchaus nichts."

„Ach, ich hätte nicht daran geglaubt.“

„Woran?“

„An die unwiderstehliche Kraft meiner Pillen und meines Syrups. Sehen Sie, Baron, ungeachtet der Unklugheiten, welche Sie sich zu Schulden kommen ließen, sind Sie fast ganz geheilt. Verdoppeln Sie die Dosis, vier Pillen die Stunde und zwei große Eßlöffel voll Syrup.“

„Und dann kann ich meine Cotelett's fortsetzen?“

„Hm! das weiß ich darum nicht.“

„Die Pillen sind so wirksam.“

„Ein halbes Cotelett.“

„Der Syrup wirkt so außerordentlich!“

„Nun, das Cotelett mag hingehen.“

Dann rief er:

„Madame Humbert, hören Sie; ich mache Sie für das Leben des Herrn Barons verantwortlich; ich habe ihm ein Cotelett, versteht sich ein mageres und wohlgekochtes Cotelett erlaubt; wachen Sie darüber, daß man die Vorschrift auch nicht um einen Bissen Brodes überschreitet. Besonders nichts Unverdauliches, ja nichts Unverdauliches.“

„Gewiß, Herr Doktor.“

Crostencoupe ging fort, Luizzi warf seine Decken vom Bett, stand auf und rief:

„Madame Humbert, ich bedarf ein Mittagessen zu drei Gedecken, und besonders Salat und Artischocken mit Pfeffer-Sauce.“

„Ach, Herr Baron, nehmen Sie sich doch in Acht,“ sagte die Krankenwärterin, indem sie die Augen niederschlug und erröthete.

„Ha,“ sagte Luizzi, „es ist meine einfache Toilette, welche Sie erschreckt? Es dünkt mich, daß dieses nichts Neues für Sie sein sollte.“

„Nichts Neues, Herr Baron,“ sagte Madame

Humbert, mit einem Lächeln, mit einem Schütteln des Kopfs und mit einem unerhört neugierigen Blicke.

Der Baron umarmte Madame Humbert. Pierre trat ein; und dieses brachte den Baron auf den Gedanken, daß er in seiner Verirrung im gesunden Zustande der Nebenbuhler seines Kammerdieners werde. Er fühlte sich dadurch erniedrigt, und wurde diesem gegenüber gebietend.

„Es scheint, daß der Herr plötzlich genesen ist,“ sagte Pierre.

Man bereitete ihm das Mittagessen, und er aß bewunderungswürdig. So verflossen abermals acht Tage. Eines Morgens als ihn der Doctor aufgestanden traf, sagte er lachend zu ihm:

„He, he, Herr Baron, ich hoffe, daß Sie die vortreffliche Wirkung meiner Vorsichtsmaßregel erkennen werden, indem ich Ihnen untersagte, etwas anderes, als ein kleines Cotelett zu essen.“

„Gehen Sie doch, Doctor, seit acht Tagen nähre ich mich von Braten, vortrefflichen Ragout's und von allen Arten von Unverdaulichkeiten.“

„Unerhört! Unerhört! Unerhört!“ rief der Doctor, indem er das Zimmer mit großen Schritten durchlief. Ich habe meinem Memoire einen bewunderungswürdigen Erfolg beizufügen. „Ja,“ fuhr er fort, indem er ein Manuscript, aus der Tasche zog, „das ist ein Manuscript, welches meinen Ruhm und mein Glück begründen wird; es ist die Geschichte Ihrer Krankheit und Ihrer Genesung. Ich schicke es morgen an die Akademie der Wissenschaften; es ist nicht anders möglich, als daß sie über die bewunderungswürdigen Resultate meiner Behandlung staunen wird, welche ich mitten unter Gefahren vollführte, die der Kranke nach Belieben herbeizurufen schien. Sie zu heilen, wäre ganz einfach gewesen, wenn Sie meinen Verordnungen Folge geleistet hätten; aber Sie ungeachtet der unaufhörlichen Verletzungen des vorgeschriebenen Verhaltens zu hei-

len, ist der offenbarste Beweis der vortrefflichen Wirkung meiner Pillen und meines Juleps. Sie werden auf die Nachwelt übergehen, Herr Baron, Crostencoups Pillen, Crostencoupes Syrup! Morgen werde ich sie in allen Journalen ankündigen lassen, Sie werden mir erlauben, Herr Baron, Ihren Namen anzuführen; das ist die einzige Belohnung, die ich verlange."

„Thun Sie es, Doktor," sagte der Baron lachend, „ich werde entzückt sein, die Meinung der Akademie der Wissenschaften über dieses Heilmittel zu erfahren."

„Jetzt, Herr Baron, will ich die letzte Hand an dieses Memoire legen. Ich werde die Ehre haben, es Ihnen vorzulesen. Ich bin sicher, Sie zu Hause zu finden, denn Sie gehen noch nicht aus."

„Wie," sagte der Baron, „ich kann noch nicht ausgehen? Wenn ich indessen acht Pillen nehmen würde?"

„Sie können deren acht nehmen; aber ich verbiete Ihnen, auszugehen."

So wie der Doktor fort war, öffnete der Baron sein Fenster, warf die Pillenschachtel und alle Syrupflaschen hinaus und rief mit einer Stentorstimme:

„Louis, spann die Pferde an."

Dann ergriff er in seiner Freude die Glocke, um seinem Kammerdiener zu klingeln.

Der Teufel erschien.

„Wer ruft Dich?" sagte der Baron zu ihm.

„Du bist es."

„In der That," versetzte Luizzi, „Du hast Recht. In meiner Verwirrung habe ich mich in der Glocke vergriffen."

„Nun," sagte der Teufel, „was denkst Du von Deinem Arzte?"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Medicin so dummes Zeug sei."

„Dein Kammerdiener hat Recht, Du bist plötz-

lich genesen und plötzlich auch wieder eingebildet geworden."

„Warum?"

„Ich habe Dich gefragt, was Du von Deinem Arzte denkst. Uebrigens ist die menschliche Dummheit immer dieselbe; sie mißt immer den Dingen das Unrecht der Individuen bei, der Religion die Fehler der Priester, dem Gesetze die Mißgriffe der Gerichte, der Wissenschaft die Unwissenheit ihrer Eingeweihten."

„Es ist möglich," sagte Luizzi ungeduldig; „aber ich habe keine Lust zu einer Predigt."

„Ziehst Du vielleicht eine Geschichte vor?"

„Noch weniger, versteht sich für den Augenblick; denn Du weißt, was Du mir versprochen hast, und daß Du mir die Wahrheit sagen mußt, wenn ich durch Zufall einer reinen und edlen Frau begegnen sollte."

„Ich werde es thun."

„Und Du bist sicher, es zu vermögen?"

„Kind," sagte der Teufel mit einer eifersüchtigen und melancholischen Wuth, „glaubst Du, ich kenne die Engel nicht? Hast Du vergessen, daß ich im Himmel gewohnt habe?"

„Deiner Rechnung nach wäre also eine reine und edle Frau der Himmel; wo werde ich sie finden?"

„Suche," erwiederte der Teufel hohnlachend, „suche, mein Meister, und vergiß nicht, daß Du nicht mehr als zwei Jahre hast."

„Vergiß nicht, daß ich meinen Talisman wieder erlangt habe."

„Ich besitze ein besseres Gedächtniß als Du," entgegnete Satan, „denn ich habe mein Wort gehalten, ich habe Dir Deine Gesundheit wieder gegeben."

„Du! Hast Du Dich nicht geweigert, Dich in meine Heilung zu mengen?"

„Materiell, ja; aber moralisch..."

„Und wie das?"

„Mit einem schlimmen Gedanken; ich gab Madame Humbert das Project ein, Dir Dein Delirium wieder herbeizuführen, indem sie Dir zu essen gab und Dir die Freiheit ließ, Deinem Arzte nicht zu gehorchen.“

„Du gibst allen Dingen eine schreckliche Erklärung, ich habe die Niederträchtigkeit dieser Diener vergessen gehabt.“

„Glaubst Du sie tief unter Dir, weil Du sie in ihrem Interesse gefährden wolltest, Du, der Du um eine Secunde lang lachen zu können, einen Empiriker auf Deinen Namen sich berufen ließest, um ein öffentliches Gift zu verkaufen?“

„Ich werde sie fortjagen.“

„Baron, Baron!“ sagte Satan, „Du wirst wohl daran thun; denn Du hast vor ihnen geweint, Du hast mit ihnen Schülerstreiche gegen Deine Arzeneimittel ausgeübt, Du hast aufs Geschickteste mit ihnen gespielt, und sie verachten Dich.“

„Die Verachtung meiner Diener!“ rief Luizzi wüthend.

„Baron,“ entgegnete der Teufel, lachend, „das hat man immer am ersten; es geht nur ein wenig der Verachtung der Welt voran.“

„Also . . .“

Der Teufel ging weg, indem er einen spöttischen Blick auf den Baron warf, eine Viertelstunde später erschien dieser in einer glänzenden Equipage in den Elysäischen Feldern. Es war ein herrlicher, warmer Frühlingstag; er sah alle seine Freunde, theils zu Wagen, theils zu Pferd, aber keiner wollte ihn wieder erkennen. Frau von Marignon, welche unter andern in einer offenen Kalesche mit Herrn von Mareuilles vorüberfuhr, wandte absichtlich den Kopf weg. Luizzi kehrte wüthend und zur Rache entschlossen nach Hause. Jetzt kam ihm zum erstenmal der Gedanke, die Liste

der Personen zu fordern, welche sich nach seinem Befinden hatten erkundigen lassen. Er fand nur zwei Namen, den Ganguernets und den der Frau von Marignon.

XVI.

Ein Marquis.

Als Luizzi diese beiden Namen sah, war er darüber erstaunt, sie auf der Liste zu finden, während so viele andere darauf fehlten. Der Mangel des Namens des Herrn von Mareuilles erlaubte ihm nicht zu zweifeln, daß er an der Insolenz der Frau von Marignon zur Hälfte Theil gehabt, und er suchte nach einem Mittel, ihn dafür zu bestrafen. Der sich selbst überlassene Mensch hat keinen Mangel an bösen Gedanken; der, der sich in Verbindung mit Satan befindet, muß davon vollgepfropft werden. Herr von Mareuilles mußte Fräulein von Marignon heirathen; sollte es kein Mittel geben, ihm seine Frau zu rauben? Luizzi dachte lange darüber nach; allein er fand kein anderes Mittel, um dieses Vorhaben auszuführen, als das, sich selbst in die Reihen der Freier zu stellen; und ungeachtet der Nothwendigkeit, in der er sich befand, eine Frau binnen zwei Jahren zu nehmen, war er doch keineswegs versucht, seine Blicke einer Seite der Welt zuzuwenden, in welcher er so viele Verbrechen entdeckt hatte.

Die Einbildungskraft war gerade nicht die glänzendste Seite des Barons, und wahrscheinlich würde er bei seinem boshaften Vorsatze stehen geblieben sein, ohne ein Mittel zu dessen Ausführung zu finden, als

man ihm den Besuch des Herrn Ganguernet ankündigte.

„Ei guten Tag, Baron," sagte der Possenreißer beim Eintritt in den Salon. „Was hat man mir gesagt? Sie sind krank gewesen? Sie sind ja frisch und roth wie ein Franzapfel."

„Ja, ich bin ganz und gar wieder hergestellt."

„Nun, mein Lieber, was sagen Sie von Paris? Welch' eine Stadt? Welch' ein Volk in diesen Straßen! Welch' lärmendes Geschrei! Das ist ein Land der Götter!"

„Und auch der Göttinnen, nicht wahr, Herr Ganguernet?"

„Sie wollen sagen, der Frauen? Ach, Baron, die Frauen sind hier verteufelt kalt. Sie haben nicht dieses schwarze Auge, nicht diese Haltung unserer Grisetten von Toulouse, welches sagt: Folge mir!"

„Und was haben Sie in der Hauptstadt gethan?"

„Wie," sagte Ganguernet, „habe ich es Ihnen nicht gesagt? Ich bin wegen einer Heirath hieher gekommen."

„Sie auch?" entgegnete Luizzi unklug.

„Gut, Sie werden sich verheirathen und mit wem?"

„Mit einer vollendeten Frau. Und Sie?"

„Ich? habe ich Ihnen gesagt, daß ich komme, um mich zu verheirathen? Ich komme wegen einer Heirath; aber wegen der meines Herrn Sohnes."

„Ihres Sohnes? Ich habe nie von einer Madame Ganguernet sprechen hören."

Der Possenreißer lachte und antwortete:

„Ich konnte eine Frau nicht heirathen, welche in der Gewalt eines Mannes war."

„Also," rief der Baron mit Abscheu, „trägt Ihr Sohn einen Namen, der ihm nicht gehört?"

„Ich bitte Sie sehr um Verzeihung, er gehört ihm, denn er hat ihn bezahlt."

„Wie, er hat einen Namen gekauft?"

„Nicht sehr theuer, das ist ein verschmitzter Gevatter, ich schwöre es Ihnen. Kennen Sie ein Stück des Herrn Vicard, das Findelkind betitelt?"

„Ja, ich glaube dessen Aufführung vor kurzer Zeit gesehen zu haben."

„Nun gut, mein Herr Sohn hat das Stück auf die Bühne gebracht. Er ist ein schöner, lustiger Patron, der lange genug die Ellevious in der Provinz gespielt hat. Er hat Furore unter den Weibern gemacht. Da er ohne Engagement sich befand, kam er nach Paris, nachdem er durch Toulouse gereist war, wo wir zusammen famos geschmaust haben. Kaum war er abgereist, als ich einen Brief von einem alten Freunde Hanswurst erhielt, einem alten Soldaten des Kaiserreichs, welcher bei Toulouse mit dem Marschall Soult war; er lud mich ein, nach seinem Schlosse von Taillis zu kommen, um mich zu erholen, und er kündigte mir an, daß er eine Nichte und eine Großnichte zu verheirathen habe und zwar mit zwei Millionen Mitgift."

„Zwei Millionen Mitgift!" sagte Luizzi.

„Gehen Sie, das ist eine drollige Geschichte," sagte Ganguernet lachend.

„Ich glaube es; aber verwirren wir sie nicht mit der ersten."

„So ist es, ich habe auf der Stelle an meinen Herrn Sohn geschrieben, um ihm das Abenteuer mitzutheilen. Wenn wir uns gut verstehen," sagte ich zu ihm, „so wirst Du eine von diesen Dirnen bekommen. Das ist ein excellenter Streich, der meinem Freund Rigot gespielt werden kann. Es hatte nur eine Schwierigkeit, daß mein Sohn sich kurzweg Gustav nannte, und daß Rigot ein viel zu alter Schnapphahn, und von einer dem Pöbel zu sehr angehörenden Familie ist, als daß er nicht einen Mann, wie er sein soll, einen Mann von einem großen Namen, für seine Nichte oder seine Großnichte verlangen sollte."

„Das setzt mich in Erstaunen," entgegnete der Baron.

„Bah!" machte Ganguernet, „Jeder will aus seinem Schmutz heraus, entweder durch sich oder durch die Seinigen; es geht da, wie bei galanten Frauen, sie erziehen fast immer ihre Töchter gut."

„Glauben Sie?" sagte Luizzi lachend.

Ganguernet blies seine Backen auf und sagte mit einem melodramatischen Tone:

„Wer die Klippen kennt, weiß die Andern vor dem Schiffbruch zu retten."

„Das ist möglich; aber wo hat Ihr Sohn seinen Namen hergenommen?"

„Hier... hier; als er meinen Brief erhalten hat, war er mit dem Theater der comischen Oper in Unterhandlungen wegen eines Engagements. In diesem Theater gibt es ein sehr ungewöhnliches Individuum, einen Chef der Klatscher."

„Den gibt es überall."

„Dieser hier ist ganz besonders. Er ist ganz einfach der Marquis von Bridely."

„Der Marquis von Bridely aus Toulouse?"

„Der letzte der vier Söhne dieses Marquis von Bridely, von welchem Sie sprechen. Zur Zeit der Revolution war er in einem Seminar. Er warf den geistlichen Rock von sich, und während sein Vater und seine drei Brüder zu Condé's Armee gingen, trat er in die Reihen der republikanischen Heere. Sein Vater und seine drei Brüder wurden getödtet, er wurde Marquis von Bridely, aber sonst nichts. Er ist gemeiner Soldat geblieben, und tapfer wie ein Löwe errang er bei Austerlitz das Kreuz. Er konnte aber nie zu dem Grade eines Korporals gelangen, weil er sich wöchentlich fünfzehn Mal, die Schlachttage ausgenommen, betrank. Nachdem er im Jahre 1815 zu Toulouse abdankte, hat er das Handwerk eines alten Soldaten getrieben."

„Was ist das?"

„Sie wissen das nicht?" sagte Ganguernet, indem er die Miene eines alten Murrkopfs, eine militärische Haltung annahm, und mit dumpfer Stimme sagte: „Alter Soldat des Kaiserreichs, der alle Hauptstädte Europa's gesehen hat, sacre Dieu! Es lebe Napoleon! Ein guter Franzose! Patriot bis zum Tode! Das Kreuz erhalten auf dem Schlachtfelde, zwanzig Wunden, es lebe der Kaiser!" Damit und mit einem etwas reinlichen Aufzuge hatte er während zwei oder drei Jahren Hundert-Soustücke mit dem Bildniß des Kaisers von allen Bonapartisten, Offizieren, Generalen und so weiter, welchen er sich vorstellte, erwischt."

„Das ist ein drolliges Handwerk."

„Ein sehr bekanntes;" sagte Ganguernet. „Aber die Concurrenz hat es verdorben, und man mußte ein neues suchen; daher ergriff er das entgegengesetzte Handwerk, das einer angesehenen, ruinirten Familie."

„Was ist das wieder?" sagte Luizzi.

Ganguernet machte ein langes, verächtliches Gesicht, nahm eine impertinent einschmeichelnde Stellung an, und versetzte, indem er leicht hin durch die Nase und mit fast geschlossenen Lippen sprach:

„Der Marquis von Bridely! Eine Hingebung, welche man durch eine sterile Decoration belohnt glaubt; (in diesem Fall wird das rothe Band der Ehrenlegion, das rothe Band des Sankt-Ludwigsordens). Eine unverbrüchliche Treue gegen die Bourbons, ungeachtet des Undanks derselben. Und mit diesem erlangt man von den Royalisten Napoleonsd'or mit dem Bildnisse Ludwigs XVIII."

„Und dieses Handwerk da ist wie das andere durch die Concurrenz abgenützt?"

„Ganz und gar nicht, aber durch den Gebrauch. Unser Marquis ging schnell; er erschöpfte Paris in drei oder vier Jahren. Er hätte wohl in der Provinz fort fahren können; aber Paris war ihm nothwendig, und

nachdem er Contremarken in untergeordneter Stellung verkauft hatte, wurde er Chef der Klatscher im Theater, in welchem sich mein Herr Sohn engagiren wollte."

„Da wir nun da angekommen sind," sagte Luizzi, „so theilen Sie mir doch mit, was Ihr Herr Sohn gethan hat?"

„Als er meinen Brief empfing, ging er zu dem Herrn Marquis und bot ihm tausend Thaler an, wenn er seine Thürschließerin heirathen, ihn anerkennen und legitimiren wolle. Der Marquis ging darauf ein, und der Sohn des Herrn Aimé-Zepherin Ganguernet und der Maria-Anne Gargablon, geborene Libert, ist jetzt der Graf von Bridely."

„Ist Ihr Sohn ein schöner Junge?"

„Elleviou, durchaus Elleviou."

„Hat er gute Manieren?"

„Auf und nieder Elleviou, Baron."

„Das fordert Ueberlegung, Herr Ganguernet."

„Was!" versetzte dieser.

„Nichts, o gar nichts. Und wann werden Sie zu Ihrem Freunde abreisen, zu dem Herrn...."

„Rigot? In sieben oder acht Tagen; es erfordert so viel Zeit, um das Costüme des Vaters des Marquis herzurichten. Wir führen ihn mit uns, er muß mit Rigot trinken und ihn in Begeisterung versetzen. Die Mutter wird für krank ausgegeben. Ich hoffe, daß dieses einen lustigen Streich geben soll."

„Sehr lustig, in der That," sagte Luizzi nachdenkend.

Als er dann sah, daß Ganguernet sich erhob, sagte er zu ihm:

„Wie, Sie wollen mich schon verlassen."

„Es wird schon spät und ich muß Gustav bei dem Restaurateur treffen, um dann an der Porte-Saint Martin die beiden Galeerensclaven zu sehen. Der Marquis hat uns Billete gegeben."

„Wenn ich nicht so krank wäre," sagte Luizzi, „so

würde ich Sie vielleicht dort treffen. Ich habe von diesem Stücke sehr viel sprechen gehört."

„Man sagt, daß es sehr gut sei, es ist ein Galeerensclave, welcher das Geheimniß eines seiner Kameraden kennt, und ihn zwingt...."

„Ihm seine Tochter zur Ehe zu geben," sagte Luizzi schnell.

„Nein, weil es der Hochzeittag ist; mit dem, was Sie mir sagen, kann man kein Stück machen."

„Vielleicht mehr als eines," versetzte Luizzi immer noch von seinen Rachegedanken eingenommen.

„In der That, wenn man das Geheimniß eines Menschen besitzt, so kann man ihn zu Allem zwingen."

„Sie haben Recht," rief Luizzi, „Besuchen Sie mich morgen wieder."

„Auf morgen also."

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie nicht besuche; aber ich darf nur mit der größten Vorsicht ausgehen."

Ganguernet entfernte sich und kaum war Luizzi allein, als er seine Glocke in Bewegung setzte, und der Teufel erschien.

Er war in einem schwarzen Kleide und trug eine ungeheure Brieftasche unter dem Arme.

„Woher kommst Du?" sagte Luizzi zu ihm.

„Ich komme davon her, einen Ehevertrag vorzubereiten, dessen Resultat Du vielleicht einstens erfahren wirst."

„Ist es der meinige?"

„Ich habe Dir gesagt, daß ich mich in diese Angelegenheit nicht mischen werde, wenn es nicht darum geschieht, um Dir zu erzählen, was Du zu wissen verlangst."

„Ohne Zweifel weißt Du, warum ich Dich gerufen habe?"

„Ich weiß es," sagte Satan zu ihm, „und billige

es. Endlich begreifst Du die Welt, Du vergiltst ihr Böses mit Bösen."

„Ruhe mit den Vorlesungen," sagte Luizzi „ich thue was ich will."

Der Teufel lachte verächtlich.

„Sklave!" schrie der Baron.

Satan lachte schallend.

Der Baron klingelte mit der Glocke; der Teufel schwieg.

„Ich habe die Geschichte der Frau von Marignon nothwendig."

„Auf der Stelle?"

„Auf der Stelle und ohne Commentar."

„Bist Du sicher, dergleichen nicht zu bedürfen? die Welt ist klein, für den, der sie aus der Höhe sieht, und Du siehst nicht voraus, was Du erfahren sollst."

„Ohne Zweifel etwas Abscheuliches."

„Vielleicht."

„Verbrechen?"

„Hältst Du mich für einen Melodramaturgen?"

„Du mußt immerhin der Apoll dieser Herren sein?"

„Ich bin der König des Bösen, Baron; ich überlasse das Böse dem menschlichen Geiste."

„Du wirst immer einen wahrhaften Gelehrten machen, denn Du hast die erste ihrer Eigenschaften, die Eitelkeit."

„Ich habe nur die, Böses zu thun; sie sollen sie nehmen und sie werden sie eben so gut rechtfertigen als ich."

„Du machst immer Witze, Herr Satan."

„Du siehst wohl, daß ich kein Schreiber von Melodramen bin."

„Genug, wenns beliebt," entgegnete der Baron, „wir wollen anfangen."

„Wohlan denn," entgegnete der Satan.

Und er fing an.

XVII.

Frau von Marignon.

„Sie ist die Tochter einer gewissen Madame Beru. Um die Tochter zu begreifen, muß man die Mutter kennen. Madame Beru war die Frau des Herrn Beru. Herr Beru war Violinist der Oper, er war ein Mann von ungeheurem Talente. Indessen war er kein Künstler; die Künstler bestanden zu jener Zeit noch nicht. Wenn der Musiker im Jahre 1772 nicht zu Mittag speiste, so geschah es, weil er nicht einen Sou hatte. Manchesmal lachte er über sein Elend, oft gerieth er in Wuth darüber, aber niemals trug er dasselbe zur Schau, um sich als ein hochmüthiges Schlachtopfer darzustellen. Die Kunst, dieser verschleierte Gott, den alle unsere großen Männer nach ihrer Vorstellung bilden, hatte damals noch keine Religion und keine Märtyrer. Beru war ein großer Violinist und er hatte sich lang mit Schmutz besudelt, um sich Lehrstunden zu erlaufen, ohne ein Genie mit Flammenschwingen zu finden, welches seine Gedanken über den Schmutz der Gassen emporhob, in welchen er mit durchgetretenen Schuhen watete. Er hatte ein durchlöchertes Kleid, nicht einen prachtvollen Lumpen. Seine Violine war seine Violine und sein Broderwerb, nicht die göttliche Stimme, durch welche er seine Seele der Menge hingab, nicht die unsterbliche Nahrung, welche sie mit einem Strahle von Harmonie, dem Concert der Engel geraubt, ernährte.

Wenn die Perrücke Beru's in Unordnung war, so hatte sie nicht der Wahnsinn zerzaust, sondern der Perrückenmacher hatte sich geweigert, sie ordentlich zu frisiren. Beru sagte offenherzig: „ich bin der erste Violinist meiner Zeit;“ aber er hätte den mit dummen Au-

gen betrachtet, der ihm gesagt hätte: „Du bist eines von den begabten Wesen, welchem Gott eines der Worte des großen Geheimnisses anvertraut hat, und wenn dieses harmonische Wort singt und weint unter deiner folgsamen und sklavischen Saite, wenn die Männer mit Erstaunen Dich hören, und die Frauen in ihrem Herzen träumen, denn Du erweckst eines jener ewigen Echos, welche in uns immer für das Genie sprechen, dann spricht diese aus dem Himmel auf die Erde verbannte Stimme eine Sprache, welche uns entzückt, ohne daß wir sie begreifen können." Wenn man dieses Beru gesagt hätte, so hätte er es nicht begriffen. Ohne aber mit seinem Talente den metaphysischen und eingebildeten Pylades eines lebenden und langweiligen Orestes zu machen, wie unsere Künstler heut zu Tage thun, hatte Beru doch nicht weniger einen großen Begriff von seinem Verdienste. So wie man von Musik sprach, wurde er ein warmer, beredter, hitziger, scharfer, unbarmherziger Sprecher. Beru, ein großer Gluckist, behandelte Piccini als einfältigen Menschen, als unehrlichen Mann, als einen Lumpen und als Räuber; er besaß all' das ungereimte der musikalischen Leidenschaft. Er war ein wahrhafter und großer Musiker, und der beste Beweis, den ich Dir darüber geben kann, ist der, daß sein Talent dem Erfolge widerstand, nachdem es dem Elende Widerstand geleistet hatte.

Beru hatte sich gegen das Jahr 1770 mit Mademoiselle Finon, der Eigenthümerin eines Hauses, verheirathet, in welchem die jungen großen Herrn des Hofs zu Abend zu speisen und zu spielen die Gewohnheit hatten. Zu jener Zeit war die Finon eine Frau von dreißig Jahren, und für sie bestand das Leben vorzüglich darin, große Welt, offene Tafel und reiche Toilette zu haben; Anfangs hatte sie sich ihrer persönlichen Schönheit bedient, um sich diese Annehmlichkeiten zu verschaffen. Als eine Frau von Geist, welche zu resigniren weiß, hatte sie auf die Schönheit Anderer spe-

culirt, um den Stand ihres Hauses aufrecht zu erhalten, als sie es mit ihrer Person nicht mehr vermochte. Damit ihr Haus die Aufmerksamkeit des Herrn Polizei-Lieutenants nicht zu sehr auf sich ziehe, hatte sie es für klug erachtet, einen Mann zu nehmen, der ihr einen gebilligten Stand gäbe. Die Wahl war schwierig; es bedurfte eines Mannes, der nicht allein die beengende Stellung dieses Hauses hinnahm, der vielmehr auch nicht bei den persönlichen Galanterien der Herrin desselben wüthend würde; denn wenn die Finon auch nicht mehr die Göttin der alten Finanzpächter und der jungen Marquis war, so hatte sie doch durch dieses und jenes einige gute, schwere Unterpächter erhalten können, welche die Rechnungen der Lieferanten bezahlten, oder einige eben so noble, als verwelkte Ludwigs-Ritter, welche sie in das Schauspiel begleiteten und ihr den Arm auf den Spaziergängen reichten.

Sie hörte von Beru sprechen, einem Violinisten von zwölfhundert Frank Besoldung, welchen alle großen Herren seit langer Zeit kannten, weil er hie und da seine Partie in den Orchestern ihrer kleinen Häuser gespielt hatte. Finon dachte, daß dieser Mann gerade nicht ein Gesicht mitbringen würde, mit welchem man Bekanntschaft machen müsse, oder welches mißfallen könne, und daß man sich mit ihm, wenn er einen nur etwas guten Charakter habe, verständigen könne.

Sie ließ Herrn Beru einladen, sie zu besuchen, und von der ersten Zusammenkunft an gefiel ihr dieser Mann in jeder Beziehung. Er nahm mit einer erhabenen Gleichgültigkeit die Spöttereien hin, welche man über sein Gesicht und über seine Person machen wollte. Er aß und trank mit einer Ruhe, welche nichts erschüttern konnte, und am Ende des Abendessens war er so betrunken, daß man ihn zu Bett bringen mußte. Einen Tag später war Herr Beru verheirathet. Dieses große Ereigniß berührte fast nichts als sein Aeußeres. Seine Frau gab ihm einen Schneider und einen Per-

rückenmacher und überließ ihm seinen Gehalt von zwölfhundert Franken, um nach Belieben davon Gebrauch zu machen. Nachdem einmal die Ehe geschlossen war, wurden die Verhältnisse wie sie früher waren fortgesetzt; das Haus blieb das Rendezvous der Frauen von Welt und der reichsten und hochgeborensten Männer, Herr Beru spielte an den Tagen der Oper die Violine in der Oper und brachte den Abend auf dem Café Procope zu, wenn er da einen Ruheplatz fand. Niemals antwortete er auf eine der Spöttereien, welche seine Kameraden bezüglich seiner Frau gegen ihn richteten, niemals machte er seinen Neidern die Freude, auszusehen, als wenn er sie verstehe, und er fuhr mit einem erhabenen Phlegma fort, sich zu betrinken und auf der Violine zu spielen. Nach Verlauf einiger Monate, hatte seine Gleichgültigkeit die närrischen Einfälle der meisten Spötter abgenützt, aber dennoch fanden sich einige Epigramme vor, als nach Verlauf eines Jahres nach der Hochzeit Beru als legaler Vater eines so eben geborenen Mädchens erklärt wurde. Bei dieser Gelegenheit heftete man an die Ofenröhre des Café Procope folgendes Epigramm an:

„Sie haben ein Kind.“ Frau Beru so sprach
Triumphirend zu ihrem Gemahle.
„Ein Kind? Ein Kind, ich?“ versetzte der Mann
„Und dürfte ich fragen, wie's heißt?“
„Wie Sie, Herr Beru, so spricht das Gesetz.“
„Ist's Edelmann, oder ist's Bürger?“
„Sie sind ja, ich glaub' es, ein Bürger, mein Herr.“
„Wohlan, es sei Bürger, doch sagt mir, Madame,
„Wer hat es denn wohl erzeugt? — Ich.“

„Als Beru in das Kaffeehaus eintrat, that er, wie alles that, er ging gerade auf den Ofen zu, er las das Gedicht von einem Ende bis zum andern, indem er fortwährend mit der Hand die heiße Ofenröhre

bestrich, auf welcher das Blatt Papier angeklebt war. Sein Gesicht verrieth nicht die mindeste Spur von einer Gemüthsbewegung; er nahm seinen Hut wieder, den er auf den Marmor des Ofens gelegt hatte, sein an einen Stuhl gelehntes Rohr, und ging trillernd auf den Tisch zu, an welchem er gewöhnlich Platz nahm. Einer der gewöhnlichen Gäste erzürnte sich über diese gemeine Gleichgültigkeit und rief ihm ganz laut zu:

„Ei, Herr Beru, haben Sie an dem Ofen nichts gelesen, was Sie interessirt?"

„Mein Herr, ich kann nicht lesen," erwiederte Beru mit bewundernswürdiger Ruhe.

„Jedenfalls aber hören Sie," sagte der Ordinarius, „und ich werde Ihnen sagen, was sich dort geschrieben befindet."

Beru neigte sich, wie um besser zu hören, und der Ordinarius declamirte ihm mit dem möglichsten Aufsehen die abscheulichen Verse, welche ich Dir gesagt habe.

„Ach, das ist auf dem Ofen," sagte Beru, indem er den Ordinarius mit einem fast drohenden Blicke maß.

„Ja, mein Herr," sagte dieser, indem er sich in die Stellung eines Menschen versetzte, der auf einen Streit gefaßt ist.

„Nun!" sagte Beru, indem er ein angefangenes Glas Liqueur vollends trank, „wenn es da ist, so ist es da."

„Es gibt doch solche Männer?" sagte Luizzi, den Teufel unterbrechend.

„Es gibt deren, mein Meister, und zwar sogar, glaube mir, unter den Vornehmsten. Wenn ich Deputirter wäre, so würde ich auf der Stelle in die Gesetze, welche die Beförderung der Funktionäre regeln, einschalten lassen: ein Drittheil der Plätze wird dem Alter bewilligt — das heißt der Unfähigkeit — ein anderes Drittheil der Gunst — das heißt der Bestechung — und

das letzte Drittheil den Weibern — das heißt den Hahnreis."

„Du würdest da eine hübsche Regierung machen."

„Herr Baron, Ihr habt keine andere, und was nicht in den Gesetzen geschrieben ist, liegt in den Sitten, und alles geht gut."

„Wir wollen sehen; kehren wir zu Beru zurück."

Der Teufel fuhr fort:

„Gegen einen solchen Muth war nichts zu thun; daher hörten alle Spöttereien und alle Epigramme auf, so wie diese feierliche Probe bestanden war. Alles ging auf demselben Fuße fort, ausgenommen, daß ein Kind mehr in diesem Hause war. Dieses Kind hatte man Olivia genannt. Es wuchs heran, ohne daß Jemand darauf merkte; es war in dem Gesindezimmer, wie in dem Salon vernachläßigt, und hörte zu gleicher Zeit die Lehren dienerischer Spitzbüberei, welche die Dienstboten in ihrer Gaunersprache vortrugen, und die Lehren der galanten Verdorbenheit, welche in den Ausdrücken vornehmer Liederlichkeit ausführlich entwickelt wurden. Olivia war zehn Jahre alt, und noch konnte sie weder lesen noch schreiben; dagegen aber hatte sie, indem ihr von den Männern des bessern Tones immer Liebkosungen zu Theil wurden, und indem sie in einem Salone spielte, in welchem sich die höchsten Notabilitäten des eleganten Lasters versammelten, eine außerordentliche Geschicklichkeit erlangt, so daß sie über alle Gegenstände der Welt mit einer vollständigen Geläufigkeit sprach. Plötzlich fand sie dann auch die albernsten Antworten, Reminiscenzen des Gesindezimmers, welche ein tolles Lachen in dem Salon hervorriefen.

„Zu jener Zeit traten zwei wichtige Ereignisse in dem Hause der Madame Beru ein, ihr Mann starb an einer Unverdaulichkeit, zu welcher ein Schlagfluß sich gesellte, und sie bekam die Pocken. Sie genaß an dieser Krankheit, ließ aber in derselben die letzten Reste

einer Schönheit zurück, welche ganz Paris beschäftigt, oder welche sich vielmehr mit ganz Paris abgegeben hatte. Damals richtete Madame Beru ihre Blicke auf ihre Tochter und bemerkte, daß sie ein Kind von einer entzückenden Schönheit sei; jetzt erst dachte sie an deren Erziehung. Olivia lernte nur zwei Sachen, die Orthographie und die Musik; die Musik, weil sie ihr gestattete, die schönste Stimme der Welt hören zu lassen, die Orthographie, weil diese ihr gestattete, herrlich ausgearbeitete Phrasen, welche sie in der Unterhaltung des Salons ihrer Mutter gelernt hatte, zu Papier zu bringen.

„Nach meiner Meinung wußte Olivia Alles, was eine Frau wissen muß; und zu den beiden Auszeichnungen, von welchen wir gesprochen haben, fügte sie noch jene hinzu, sich zum Entzücken zu kleiden und göttlich zu gehen. Eines der größten Laster der eleganten Damen eurer Zeit ist das, daß sie nicht zu gehen wissen. Der größte Theil schleppt sich weichlich fort und glaubt, daß dieses ein Zeugniß des Müßigseins und folglich des Reichthums sei; daher setzen sie nur wie von Schmerz ergriffen die Füße auf die Erde, denn diese sind nur an die Teppiche der reichen Appartements oder der dahinfliegenden Wagen gewöhnt. Die Frauen haben Unrecht; ihre Anmuth besteht hauptsächlich mit in einem schönen, regelmäßigen und gewandten, schnellen Gange.

„Nur bei einem solchen Gange können diese plötzlichen und entschiedenen Wendungen des Kopfs bei einem unvorhergesehenen Begegnen und die Grüße sich zeigen, welche mit einer sanften Neigung des Körpers gemacht werden, und welchen die Schnelligkeit des Schrittes keine Zeit gibt, um tiefer gemacht und folglich linkisch oder ceremoniös zu werden; nur bei einem solchen Gange können sie endlich ohne Unverschämtheit diese entschiedenen Blicke umher werfen, die wie der Blitz ausgehen und zünden, und wie der Blitz nur einen Moment währen; diese Blicke mit vollem Auge, welche

euch blenden, und euch heimkehren lassen, wie mit zerrissenem Herzen. Heut zu Tage mißkennen die Frauen das Alles; die Mode ist für leichte Neigungen des Kopfes, für ein ermüdetes Balanciren der Brüste, für halbverschleierte Blicke, welche sich von weitem auf andere Blicke stützen. Auch habt ihr nichts, als die Geschichte der Leidenschaften, gelber, entblätterter, entkräfteter Leidenschaften, und fast mehr von jenen unreifen Geschichten verliebter Abenteuer, die sich in vierundzwanzig Stunden, wie die classischen Comödien, vollenden. Ist die Haltung der Frauen eine Ursache oder ein Resultat eurer Literatur? Ich kann das nicht beantworten; aber das muß anerkannt werden, daß zwischen ihnen eine sehr bemerkenswerthe Wechselwirkung stattfindet.

„Olivia, eine Frau von Geist, eine große Musikerin, die sich zum Entzücken kleidete, die zum Entzücken ging, war eine vollendete Frau. Das einzige, was ihr die Natur versagt hatte, das war der Typus von Originalität, der zu einem großen Glücke erforderlich ist; glücklicher Weise hatte ihre schlechte Erziehung diesen ersetzt. So hatte also Olivia, lebhaft, gut, geistreich, ohne andere Laster, als die der Schwäche, Mangel an diesem anziehenden und unvermutheten Reize, welcher eine Leidenschaft ohne diese plötzlichen Wendungen eines gesuchten, in den groteskesten Ausdrücken sich gefallenden Tones, stachelt und zum Wahnsinne treibt. Dieses hatte ihr ein eigenthümliches Gepräge gegeben, welches in den Augen eines gewissenhaften Beobachters die außerordentlichen Erfolge, welche sie erlangte, viel leichter erklärt, als ihre vollkommene Schönheit und ihre wirklichen Talente.

„Am 1. März 1785 erreichte Olivia das fünfzehnte Jahr. Sie war eine Person von einem schlanken Wuchse und vielleicht ein wenig mager, ihre Brust war breit, aber platt und noch die eines Kindes; ihre Arme waren schwach, ihre Hände klein, aber sehr schmal, die Füße

zart, ihre Knöcheln waren dünn, ihr Gesicht war lang und kaum etwas gefärbt. Man begriff, daß sie ein zu einer hohen Schönheit bestimmtes Geschöpf sei, welches sich jedoch erst langsam in seinem ganzen Glanze entwickelt, weil die Natur eben so gut als der Mensch Zeit bedarf, um etwas Vollständiges zu erzeugen.

„An diesem Tage war großes Soupé bei der Beru, welche einen außerordentlichen Aufwand machte, um den Geburtstag ihrer Tochter zu feiern. Die männlichen Tischgenossen waren zwölf; es waren die Auserwählten der gewöhnlichen Gäste des Hauses. Das war ein prächtiges Abendessen mit köstlichen Wüstlingen. Man begegnete da Abenteurern, wahr oder falsch, mit den ersten Damen des Hofs und der Geldwelt, und man opferte sie zu den Füßen eines Mädchens von fünfzehn Jahren, welches bestimmt war, die Buhlerin der angesehensten Männer und der ausgezeichnetsten Namen zu werden; man lehrte sie, wie man einen Mann betrog und, was noch viel ergötzlicher ist, wie man zwei Liebhaber liebt. Man brachte ihr endlich eine große Verachtung derer bei, die man ehrsame Leute nennt, für die es fast eine moralische Wohlthat ist, nicht von dieser Gesellschaft zu sein. Nachdem man die Flaschen bis auf den Grund und bis zur Trunkenheit geleert hatte, gab der Marquis von Villanville, Oberst der Reiterei des Königs, welcher mit Auszeichnung bei mehreren Gesandtschaften gedient hatte, der Beru ein Zeichen, ihr Kind zu entfernen. Die Beru führte Olivia ungeachtet der Bitten und der Protestationen der übrigen Tischgenossen weg, und einige Augenblicke später erschien sie allein. In diesem Momente erhob sich der Marquis, nahm die Stellung eines Redners an, welcher zu einer Versammlung sprechen will, und sagte dann die folgenden Worte:

„Meine Herren, ich schlage Ihnen einen Vertrag vor. Wenn Sie vernünftig sind, werden Sie ihn annehmen.“

„Lassen Sie hören, lassen Sie hören!“ antwortete man von allen Seiten.

„Sie bewundern alle die Tochter der Madame Beru, dieser vortrefflichen Madame Beru, und ich bitte Sie daher, mich mit Aufmerksamkeit zu hören. Ich wende mich vorzüglich an Ihre mütterliche Zärtlichkeit, damit diese mir helfe, Ihnen Geschmack an meinem Vorschlage beizubringen. Olivia zählt fünfzehn Jahre, ein schönes Alter, meine Herren, jenes Alter, in welchem das Weib sich der Liebe hingibt. Und dennoch, wenn Sie mir folgen wollen, werden wir sie diese Schuld noch nicht bezahlen lassen, wir werden ihr eine Frist von einem Jahre geben.“

„Was soll das sagen?“ schrie man von allen Seiten.

„Das will sagen, daß je mehr die Blume sich öffnet, desto schöner sie zu pflücken ist.“

„Aber das ist abscheulich,“ sagte Luizzi; „das ist das Laster ganz ohne Maske.“

„Das ist das ganze Laster,“ sagte der Teufel. „Ich habe Dir gesagt, daß die Heuchelei das große sociale Band ist.“

„Wohl,“ sagte Luizzi, die Achsel zuckend. „Du zeigst mir die Wirkung eines wohlgefüllten Schlauchs. So wie man nur die kleinste Oeffnung darin anbringt, entströmt das Wasser mit Gewalt. Ich glaubte Dich nicht so sehr pedantisch, Du lenkst bei der geringsten Unterbrechung ab; für Dich hat Lafontaine seine Fabel vom Schulfuchsen und vom Schüler gemacht.“

Luizzi schwieg, der Teufel setzte seine Erzählung nicht fort.

„Nun!“ sagte Luizzi, „was machst Du?“

„Ich höre Dich, indem Du diese Fabel in die Wirklichkeit überträgst?“

Luizzi biß sich in die Lippen und entgegnete launisch: „Fahre fort.“

Satan fuhr fort:

„Der Marquis fügte bei: „Das will sagen, meine Herren, daß bevor nicht ein Jahr abgelaufen ist, keiner von uns versuchen wird, von Olivia eine Gunst zu erhalten. Von da an kann jeder versuchen, ihr zu gefallen, aber darüber hinaus wird keiner gehen. Wir wollen uns durch unser Ehrenwort verpflichten, sie während eines Jahres zu respectiren, und nach Ablauf dieser Zeit wird die Rennbahn eröffnet; glücklich denn der, der den Preis davon tragen wird, denn er wird die vollendetste und vollkommenste Schönheit erringen."

„Und wer weiß, Marquis," rief der Vicomte von Assimbret, „wer weiß, wo ich in einem Jahre sein werde. Gott allein kennt dieses Geheimniß, und ich für meinen Theil bin Ihrer Meinung nicht. Ueberdieß kann, während wir vor Olivia stehen bleiben, ein anderer sich finden, welcher nicht von der Gesellschaft ist und welcher sie uns wegmucksen wird. Von morgen an ziehe ich zu Felde."

„Meine Herren, meine Herren!" sagte die Beru mit der Würde eines häßlichen Weibes, „Sie vergessen, vor wem Sie sprechen."

„Im Gegentheil," rief der Marquis von Billanville, „und eben weil Sie so verständig sind, so denke ich, daß Sie meiner Meinung sein werden."

„Ei, nein," versetzte der Vicomte, „meine Beru will nicht warten, sie wartet nicht, sie hat keinen Sou, ich kenne den Zustand ihrer Börse, und ich biete ihr hunderttausend Livre baar an."

„Oh! Oh! Oh!" sagte jetzt ein dicker Mann, der noch nicht gesprochen hatte, „hunderttausend Livre, das ist ein famoser Heller, ich biete fünfhundert."

„Baar?" rief die Beru, durch dieses Anerbieten hingerissen.

„Der dicke Mann, welcher Unterpächter der Salzsteuer war, schwieg. „In einem Jahre biete ich es an," sagte er endlich; „denn ich bin der Meinung des Marquis, man muß warten."

„Du, Herr Libert, Du dicker Thalersack, Du willst warten?“ sagte der Vicomte.

„Libert?“ rief Luizzi, „ich kenne diesen Namen, nicht wahr?“ Aber der Teufel nahm keine Rücksicht auf die Unterbrechung des Barons, oder er wollte sie vielmehr nicht hören, und er fuhr fort, die Rede des Vicomtes gegen den Unterpächter zu vollenden. Sie schloß also:

„Schweige Libert,“ sagte der Vicomte, „Du hast keine andere Begierde, als den Tod Deiner Frau zu erwarten, welche Dir die Augen ausreißen würde, wenn sie wüßte, daß Du eine Maitresse etwas nach der Welt hast. Du hast Dir doch einen guten Arzt ausgesucht, damit Du sicher bist, in einem Jahre befreit zu sein?“

„Wir sind jetzt zwei der Meinung des Vertrages,“ versetzte der Marquis. „Sie müssen unserer Meinung sein, Abbé, Sie können Olivia nicht eher erringen als bis Sie Ihres Bisthums sicher sind.“

„Das ist wahr, ich bin für die Vertagung,“ versetzte der Abbe.

„Wohlan es sei,“ sagte der Vicomte, „ich trete bei, aber unter einer Bedingung. Hören Sie: dieser dicke Libert wird uns Olivia wegnehmen, das ist sicher. Nicht wahr Beru? Denn er hat dich sechsmal theurer gekauft, als Du werth bist. Es gibt weder eine Eigenschaft, noch einen Namen, noch Vortheil oder Geist, welche gegen die Thaler dieses goldenen Bauches streiten könnten. Ich schlage daher vor, daß jeder von uns bei einem Notar hunderttausend Livre hinterlege; das wird zwölfmalhunderttausend Livre machen; denn wir sind zwölf. Unter der Bedingung nun, daß Olivia einen von uns zwölf aussuche, sollen diese zwölfmalhunderttausend Livre ihr gehören. Auf diese Weise hat jeder von uns ihr zwölfmalhunderttausend Franken anzubieten. Gilt das?“

„Ja, ja!“ schrie man von allen Seiten.

„Ja, ja,“ sagte der Pächter mit stolzer, hochmüthiger Miene.

„Sehr gut, Herr von der Geldkatze,“ sagte der Vicomte; „aber es muß die Verpflichtung durch Ehrenwort von uns hinzukommen, daß keiner von uns dieser Summe etwas, nicht einmal einen Thaler, beifüge, und Dir drohen hundert Stockstreiche, wenn Du einen rothen Heller mehr bietest.“

„Dann ziehe ich mich zurück,“ sagte Libert.

„Nein, nein,“ versetzte der Rath, „das würde den Einsatz der Fonds vermehren, ohne uns mehr Aussicht zu geben, denn ob er dabei sei oder nicht, das macht nichts.“

„Das Geld ausgenommen, nicht wahr,“ sagte der Unterpächter zornig. „Wohlan, ich bin dabei und ich schwöre, nicht mehr zu thun als Ihr und dennoch das Mädchen zu bekommen.“

„Und ich bin entzückt darüber, wenn sie nicht mein wird,“ sagte der Vicomte, „weil sie Dich schon am nächsten Tage zum Hörnerträger machen wird.“

„Das wollen wir sehen,“ sagte der Finanzpächter.

„Ich zweifle nicht daran,“ versetzte der Vicomte, „und nun auf Olivia's Wohl. Und damit Du nicht darunter leidest, Madame Beru, so sollen die sechzigtausend Livre Zinsen aus diesem Kapitale von zwölfmalhunderttausend an Dich, Monat für Monat, ausbezahlt werden.“

„Die Beru war über diesen Handel entzückt und genehmigte ihn mittelst eines Zeichens mit dem Kopfe. Der Pächter fuhr fort:

„Wenn aber einer von uns stirbt?“

„Das wird den Ueberlebenden nützen, Zahlenmann.“

„Das ist also eine Art von Tontine.“

„Du hast es gesagt. Beru, hole Olivia herbei.“

Während Beru aufstand, trat Olivia ein, und sagte mit einer eigensinnigen Miene:

„Madame, Sie behandeln mich wie ein kleines Kind, ich bin fünfzehn Jahre alt, und ich weiß nicht, warum ich nicht bis an das Ende bei dem Soupé sein soll.“

„Entschuldigen Sie, Demoiselle,“ sagte der Rath in belehrendem Tone, „wir hatten über einen sehr wichtigen Gegenstand zu sprechen, das hätte Sie langweilt.... Sie sind so geistreich.“

„Baron!“ sagte der Vicomte, „der Krieg beginnt. Olivia, wenn Du jemals einen Geliebten nimmst, so mißtraue, meine Tochter, den Rechtsgelehrten.“

„Und glauben Sie nicht den Männern mit den Degen;“ sagte der Rath.

„Warum das?“ versetzte Olivia.

„Weil, wenn ein hübsches Mädchen zwei Liebhaber haben will,“ versetzte der dicke Pächter lachend, „die Leute mit dem Degen ihren Rival tödten, die Leute von der Robe aber sie in das Châtelet einsperren lassen.“

„Während die guten Pächter theilen, nicht wahr?“ bemerkte der Rath.

„Mir sind fünfzig Prozent lieber, als gar nichts.“

„Darum hast Du,“ rief der Vicomte, „doch nie mehr als ein Prozent von Deiner Frau erhalten.“

„Das ist wahr,“ sagte Libert, „ich habe mich so viel als möglich von den schlechten Operationen zurückgezogen.“

„Licht des Herrn!“ rief der Vicomte. „Du rufst mir diesen armen Beru in's Gedächtniß; er allein hatte Geist.“

Das Abendessen ging in diesem Style fort; und Olivia betrachtete die Theilnehmer desselben mit einer Neugierde, welche, weil sie so lebendig und aufmerk-

sam war, zuverlässig ein verborgenes Interesse in sich schließen mußte.

Olivia hatte die Unterhaltung der guten Freunde ihrer Mutter gehört. Olivia war viel weiter voran, als diese glaubten, sie war schon ein gemachtes Mädchen, und der beste Beweis, den ich Dir hierüber liefern kann, ist der, daß sie auf der Stelle auf Mittel sann, um die zu betrügen, welche Anspruch auf sie machten. Umgeben von der Aufmerksamkeit von zwölf Verbündeten, wäre ihr dieses schwer gefallen, wenn sie sich an einen Mann aus ihrer Mitte hätte wenden wollen; aber während diese sich gegenseitig beobachteten, blickte Olivia über ihren Kreis hinaus, und fand eine Gelegenheit unter der Gestalt ihres Claviermeisters. Er war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, gut gewachsen, mit einem schönen Beine, reinen Zähnen, der einen Liebhaber sehr wohl vorstellte. Olivia entschloß sich, ihn zu lieben. Aber dieser Mann besaß eine so plumpe Natur, er fühlte seine bäurische Unbefangenheit zu wohl, daß Olivia ohne Hülfe ihrer Mutter nicht dahin gelangt sein würde. In der That hatte Madame Beru die Sorgsamkeit bemerkt, welche Olivia auf ihre Toilette verwendete, so oft ihr Lehrer kommen mußte, und sogleich stellte sie sich auch als Schildwache bei ihrer Tochter auf. Herr Bricoine hatte ganz das Ansehen der verbotenen Frucht, das Blut Eva's, meiner ersten Maitresse, sprach in Olivia."

„Und warum? Eva!..." sagte Luizzi.

„Hat ihren Mann, wie die anderen, zum Hahnrei gemacht. Kain war von mir..." versetzte der Teufel, dann fuhr er fort:

„Olivia, die seit einigen Tagen sich sehr Mühe geben mußte, Bricoine nicht unerträglich zu finden, sah ihn jetzt unter einem verführerischen Gesichtspunkte. Herr Bricoine wäre nicht ein außerordentlich alberner Mensch gewesen, wenn er die Aufmerksamkeit des jun-

gen Mädchens bemerkt hätte; er fühlte sich angebetet, und ungeachtet der Schönheit Olivias, hatte der einfältige Mensch die Unverschämtheit, sich begehren zu lassen, denn sie begehrte ihn; ihr Kopf war weg, und bald fühlte sie sich wahrhaft in den Claviermeister vernarrt. Ein zärtliches Geständniß wurde gewechselt, und die Wachsamkeit der Madame Beru wurde getäuscht.

Acht Tage später bestanden die Täuschungen Olivias nicht mehr. Indem sie sich alle Abende in einem Kreise von Männern befand, welche ihrem Laster eine elegante Form gaben, deren lachender Witz für sie immer die schmeichelhafte Anbetung hatte, welche die Ausschweifung der Schönheit weiht, stellte sie eine traurige Betrachtung zwischen denen an, die sie hatte betrügen wollen, und zwischen dem, für den sie diese betrogen hatte. Bricoine war der wahrhafte Liebhaber des verlornen Weibes, despotisch, grob, beleidigend, bei jedem Augenblicke drohend, das Geheimniß Olivias zu entdecken, wenn sie nicht ganz und gar seinem Willen gehorche. Er wurde ihr bald zur ewigen Strafe ihres Lebens, und das arme Mädchen, unschuldigen Herzens und verdorbenen Geistes, konnte nicht aufhören sich zu wiederholen:

„Gewiß werde ich Liebhaber haben, aber ich werde nicht mehr lieben.“

So verging das verhängnißvolle Jahr, und bei einem Abendessen, dem ähnlich, von welchem wir erzählt haben, mußte Olivia unter den zwölf Concurrenten wählen. Das schöne Mädchen erhob sich und sagte mit fester Stimme:

„Ich wähle den Unterpächter.“

„In zwei Tagen,“ schrie der Geldmann, „in zwei Tagen, meine Königin, sollst Du in dem schönsten Hôtel von Paris sein.“

Die Versammlung war erstaunt, der Vicomte al-

lein schwieg, und in der Abendgesellschaft nahte er sich Olivia und sagte:

„Das ist nicht klar, Du hast diese vergoldete Kugel auserwählt. Das geschah nicht aus Geiz, so weit ist man in Deinem Alter noch nicht. Es steckt etwas andres darunter. Wenn Du als Titular-Liebhaber einen Einfaltspinsel brauchst, so geschieht es nur darum, weil ein anderer Liebhaber zu verbergen ist."

Olivia, von dem Vicomte in die Enge getrieben, gestand ihm Alles.

Acht Tage nachher, als Bricoine in das neue Hôtel Olivias kam, um ihr Unterricht zu geben, fand er statt des Geldmannes den Vicomte bei ihr. Bricoine wollte Lärm machen und drohte, alles dem Goldberge zu sagen. Der Vicomte ergriff einen Stock, schlug ihn auf dem Rücken des einfältigen Menschen ganz entzwei und sagte zu ihm:

„Das geschieht, um Dich in Kenntniß zu setzen, daß Du hier nicht mehr erscheinen sollst. Was die Anzeige betrifft, mit der Du uns drohst, so werde ich Dir die Ohren abschneiden, wenn Du ein Wort sagst."

Einige Zeit darauf begegnete der Vicomte dem Unterpächter und sagte:

„Nun, goldenes Kalb, sind Sie mit der kleinen Olivia zufrieden?"

„Hm, hm, ich fürchte sehr, daß die Beru Spott mit uns getrieben habe."

„Und ich, ich schwöre Dir," sagte der Vicomte, indem er sich auf dem Absatze herumdrehte und seinen Degen zwischen die Beine des Geldmannes hineinschleuderte, „ich schwöre Dir, daß sich Olivia über Dich lustig macht."

Uebersicht

der

Abtheilungen des II. Bandes.

		Seite
I.	Der Possenreißer. Der Ex-Notar . . .	5
II.	Anfang der Erklärung	53
III.	Coisi Fan Tutte	65
IV.	Fortsetzung.	72
V.	. . . .	79
VI.	Die drei Armsessel	86
VII.	Erster Armsessel	107
VIII.	Wie die Frauen Liebhaber haben . . .	128
IX.	Fortsetzung des ersten Armsessels . . .	139
X.	Kleine Niederträchtigkeit	154
XI.	Zweiter Armsessel. Wer sie will, der wird sie haben	161
XII.	Fortsetzung des zweiten Armsessels . .	171
XIII.	Dritter Armsessel	182
XIV.	Die guten Bedienten	183
XV.	Eine schöne Kur	217
XVI.	Ein Marquis	228
XVII.	Frau von Marignon	236

Zur Nachricht!

An die berühmten Romandichter Englands: Bulwer, Boz und Marryat, hat sich ein neuer Stern, der die drei Genannten in England mit seinem Glanze bereits überstrahlt, gereiht, wir meinen:

Charles Lever.

Dieser humoristische Schriftsteller wird in kurzer Zeit auch in Deutschland sich eingebürgert haben, und mit Sue und Dumas um den Siegeskranz der Gunst ringen, weil er durch Frische und Lebendigkeit in der Darstellung mit diesen Franzosen verglichen werden darf, durch tiefpoetischen Humor aber dem deutschen Gemüthe noch näher steht, wie diese genannten zwei Dichter. Die bis jetzt erschienenen Romane dieses Romandichters erscheinen im „belletristischen Auslande" unter folgendem Titel:

Sämmtliche Werke

von

Charles Lever.

Kabinetsausgabe.

Jedes Bändchen geheftet à 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

---

1) Bekenntnisse Harry Lorrequers.
2) Jak Hinton.
3) Tom Burke.
4) Charles O'Malley der irische Dragoner.
5) Tändeleien von Arthur O'Leary.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, des Elsaßes, Hollands, Dänemarks und des k. k. österreichischen Ländergebiets, ebenso in den kaiserlich russischen Staaten können obige Werke

à 6 Kreuzer oder 2 Neugr. das elegant geheftete Bändchen entweder im Ganzen oder Lieferungsweise bezogen werden.

Auf 10 Exemplare kommt ein 11tes Ex. gratis.

Stuttgart, im April 1845.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Zur Nachricht!

Wie in Frankreich eine Frau hohen Geistes durch ihre Dichtungen das Vorurtheil gegen weibliche Romandichtungen schon längst durchbrochen hat, wie in Schweden die zwei leuchtendsten Sterne am Dichterhimmel Frauen sind: Emilie Flygare-Carlén und Frederika Bremer; so nehmen in England seit Jahren schon Mistreß Gore und ihre Romane neben Bulwer auf dem Toilettentische jeder Frau von Bildung den Lieblingsplatz ein und nur in Deutschland, das des Mittelmäßigen, ja Langweiligen — wir erinnern hier nur an James! — oft in doppelten Uebersetzungen bringt, ist diese liebenswürdige Darstellerin des englischen fashionablen Lebens noch gänzlich unbekannt!

Wir glauben den Dank vorzugsweise der schönen Leserinnen des „belletristischen Auslandes" zu verdienen, wenn wir die vorzüglichen Romane von Mistreß Gore in dieser Sammlung aufnehmen, welche so eben unter folgendem Titel erscheinen:

Sämmtliche Romane
von
Mistreß Gore.

Aus dem Englischen
von
Ludwig Hauff.
Kabinetsausgabe.

Jedes Bändchen geheftet à 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

1) Das Erstgeburtsrecht 6 Th.	3) Die Botschafterin 6 Th.
2) Hof und Stadt 7 Theile.	4) Der Geldverleiher 6 Th.

(Wird fortgesetzt.)

Diese Werke können durch alle Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, des Elsaßes, Hollands, Dänemarks und des k. k. österreich. Ländergebiets, ebenso in den kaiserlich russischen Staaten à 6 Kreuzer oder 2 Neugr. das geheftete Bändchen, entweder im Ganzen oder Lieferungsweise bezogen werden.

Auf 10 Ex. wird das 11te Ex. gratis gegeben.

Stuttgart, im April 1845.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Memoiren des Teufels

Bd.: 4/6

(1845)

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1590(1-6#2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414272-6